Kleine

Erzählungen

für die Jugend

von

Dr. Gotthilf Heinrich von Schubert,
Hofrath und Professor in München.

Zweiter Band.

Zweite Auflage.

Erlangen, 1876.
Verlag von Palm & Enke.
(Adolph Enke.)

Druck von E. Th. Jacob in Erlangen.

Seinen lieben Enkeln:

Dr. Heinrich Ranke,

Johannes Ranke,

Friedrich Ranke

übergiebt dieses Buch als kleines Denkzeichen seiner Liebe

der Verfasser.

1. Der seltsame Schatz in der Gruft eines lebendig Begrabenen.

Obgleich die Berichte der Auswanderer nach dem goldreichen Californien, so wie dieses Wunderland selber das Interesse, das sie noch vor wenig Jahren für uns in Deutschland hatten, nicht mehr besitzen, mag vielleicht dennoch die nachstehende kleine Erzählung von einem solchen Auswanderer, der übrigens schon auf dem Wege nach den Goldgruben von seinem Goldfieber geheilt ward, der Mittheilung werth sein.

Wir waren, so lassen wir uns von dem Berichterstatter nach dem Inhalt eines Briefes erzählen, unsrer sieben, zwar nicht sämmtlich Landsleute der sieben Schwaben, alle aber von deutscher Zunge, und alle von deutschem, wenn auch gerade damals etwas unruhigem Blute. Wir hatten uns auf einem und demselben Schiffe in Bremen zusammengefunden, unter Hunger und Kummer, Wind- und Wassersnoth die lange Ueberfahrt bestanden, und waren endlich, mit wenig Geld und großem Appetit in der neuen Welt angekommen. In Neuyork ist es den meisten von uns, mit unsren übertriebenen Hoffnungen, schlecht, in Philadelphia anfangs nicht viel besser ergangen, doch fanden wir allmälig durch einen wohlhabenden Vetter unsres langen Wilhelm, den dieser in der Stadt auffand, ein Unterkommen, das jedem von uns in seinem Handwerk

oder sonstigem Beruf ein ausreichendes Brod und sogar noch mehr als dieses verschaffte, so daß mehrere von uns Ersparnisse für ihren künftigen eignen Haushalt zurücklegen konnten. Namentlich hatte auch ich, der Halbgelehrte, durch meine Aufsätze in amerikanischen Tagblättern, welche Euch in Deutschland schwerlich zu Gesichte gekommen sind, mir neben dem guten Lohn, den ich als Gehülfe eines Landmessers erhielt, ziemlich viel Geld verdient.

Am Abend pflegten wir sieben deutsche Reisegefährten gewöhnlich bei einem deutschen Wirthe, der billige Kost gab, uns zusammenzufinden. Da hörten wir, im zweiten Winter nach unsrer Ankunft in Philadelphia, fast von nichts Andrem sprechen als von dem vielen Golde, das sich in Californien auf der offnen Erde findet, und davon sich Jeder, der dahin kommt, auflesen darf so viel er mag. Viele, so sagte man uns, seien ganz bettelarm dorthin gekommen und wären als reiche Leute wieder davon gegangen, so daß sie daheim sich Haus und Hof für ihren Gewinn kaufen konnten.

Obgleich man uns Schwaben und allen Deutschen überhaupt es nachsagt, daß wir ziemlich leichtgläubig seien, hätte ich doch gern einen und den andern solcher glücklich und reich gewordnen Leute selber sehen und sprechen mögen. Wenn ich mich aber genauer nach ihnen erkundigte, da wies man mich an so weit abgelegne Orte hin, daß mir die Lust zur persönlichen Nachforschung verging und die durchreisenden Auswanderer nach Californien wußten auch nichts Weiteres von der Sache, als das, was wir damals täglich in unsern Zeitungen lasen, oder was uns aus Briefen mitgetheilt wurde, die bei mehreren Handelshäusern in der Stadt eingelaufen waren.

Seltsam genug war es, daß das Californische Gold-

fieber nicht uns junge Leute, sondern zuerst den alten, fast siebenzigjährigen Vetter unsres Wilhelm, einen vormaligen Schneidermeister und jetzigen ansehnlichen Tuch- und Kleiderhändler, ergriff. Dieser Mann, von dem seine Verwandten in Deutschland seit fast dreißig Jahren keine Kunde erhalten und den sie deshalb längst für todt gehalten hatten, freute sich nicht wenig, als seines Bruders Sohn, der wohlgestaltete lange Wilhelm, so unvermuthet sich zu ihm fand, denn er selber hatte keine Kinder, und lebte als Wittwer ganz einsam. Er kam jeden Abend zu uns ins Wirthshaus und wurde unter uns jungen Leuten selber wieder jung. Als dieser gute Mann so tagtäglich von den Californischen Goldklumpen und Goldstaub hörte und in den Zeitungen las, als er selbst mehrmalen in einem großen Handelshaus ansehnliche Portionen von solchem ächten Californischen Golde gesehen hatte, da wurde er ganz leidenschaftlich bewegt. „Wenn ich," so sagte er, „so jung wäre als ihr seid, ich setzte mich nicht hieher in die Stadt und ließe das Volk, das jetzt aus allen Landen, wie man sagt, selbst aus China, nach Californien hinzieht, all das Gold, das oben aufliegt, so leichthin ablesen, bis am Ende kein anderes mehr da ist als das, was die Bergleute aus der Tiefe herauf holen. Wir hier in Amerika haben das nächste Recht auf den guten Fund, wir sollten die Hände nicht so in den Schooß legen und zusehen, wie die Fremden nach wenig Wochen oder Monaten mit kinderleichter Arbeit zu großen, reichen Herren werden, während wir uns unser Leben lang beim Handwerksstand abplagen müssen. Da seht einmal, Ihr seid eurer sieben junge, starke Leute und habt alle das Arbeiten gelernt. Ich weiß, ihr habt es euch unter einander versprochen, so lang als nur möglich beisammen zu bleiben. Und wie gut könntet

ihr das auf so einer Wanderung nach Californien. Hier der Westphale ist Zimmermann, der Preuße ist Goldschmied, der Hamburger als ausgelernter Kaufmann versteht sich aufs Rechnungsführen, und von meinen vier Landsleuten aus Schwaben ist der eine ein Kunstgärtner, der andre ein Schmied, der dritte ist Feldmesser und Wundarzt zugleich, nur der vierte, hier mein Vetter Wilhelm, hat bisher ein Handwerk betrieben, mit dem sich beim Goldgraben nicht viel anfangen läßt. Denn seine Buchbinderarbeiten werdet ihr in Californien schwerlich gebrauchen können. Aber er ist groß und stark, er hilft gern bei jedem Geschäft; der Gärtner versteht sich aufs Umgraben und Sortiren des Bodens, der Goldschmied hat geübte Augen für das Erkennen des Goldes und wird euch davor bewahren, daß ihr nicht etwa Katzengold *) oder Markasitkügelchen **) statt Gold auflest; der Zimmermann baut euch eure Hütte und sorgt für das Holzwerk an den Schaufeln und Hacken, der Schmied hält euch das Eisenwerk daran in gutem Stand, der Wundarzt curirt euch umsonst, wenn euch etwas fehlt, und als Feldmesser mißt er das Stück Landes nach, das ihr in Pacht nehmt, der Kaufmann führt die Rechnung über Gewinn und Ausgaben. Und wißt ihr was, damit ihr in eurem Haushaltungs- und Rechnungsbuch gleich auf der ersten Seite unter den Ansätzen Soll und Haben etwas Ordentliches einschreiben könnt, will ich euch selber zu eurer Expedition nach Californien ein gutes Capital vorstrecken. Ihr seid ehrliche Leute, und verständig, so wie fleißig dazu, ich weiß gewiß, ihr kommt nicht mit leeren Händen zurück. Statt der Interessen verlange ich,

*) Gelben Glimmer.

**) Schwefelkies.

als wäre ich selbst einer von der Compagnie, den achten Theil eures Gewinnes dem Gewicht nach, und wenn ihr euer Gold verwerthet habt, dann zahlt ihr mir gelegentlich mein Capital wieder heim."

Nur ich meines Theils und mein Landsmann Christoph, der Schmied, hatte keine rechte Lust zur Wanderung. Die andern fünf stimmten mit lautem Jubel in den Vorschlag des alten Herrn Vetters (so nannten wir ihn alle) ein und wir beide gaben uns am Ende auch darein. Im Mai, dies hatte der Vetter erfahren, wollte eine ganze Gesellschaft von Philadelphia nach Californien aufs Goldgraben ausgehen. Es waren meist ansässige Bürger und Landbesitzer aus der Stadt und ihrer Umgegend, lauter ordentliche, zum Theil auch wohlbemittelte Leute. An diese sollten wir uns nach dem Plan unsres alten Compagnons anschließen. Uns allerdings konnte eine solche Gesellschaft von Eingebornen und Landeskundigen nur angenehm sein, um so mehr, da einige von ihnen schon früher, wo man dort noch nicht an das Goldgraben dachte, den Landweg nach Californien, über den Nordpaß des Felsengebirges, gemacht hatten.

Aber die guten Leute, die in gut spießbürgerlicher Weise fast einen ganzen Haushalt mitnahmen, bildeten einen so schwerfälligen Zug und wollten unterwegs, namentlich in Virginien und Kentucky, so viele Geschäfte abthun, daß wir es für vortheilhafter fanden, sie vorausreisen zu lassen und mehrere Wochen später ihnen nachzufolgen. Da wir so oft als möglich die Eisenbahnen oder Dampfschiffe und nur wo diese fehlten, die Beförderung durch die gewöhnlichen Post- oder Landkutschen benutzen wollten, konnten wir sicher darauf rechnen, daß wir unsre Gefährten, wo nicht früher, so doch in dem

Städtlein Levisburg am Arkansas einholen würden, denn am letzteren Orte wollten sie länger als eine Woche verweilen.

Obgleich wir, aufgehalten durch die Verbindlichkeiten, welche einige von uns mit ihren bisherigen Brodherren eingegangen waren, erst am Ende des Juni von Philadelphia abreisen konnten, kamen wir dennoch nur einige Tage später als unsere Reisegesellschafter in Nashville an, während sie sechs volle Wochen uns voraus waren. Erst hier versorgten wir uns vollends mit dem ganzen nöthigen Haushalt für die Reise und mit den uns noch fehlenden Werkzeugen zum Betreiben unsers künftigen Geschäftes. Ein festgebauter Fuhrwagen, so geräumig, daß er unsern ganzen Hausrath, im Nothfall auch uns selbst noch, aufnehmen konnte, acht kräftige Zugochsen und ein Osages-Indianer, ein tüchtiger, der englischen Sprache kundiger Bursche, der uns als Fuhrknecht und zugleich als Wegweiser diente, gaben jetzt auf einmal unsrem kleinen Heereszuge ein stattliches Aussehen, dabei aber auch zugleich uns selber ein Gefühl von Selbstständigkeit und Unabhängigkeit, das wir noch auf keiner unsrer Reisen zu Wasser oder zu Lande empfunden hatten. Ehe wir all' jene Dinge uns angeschafft hatten, waren mehrere Tage vergangen, unsere Amerikaner hatten indeß abermals einen kleinen Vorsprung gewonnen, den wir ihnen gern vergönnten, denn uns war es angenehmer und vortheilhafter zugleich, wenn wir den Weg durch das völlig gefahrlose Gebiet von Arkansas allein machten. Wir hatten daher nichts dagegen, als unser Führer, da wir den Mississippistrom passirt hatten, uns einen andren, etwas nördlicheren Weg nach Levisburg vorschlug, als der war, den einen halben Tag vorher unsre amerikanische Reisegesellschaft gewählt hatte. Denn der wackere Osage hatte

in der Nähe des Arkansas seine Heimath und man konnte sich bei ihm in vollstem Maaße auf die Schärfe jenes Ortssinns verlassen, durch den sich die Indianer fast allgemein auszeichnen.

Erst da, als wir über den großen Strom hinüberkamen, in ein Land, in welchem noch mehr die Kräfte der Natur walten, als die Herrschaft der anbauenden Menschenhand, war es uns so zu Muthe, als träten wir die eigentliche Reise an. Ein großer Theil des Gebietes von Arkansas ist, wenn auch dem Namen nach, ein Besitzthum der Regierung oder einzelner Länderkäufer, dennoch ein freier, allgemeiner Weideplatz für die Thiere der Wildniß und für die Zugochsen oder Pferde des Reisenden, der durch dieses Land geht. Er, der Reisende, kann überall in Feld und Wald und Gebüsch ein freies Jagdrecht üben, darf sich aus den Flüssen und Bächen mit Fischen versorgen, so weit seine Geschicklichkeit oder sein Glück den Fang begünstigt. Freilich hatten wir etwas zu viel auf diese unsre Geschicklichkeit vertraut, und deshalb uns nur sparsam mit Lebensmitteln versorgt, weil ja, wie wir hofften, unsere Flinten, Fischergarne und Netze uns täglich eine gute Mittags- und Abendkost verschaffen sollten. Der Gärtner, und noch besser der Osage, waren die einzigen geschickten Schützen unter uns, wir anderen thaten mit unsern Schroten viel öfter dem Laub und den Zweigen der Gebüsche einen Abbruch, als wir dem schnellfüßigen oder gefiederten Wildpret einen Schaden zufügten. Doch versorgten der Gärtner und der Osage schon in den ersten Tagen der Reise unsern Tisch mit einem virginischen Hirsch und zwei Hirschkälbern, und Wilhelm war mehrere Abende mit seinem Fischfang so glücklich, daß wir bei der großen Sommerhitze, wobei das Fleisch so bald in Verderbniß überging, die Menge

seiner Gefangenen gar nicht alle benützen konnten, sondern einen Theil derselben wieder großmüthig ins Wasser ließen. Ich selber schoß nur ein amerikanisches Stachelschwein, dessen süßliches Fleisch gerade kein sehr angenehmes Gericht gab, der Schmied einige Hasen von ziemlich kleiner Statur. Moosthiere und Bisamochsen bekamen wir zwar einige Male zu sehen, nicht aber als Jagdbeute in unsre Hände und in unsern Fleischkessel.

Ueberhaupt gab es auf dieser Reise zwar manche angenehme, für unsre Augen neue Begegnisse, aber auch viele langweilige und peinliche. Gleich jenseits des Mississippi kamen wir auf einen Sumpf- und Marschboden, über den sich selbst unsre Füße, noch vielmehr aber unser Ochsenfuhrwerk nur mit äußerster Mühe hinüberarbeiteten, obgleich der Weg, den wir durch dieses Sumpfland nahmen, nach der glaubwürdigen Aussage unsres indianischen Führers ein viel besserer und kürzerer war, als der, den unsre Reisegefährten eingeschlagen hatten. Auch jenseits der sumpfigen Niederungen hatten diese ihre Richtung durch den cultivirteren, bewohnteren Theil des Landes genommen, während die unsrige in geraderer Linie durch einen Landstrich sich hinzog, der noch großentheils Wildniß, nur stellenweis von Pflanzern in Anbau genommen war. Jene fanden deshalb auf ihrem Wege Gelegenheit, sich öfters mit Lebensmitteln zu versorgen und dabei auch noch eine Menge der Hindernisse zu heben, die wir nur mit Mühe heben konnten, denn dort gab es zum Theil schon eine Art von gebahnten Strecken, hin und wieder hölzerne Brücken über die Bäche und zahlreichen Flüsse, wir dagegen mußten oft halbe Tagreisen weit durch das ungebahnte, freilich ebene Land ziehen und an einem Wasser stundenweit hinfahren, bis wir eine seichte Stelle fanden,

die wir mit unserm Ochsenwagen passiren konnten. Solchen Unbequemlichkeiten gegenüber hatte freilich unser Weg auch seine angenehmen Seiten und mannichfaltigen Genüsse. Die große, schöne Sonnenblume (Helianthus annuus), welche in diesem Erdgürtel von Amerika ihr Vaterland hat, ist bei uns daheim noch immer eine Zierde der ländlichen Gärten, hier aber bedeckte sie oft, so weit der Blick reichte, die Ebenen und Hügel mit ihrem goldgelben Teppich. Freilich war daneben die weißgeaderte Distel (Carduus leucographus) so häufig, daß sie, als wäre sie gesät, ganze Gefilde überzog, und daß wir uns zur Schonung unsrer leichtbekleideten Füße durch den Ochsenwagen einen Weg durch sie bahnen mußten, auch war das ewige Einerlei, welches anderwärts durch die mattgrünen amerikanischen Beifußarten in die Gegenden kam, für das Auge ermüdend. Dagegen ergötzte sich dieses auch wieder an dem Anblick mancher noch nie gesehenen südlichen Baum- oder Strauchart, an den großen Blüthen der hier schon wildwachsenden Baumwolle und an dem bunten Gefieder der Vögel von der Verwandtschaft unsres Pirols, ja selbst einzelner Papageyen.

Die Hitze am Tage war uns zuweilen so lästig, daß wir oft Stunden lang schweigend neben oder hinter dem Wagen herschlenderten; erst am Abend, wenn wir, bei unsrem Feldfeuer gelagert, statt der Suppe einen Napf voll Thee und dann unsre, je nachdem die Jagdbeute ausgefallen war, bald reichlichere bald spärlichere Mahlzeit genossen, kamen die Zungen wieder in Bewegung und wir ließen dann unsre Phantasie weithin vorausgehen nach dem romantisch schönen Felsengebirge, so wie über dasselbe hinüber, nach dem wohlschmeckenden Wasser der Sauerbrunnen am Bärenflusse, welchen die früheren Auswanderer den Namen der Bierquellen beigelegt hatten, ja selbst nach den

Californischen Goldbergen, wo wir uns im Geist schon Hütten bauten, und das gewonnene Gold nach Unzen und Pfunden abwogen.

Eines Tages, es war der sechste, den wir mit den langsamen Schritten unsrer Ochsen abgemessen hatten, brannte die Sonne fast unerträglich heiß und kein Lüftchen regte sich auf dem schattenlosen Felde der Disteln und Artemisien. Unser letzter kleiner Rest von Schiffszwieback war heute zum Thee beim Frühstück, unser letzter Vorrath an Reis und Mehl schon gestern aufgezehrt worden. Christoph hatte zwar in der Morgendämmerung einen Waschbären (Procyon lotor) geschossen, aber es war ein so elendes, abgemagertes Thier, daß es schon unsrem Indianer vor dem Genuß seines ohnehin schlechten Fleisches ekelte. Wir hatten uns, während unsre Ochsen zwischen den Disteln auf die Weide gingen, an einem kleinen Wasser gelagert, als wir aber mit diesem unsern Durst stillen wollten, fanden wir es von so salzigem Geschmack, daß wir es nicht genießen mochten. Unsre Laune war unter solchen Umständen gerade nicht die beste, und obgleich der Führer uns versicherte, daß wir, wenn wir unsre Ochsen ein wenig besser antrieben, schon heute Abend eine Plantage erreichen könnten, deren Besitzer gegen Fremde, Weiße wie Indianer, sehr gastfreundlich sich erweise, gab uns dies dennoch keinen sonderlichen Trost, denn wenigstens ich fühlte mich so sterbend müde und abgespannt, daß ich lieber da am Boden liegen geblieben als noch tausend Schritte weiter gegangen wäre. Aber, was war da zu thun? wir mußten eben doch weiter, und so rafften wir uns denn nach etlichen Stunden wieder auf und schlichen hinter dem Wagen drein. So wie aber wir nach Westen zogen, kam von Westen her ein anderer Zug uns entgegen, der uns zwar bald besseren Schatten

gab als unser Ochsenwagen und auch einen erfrischenden Wind, dabei aber auch manche neue Sorge mit sich brachte. Es war ein Zug von dunkeln Wetterwolken, der immer höher über den Horizont heranstieg, und welcher uns den nahen Ausbruch eines schweren Gewitters ankündete. Bald trat denn auch dieses ein; der ganze Himmel umnachtete sich, und noch nie in meinem Leben hatte ich ein solches Feuermeer der unausgesetzten Blitze gesehen, ein solches lautes Krachen des Donners gehört, als an diesem Nachmittag und Abend; noch niemals war ich in einer solchen Fluth des herabströmenden Regens gebadet worden. Unsre Ochsen wurden zuletzt scheu und ließen sich nicht mehr regieren, es schien uns nichts übrig zu bleiben, als sie abzuspannen und uns selber zum Schutz vor dem Regen unter den Wagen zu verkriechen; da sprach der Osage uns neuen Muth zu, indem er zugleich auf ein Licht hinwies, das nicht sehr fern von uns durch die dichte Masse der Regentropfen hindurchschimmerte. Zugleich hörten wir ein Gebell der Hunde, die dem Bewohner der nahen Plantage die Ankunft von Fremden meldete. Das Blitzen und Donnern hatte etwas nachgelassen, unsre Ochsen entschlossen sich endlich, den Wagen durch den seichten See, den die Regenfluth über den Boden ergossen hatte, vollends hindurchzuziehen, und in wenig Minuten hielten wir vor dem Thorweg einer von hohen Pallisaden umschlossenen Pflanzung still. Wir selber zwar konnten vor dem lauten Gebell der Hunde kaum unser Anklopfen hören, drinnen aber hatte man es dennoch vernommen; ein alter Knecht, mit einer Laterne in der Hand, öffnete das Thor, beschwichtigte die Hunde und führte uns in den Hofraum eines ansehnlichen Gebäudes. Hier wies er dem Wagen seinen Platz unter dem Dach eines Schuppens an, ließ die Ochsen in den

Stall ziehen, uns aber geleitete er hinein in das Wohnhaus, auf dessen Flur uns der Besitzer der Plantage empfing; ein stattlicher Mann, der seinem Aussehen nach in der Mitte der funfziger Jahre zu stehen schien. Mit unserem Osagen hatte er in seiner eignen uns unverständlichen Sprache geredet, uns begrüßte er in der englischen; da er jedoch hörte, daß der Christoph mit Wilhelm deutsch sprach, fragte er diese in derselben Sprache: ihr seid wohl Deutsche? Wir alle sind dieses, anwortete ich im Namen der Andern. Der Mann schwieg und fast schien es mir, als ob unsre Nationalität uns bei ihm zu keiner sonderlichen Empfehlung gedient hätte, doch gab er dem alten Hausknecht Befehl, uns ein Zimmer zu öffnen, das dem Wohnzimmer gegenüber auf der anderen Seite der Hausflur lag. Dorthin ließ er auch einen Theil unsres Reisegepäckes bringen und ermahnte uns vor allem, unsre ganz durchnäßten Kleider mit trocknen zu wechseln. Sollte es Euch dabei, sagte er, an etwas fehlen, so laßt dies nur den Hausknecht wissen, ich kann Euch zur Noth mit dem aushelfen, was Ihr etwa nöthig habt. Wir dankten für das freundliche Anerbieten, wir hatten selber das, was wir bedurften; der Knecht stellte die Lichter auf den Tisch und ließ uns allein.

Während unsres Ankleidens schauten wir uns in dem Zimmer um, das durch seine ansehnliche Größe mehr einem Saal als einer Stube glich. Alles was wir da sahen, ließ auf einen wohlgeordneten Hausstand schließen, nirgends aber zeigte sich der Prunk der Städter, sondern jene Einrichtung, die auf Bequemlichkeit und Dauer ihr Absehen hat. Namentlich machte die Form der Tische und hölzernen Bänke oder Stühle, die Schränke mit Glasthüren, gefüllt mit blankem zinnernen und steingutnen Geschirr, auf uns Würtemberger einen gar angenehmen, heimathlichen Ein-

druck; es war uns, als wären wir in das Haus eines wohlhabenden schwäbischen Landgutbesitzers getreten.

Da schaut einmal her, rief der lange Wilhelm, ist das nicht ein solches Bild, wie man bei uns hat, und das den frommen Herzog Christoph vorstellen soll? Und hier, so rief ich, ist gar ein Bild des seligen Prälaten Bengel und darunter auf dem Bücherbrett steht das Gebetbuch vom Hofcaplan Storr und von Roos, sowie ein altes Reutlinger Gesangbuch. Am Ende ist unser Wirth gar ein naher Landsmann von uns?

Während die Reisenden noch so mit ihren Entdeckungen und Vermuthungen sich unterhielten, schaute der alte Hausknecht zur Thüre herein und fragte, ob es den Herren nicht gefällig sei, mit dem Wirthe zu Nacht essen. Allerdings nun war uns dieses sehr gefällig und wir folgten dem Glücksboten sogleich in das große Wohnzimmer. Der Hausherr trat uns entgegen und wiederholte die Einladung zu seinem Tische. Ich habe, so sprach er, von eurem Führer vernommen, daß ihr schon seit mehreren Tagen schmale Bissen gegessen und heute einen ganz besonders strengen Fasttag überstanden habt. Deshalb laßt es euch jetzt bei mir desto bester schmecken. Ich kann euch freilich nur mit ländlicher Kost bedienen.

Eine solche ländliche Kost aber, wie hier auf der Tafel unsres Wirthes aufgetragen war, könnte man sich allerdings auch in der Stadt gefallen lassen, und kein Stuttgarter Bürgersmann würde etwas daran auszusetzen gefunden haben. Da gab es Schüsseln mit kaltem Fleisch und Würsten; geräucherte Fische, welche wir an Geschmack unsren Lachsen gleich fanden, frisch bereitete Eierspeisen sammt wohlschmeckendem Brod. Suppe, sagte der Hausherr, wird bei uns nur selten gegessen, wir halten es darin mit den

Engländern; auf euer heutiges Wasserbad, meine ich, wird euch ein Glas Punsch besser als Suppe zusagen.

Der Hausvater sprach ein Tischgebet und wir setzten uns dann zu ihm mit dankbarem Herzen und sehr hungrigem Magen. Uns war es, als hätte es uns in unsrem ganzen Leben noch niemals so gut oder wenigstens nicht besser geschmeckt; dem ehrlichen Christoph entfuhr eine ächt schwäbische Betheuerung und ein so treuherziger Lobspruch auf das prächtig gute Essen, daß ich und der lange Wilhelm laut darüber lachen mußten. Aber auch unser ernster Hausherr wurde heiter und lachte mit uns. Da höre ich, sagte er, ja einmal einen ächten Schwaben, und wie ich hoffe, einen vom guten, alten Schlage; in welcher Gegend seid Ihr zu Hause? Christoph nannte ihm seinen Geburtsort und ich fügte hinzu: Viere von uns stammen aus dem guten Schwabenlande und von christgläubigen Eltern her und ich hoffe zu Gott, wir werden beiden keine Schande machen. Auch unsre drei Reisegefährten, der eine aus Westphalen, der andre aus Preußen, der dritte aus Hamburg, sind redliche Leute, welche das, was Ihr unter dem alten, guten Schwabenthum zu verstehen scheint, hoch in Ehren halten und dabei zu bleiben gedenken ihr Leben lang.

Was aber, so fragte der Hausherr, versteht Ihr unter dem alten, guten Schwabenthum?

Ich meine, antwortete ich, das, was solche Männer, deren Andenken, wie ich in unsrem Zimmer gesehen, auch Ihr in Ehren haltet, durch Wort und Wandel vor der Welt bezeugt haben, namentlich unser frommer Herzog Christoph so wie die treuen Lehrer und Gottesmänner Bengel, Roos und Storr.

Der Hausherr sahe uns alle mit forschendem Blicke an und sagte darauf: Nun freue ich mich erst recht darüber,

daß Ihr in mein Haus gekommen seid, denn ich gestehe Euch, daß ich nach dem, was ich, als ich vor etlichen Monaten in Philadelphia und Neuyork war, von den deutschen Auswanderern, die in jüngster Zeit zu uns nach Amerika kamen, gehört und erfahren habe, einiges Mißtrauen gegen meine landesflüchtigen ehemaligen Landsleute hegte, und es thut mir leid zu sagen, daß dieses Mißtrauen durch deutsche Gäste, die vor etlichen Wochen auf ihrer Reise nach Californien bei mir zusprachen, nicht wenig verstärkt und bestätigt worden ist. Die alten Auswandrer, welche vor dritthalb hundert Jahren nach Amerika kamen, suchten hier allerdings auch eine Freiheit, aber diese war etwas ganz Anderes, als das, was manche Eurer jetzigen Landsleute Freiheit nennen.

Der Hausherr zog die Schnur einer Klingel; ein junger Mensch, wie wir später erfuhren, der zweite Sohn unsres Wirthes, trat herein. Auf einen Wink seines Vaters brachte dieser uns Cigarren, setzte eine große Bowle voller dampfenden Punsch vor uns auf den Tisch und schenkte jedem ein volles Glas ein. Während wir hierauf mit einander rauchten und tranken, kamen wir bald mit unserm Wirthe, den wir alle gleich in diesen ersten Stunden recht lieb gewonnen hatten, in ein sehr zutrauliches Gespräch. Neuigkeiten aus dem deutschen Vaterlande hätten wir ihm, auch wenn er darnach gefragt hätte, nicht sagen können, denn wir hatten dasselbe schon vor fast zwei Jahren verlassen, und von dem, was sich seitdem dort zugetragen, fanden wir unsern verständigen Gastfreund sehr wohl unterrichtet. Ich lese, so sagte er, die Zeitungsnachrichten aus Europa, zwar etwas später als man in Philadelphia oder Neuyork es kann, aber mein Gevatter, der Landmesser, der zugleich, obwohl er fast dreißig englische Meilen von hier

entfernt wohnt, mein nächster Nachbar ist, läßt mir keine wichtige Neuigkeit entgehen; jeden Sonntag theilt er mir entweder mündlich oder schriftlich, mit dem Zeitungspacket auch das mit, was er durch seine Correspondenten erfahren hat.

Wir hatten bei diesem Manne ein ganz anderes Examen zu bestehen, als das nach politischen Neuigkeiten, und erst später wurde es mir klar, wie sehr es ihm, und zwar nur zu unserem Besten, daran gelegen gewesen war, nicht nur das leibliche, sondern auch das geistige Bedürfniß seiner jungen Landsleute und Gäste auszuforschen, um dasselbe nach Kräften zu befriedigen. Als wenn er selber ein Schulmeister wäre oder einer werden wollte, fragte er jeden von uns aus, in welche Schule er gegangen sei und was er da gelernt habe? Von uns Schwaben ließ er sich das zuletzt berichten und vielleicht aus landsmannschaftlicher Vorliebe schien er das, was wir ihm erzählten, am liebsten zu hören. Er fragte nach unsren Eltern und Geschwistern und ließ sich, zuerst nur äußerlich, das Leben so wie die Einrichtung in unserm Elternhause beschreiben, wußte aber dazwischen seine Fragen so zu lenken, daß ihre unbefangene Beantwortung ihm einen Blick in die Zucht und Gesinnung der Eltern thun ließ. Mehrere von uns waren sehr frühe elternlose Waisen geworden, am meisten galt dieses von unsrem Christoph, der als armes, verlassenes Kind von der Landstraße aus in eines unserer Rettungshäuser gebracht worden war. Von diesem, obgleich, wie ihr wißt, der gute Mensch gar keine beredte Zunge hat, ließ sich unser Wirth am meisten erzählen. Er erkundigte sich darauf nach den Pfarrern in unsren Heimathsorten, vor allem nach der Weise des Confirmationsunterrichtes, den wir empfangen hatten. Den Christoph fragte er diesmal nicht, sondern, als sei er

selbst dabei gewesen, nannte er ihm den Pfarrer seines Ortes und beschrieb seinen Confirmationsunterricht, und als der Christoph mit dankbarer Liebe von seinem guten Herrn Pfarrer sprach und dabei einmal um das andere die Thränen sich abwischte, da traten unserm Gastfreund auch Thränen in die Augen.

Es kam jetzt die Rede auf die Gründe, die uns bewogen hatten, aus dem Vaterlande nach Amerika auszuwandern. Einige Male nickte er beifällig, andere Male schüttelte er etwas bedenklich den Kopf, mußte aber laut darüber lachen, als ihm der Christoph so treuherzig erzählte, daß er daheim bei seinem Meister in der damaligen theuren Zeit viel Hunger gelitten, und dabei von den Leuten gehört habe, daß man in Amerika, wenn man nur arbeiten wollte, Brod und Fleisch genug haben könnte, darum sei er von Ort zu Ort nach Bremen gewandert, habe als Schmied, wegen seiner Hülfeleistungen auf dem Schiffe, eine billige Ueberfahrt gehabt und sei nun nach Amerika gegangen, um sich da eine Zeit lang ordentlich satt zu essen.

Es war spät geworden; der Hausherr gab durch zweimaliges Läuten der Klingel ein Zeichen; die Thüre eines Nebenzimmers öffnete sich, die Hausmutter mit ihren neun Kindern, davon mehrere schon erwachsen, etliche noch ganz klein waren, trat herein und sie alle begrüßten die Gäste freundlich. Auf ein nochmals gegebenes Zeichen kamen auch die Dienstboten des Hauses, deren eine gute Zahl war, zur vorderen Thüre herein. Der Hausvater las ein Capitel aus der Bibel und sprach dann knieend, wie all' die Seinigen, zu denen auch wir uns gesellten, ein Gebet von überaus kräftigem Inhalt. Mir und wie ich glaube all' meinen Reisegefährten war es bei dieser Abendandacht sehr wohl zu Muthe geworden. Die Dienstboten, gute Nacht wünschend,

entfernten sich, darauf thaten die Mitglieder der Familie dasselbe, indem die Söhne, so wie die kleinen Kinder uns zutraulich dabei die Hand reichten.

Wir waren ungewiß, ob wir nicht, um bei unserm frühen Aufbruch am andern Morgen keine Ruhestörung ins Haus zu bringen, gleich noch heute Abend für die gastfreie Aufnahme uns bedanken und von der trefflichen Familie Abschied nehmen sollten, aber der Hausherr kam dem Aussprechen unserer Bedenklichkeiten zuvor. Morgen, so sagte er, ist Sonntag, da lasse ich euch nicht weiter reisen, sondern ihr sollt den Sabbath, wie sichs gebührt, in Ruhe bei uns zubringen. Freilich haben wir leider hier keine Kirche in der Nähe; die nächste derselben liegt fast zwei Tagmärsche von uns entfernt und nur jährlich etliche Male, zur Zeit der großen Kirchenfeste, besucht uns ein Reiseprediger. Aber wenn auch kein Prediger, so wohnt doch Gottes theures, werthes Wort bei, sowie unter uns, und mein Haus wird uns zu einer Kirche, deren kleine Gemeinde durch und durch von der Liebe zu Gott und seinem Wort erfüllt ist, und zu einer Schule, in welcher wir Alten mit unsern Kindern gemeinschaftlich lernen das Eine, das Noth thut. Darum soll es euch nicht gereuen, wenn ihr den morgenden Sonntag, statt auf freiem Felde, in unserm Hause verlebt und eurem armen, ermüdeten Zugvieh wird der Rasttag auch nicht übel bekommen.

Wir folgten der freundlichen Einladung sehr gern, dem Osagen hatte man schon, unsrer Einwilligung im Voraus versichert, die nöthigen Weisungen gegeben.

Auf dem guten, weichen Lager, das wir in unserm Gastzimmer für uns bereitet fanden, schliefen wir so sanft und süß, wie wir seit langer Zeit nicht geschlafen hatten. Die Sonne schien hell durch die Fenster herein, als wir bei

den Tönen eines lieblichen Gesanges, die aus dem Wohnzimmer zu uns herüber kamen, erwachten. Es war die Melodie eines den meisten von uns wohlbekannten Morgenliedes, welche der Hausherr mit den Seinigen sang. Wir kleideten uns eilig an, und kamen noch eben zu dem Morgengebet, an welchem auch wir, knieend wie die Anderen, Theil nahmen. Nachdem diese kurze Hausandacht beendet war, setzten wir uns, nach einem freundlichen Morgengruß mit unsrem Wirth und den Seinigen, an den großen Familientisch zum Frühstück hin. Als ich hierbei bemerkte, daß alle Mitglieder des Haushaltes, die Großen wie die Kleinen Deutsch sprachen, äußerte ich meine Verwunderung darüber, daß sich hier, in einem Lande, wo man nur englisch zu hören und zu sprechen gewohnt sei, die deutsche Muttersprache so ungestört erhalten habe. Der Hausherr erwiederte darauf: Wir haben zwar von unsern englischen neuen Landsleuten sehr gern manche gute Sitte, namentlich ihre ernste, würdige Sonntagsfeier angenommen, meine Muttersprache habe ich aber nicht gegen die fremde darangegeben, sondern sie hier in meinem Hause zu der herrschenden gemacht, obgleich meine liebe Frau, die in ihrer Jugend mehr der englischen gewohnt war und auch etliche unsrer Dienstboten die deutsche Sprache erst erlernen mußten. Denn ich kann in keiner andern Sprache so herzlich mit ihnen beten als in meiner eignen, möchte auch die Bibel in keiner andren lesen als in der deutschen, in welcher ja auch die guten alten Lieder und Predigtbücher verfaßt sind, aus denen wir uns täglich, vor allem aber am Sonntag, erbauen.

Was unser guter Hauswirth von der ernsten Feier des Sonntags gesagt hatte, die er den Engländern abgelernt habe, das bezeugte uns heute unsre eigene Erfahrung.

In anständig sauberer, dabei aber einfacher Kleidung, die mich sehr an die sonntägliche Tracht unsres schwäbischen Landvolkes erinnerte, versammelten sich, etwa eine Stunde nach dem Frühstück, alle Bewohner des Hauses in einem Saale des oberen Stockwerkes. Es stand da eine kleine Hausorgel, welche der älteste Sohn, ein Bursche von etwa zwanzig Jahren, mit ziemlicher Fertigkeit spielte, und nachdem man gemeinsam ein Lied gesungen, dann der Hausvater ein kirchliches Gebet abgelesen hatte, begann, abwechselnd mit Gesang, dessen melodisches Zusammenstimmen ich bewunderte, der häusliche Gottesdienst, bei welchem namentlich uns Schwaben ein ganz wohlthuendes, heimathliches Gefühl anwandelte. Denn selbst die Predigt, welche der Hausvater vorlas, war eine alt würtembergische und die Lieder, welche man sang, waren von der gleichen, uns von frühester Kindheit auf wohlbefreundeten Art.

Die Erinnerung an die Freuden der Tafel, die wir am ersten Abend nach unsrer Ankunft bei dem gastfreien Landsmann genossen, hat sich durch das Wohlbehagen, das unsre ausgehungerten Mägen dabei empfanden, so tief in mein Gedächtniß eingeprägt, daß ich sie in meiner Reisebeschreibung nicht mit Stillschweigen umgehen konnte; von dem sonntäglichen Mittagsessen würde ich nichts sagen, wenn ich nicht dabei einer Aeußerung unsres edlen Wirthes zu gedenken hätte, die mir der Erwähnung würdig scheint. Als man das eine Gericht, welches es heute gab: das vortrefflich bereitete, kräftige Rindfleisch und die große Familienschüssel voll gekochtem Reis auftrug, da wollte die Hausfrau einige Worte zur Entschuldigung ihrer „Hausmannskost“ sagen; der Hausherr aber unterbrach sie. Ich kann es, so sprach er, nicht zugeben, daß den Meinigen die Ruhe des Sonntags durch die Sorgen für die Küche gestört

werde; das Fleisch, in einem wohlverkitteten Geschirr, wird in der heißen Asche eines benachbarten Meilers, darin wir unsere Schmiedekohlen brennen, ohne Zuthun der Menschenhand gahr, und das Zugemüse, am Abend vorher bereitet, läßt sich ebendaselbst mit leichter Mühe wieder warm machen; das selbst gebraute Bier aber, welches ich Euch hier vorsetze, und das man wohl auch in Deutschland ein gut gerathenes nennen würde, liegt schon seit vorigem Winter im Keller, aus dem es blos des Herauftragens bedarf. Am Sabbath soll man sich den Appetit zu einer andern, geistigen Speise nicht durch allzu reichlichen Genuß der leiblichen Speise verderben.

Wir hatten, während des Tischgespräches, die Bekanntschaft aller Glieder der wackeren Familie unsres Wirthes gemacht. Die älteren Söhne verriethen eine geistige Bildung, die wir bei den Söhnen eines so einsam wohnenden Pflanzers kaum erwartet hätten. Sie hatten freilich mehrere Jahre lang in Neuyork einen guten Schulunterricht genossen. Die Kleinen zwar, so wie die Schwestern, hörten nur schweigend zu, doch wurden auch sie bald nachher genöthigt, ihr Schweigen zu brechen. Denn als der Hausvater am Nachmittag zuerst noch einiges vorgelesen hatte, was zum Sonntag sich schickte, begann er mit den Seinigen eine Art von Kinderlehre, wobei er an Alle, nicht nur an die Kleinen, sondern nebenbei auch an die Großen, allerhand Fragen aus der biblischen Geschichte so wie aus der Kirchen- und Missionsgeschichte that, welche von den Befragten so gut und richtig beantwortet wurden, daß wohl jeder treumeinende Pfarrer und Schullehrer bei uns daheim damit zufrieden gewesen wäre.

Als die heißesten Stunden des Nachmittags vorüber waren, führte uns unser Wirth hinaus in seine Gärten

und ließ uns zugleich auf einen Theil seiner Felder einen Blick werfen. Die in frischer Kraft und Schönheit dastehenden Pflanzungen der Orangen und Citronenbäume, die hochwüchsigen Feigen- und Mandelbäume, die neben den feineren Obstsorten des mittleren Europas gediehen, ließen es uns freilich bemerken, daß wir uns hier in einer Gegend befänden, die ohngefähr in gleicher Breite mit Algier gelegen ist, doch, wie unser Wirth uns sagte, sind die Winter im Gebiet von Arkansas öfters sehr kalt.

Wir setzten uns in eine schattige Laube, die am Ende einer wie es schien erst neu angelegten Allee von jungen Cypressen lag, rauchten mit unsrem edlen Landsmann von seinem selbgebauten, vortrefflichen Tabak, tranken von seinem selbstbereiteten Bier. Seht, so sprach er zu uns, an der Stätte, wo ihr so eben diese Gärten und Felder sehet, war vor 20 Jahren noch eine theils sumpfige, theils mit Gestrüpp und Steinen bedeckte Wildniß. Ihr könnt daran erkennen, was der Fleiß der Arme, wenn Gottes Segen dabei ist, zuwege bringen kann. Und um dies selber zu erfahren, braucht man gerade nicht hier in dem wärmeren Landstrich von Amerika zu sein; wie Gottes Sonne allwege über alle Lande scheint, so ist auch Gott überall bereit, mit seinem Segen einzukehren bei Denen, die seiner begehren. Doch habe ich auch nichts dagegen, wenn sich die unternehmende Jugend heut zu Tage, wo es in Europa, und namentlich in unserm armen deutschen Vaterland so gar trüb aussieht, hier in Amerika, wo die Erde noch so vielen Millionen arbeitsamer Menschen ihr reichliches Brod geben könnte, ein Tagwerk aufsucht, das den Fleiß belohnt. Nur sollten die Auswanderer, die zu uns herüberkamen, vor allen Dingen die Furcht und mit dieser zugleich den Segen Gottes mit sich bringen, statt daß in der jüngsten Zeit so viele

von ihnen den Fluch über sich selber und durch das Gift, das sie verbreiten, auch über das Land mit sich hereintragen. Ihr seid, davon habe ich mich überzeugt, keine solche Sturm- und Unglücksvögel für unser Amerika; ihr werdet, wo ihr auch hinkommt, keinen Unsegen mit euch bringen; ob ihr aber keinen mit euch hinwegnehmt, das ist eine andere Frage. Wie ich aus dem, was der Führer mir sagte und aus der Richtung eures Weges schließen muß, steht ihr im Begriff, nach Californien auszuwandern. Und was ist eure Absicht bei dieser Reise?

Er hatte die Frage an mich gerichtet und ich war über die Antwort etwas verlegen, denn, ich läugne es nicht, mich wandelte diesem Manne gegenüber eine Art von Schamgefühl an, wenn ich von unserm californischen Goldfieber reden sollte. Indeß konnte ich nicht anders, ich gestand ihm aufrichtig den Beweggrund und den Zweck unsrer Reise.

Der Hausvater lächelte und sagte: das habe ich mir wohl gedacht, als mir gestern Abend mein Knecht, der euer Gepäck ins Trockne brachte, eure Geräthschaften und die Keilhauen, Schaufeln, Drahtsiebe, sowie alle jene Dinge beschrieb, mit denen sich die californischen Goldgräber gewöhnlich auf ihrer Reise versehen. Nun, ich habe auch da nichts entgegen, wenn ihr jungen Leute das einmal mit eignen Augen ansehen wollt, davon die Welt in der jetzigen Zeit so viel Aufhebens macht. Auch könnte es sein, daß einer oder der andere von euch dort auf den kahlen Bergen einen Fund thäte, der ihm nicht nur die Reisekosten bezahlte, sondern selbst noch etwas für ihn übrig ließe, obwohl es sich insgemein, wenn man den auswärtigen Berichten über die Schätze, welche der und jener dort gefunden haben soll, in der Nähe nachforscht, damit eben so verhält, wie mit

den drei Krähen des Aldermans von London. Aber abgesehen hiervon, so geht ihr auf euerm jetzigen Wege Gefahren entgegen, die mehr noch für die Seele als für den Leib bedenklich sind, und ihr werdet es mir, eurem alten Landsmann, zu gute halten, wenn ich euch auf einige derselben aufmerksam mache.

Jener schottische Pächter gestand ein, daß sein Pferd zwar nicht viele, doch aber zwei Fehler habe, nämlich den, daß es sich schwer einfangen lasse, und den, daß es bei ihm wegen seiner Untauglichkeit zu aller Arbeit Schade um die Mühe des Einfangens sei. In andren Worten von viel schwererem Gewicht wiederholen sich diese Fehler an dem californischen Goldgewinn. Er kostet in leiblicher Hinsicht viele Opfer an Zeit, an Geld, an Arbeit, in geistiger aber durch die innerlich ausbrechenden Leidenschaften der Gewinnsucht und der hochgespannten Erwartungen, welche aus einer Selbsttäuschung in die andere führen. Und wenn er nun auch wirklich erlangt worden ist, dieser langersehnte Gewinn, dann bringt er in sehr vielen, ja vielleicht in den meisten Fällen, statt der Befriedigung und Sättigung, nur Unfrieden sowie einen innerlich unstillbaren Hunger und Durst in das Herz, den die Seele mit hinübernimmt in jenes Jenseits, wo er zu einem Feuer wird, das nie verlöscht, zu einem Wurm, der niemals stirbt. — Der redliche Mann beschrieb uns hierauf die große Seltenheit und Unsicherheit einer wirklichen, den Aufwand der Reise und die Mühe der Arbeit lohnenden Ausbeute. Sein Bericht lautete freilich ganz anders, als die Berichte über den californischen Goldreichthum, die wir seither in den Zeitungen gelesen und aus Privatnachrichten in Philadelphia vernommen hatten. Darauf beschrieb er uns auch in sehr lebendiger Weise das wüste Treiben der californischen Gold-

fieberpatienten, das Spiel der bösen Leidenschaften, welche dort aus der Wurzel alles Uebels: aus der Gewinnsucht, aus dem Geiz ohne Aufhören zum Ausbruch kommen, und ich bekenne es gern: mich wandelte ein Grausen an vor dem Bilde, das er uns hier entwarf.

Die beiden kleinsten Kinder unsers Hausherrn kamen jetzt in die Laube herein und schmiegten sich liebkosend an ihren Vater an. Dieser unterbrach auf einige Zeit sein Gespräch, das uns so vielen Stoff zur stillen Ueberlegung gegeben hatte, dann aber fuhr er in einem heiterern Tone fort:

Es mag allerdings eine rechte Freude und Ueberraschung sein, wenn man, in der Erde grabend, so auf einmal nach langer Mühe einen großen Klumpen Goldes am Sonnenlicht hervorblinken sieht. Ich meines Theiles habe in meiner Jugend auch einmal einen großen Schatz gefunden, dieser aber blinkte nicht, denn er sahe gar unscheinbar aus und ich fand ihn nicht außen am hellen Tageslicht, sondern tief unten im nächtlichen Dunkel, auch hatte ich ihn nicht etwa vorher mit großer Mühe gesucht, sondern ich stolperte unversehener Weise über ihn. Ja mir fiel es nicht im Traum ein, daß das, woran ich hier mit Füßen stieß, mich aus meiner großen Noth, in der ich damals so eben war, erretten und das Glück meines ganzen Lebens begründen sollte.

Das war gewiß, so sprach der Hamburger, ein großer Sack voll Geld? — Oder, so fiel Christoph ein, weil Ihr, wie Ihr so eben sagtet, gerade in rechter Noth waret, ein Korb voller Brod und andrer Eßwaaren?

Christel, so sprach der Hausvater lächelnd, du magst bei deiner rüstigen Schmiedearbeit immerfort bei gutem Appetit sein, weil du so gern an Eßwaaren denkst; ihr

habt es aber beide nicht getroffen; das große Gut, an welches meine Füße stießen und darüber sie stolperten, war ein alter, ohnmächtig am Boden liegender Mann, der dem Verschmachten vor Hunger ganz nahe, und welcher mit mir in einer und derselben Gruft lebendig begraben war.

Ein alter Mann? und Ihr lebendig begraben? so fragten Alle verwundert.

Ja, so antwortete der Hauswirth, ein ehrwürdiger alter Mann, dem ich damals das Leben des Leibes, und welcher in der Folge mir das Leben der Seele rettete, und der auch äußerlich mir ein Begründer des Wohlstandes und des häuslichen Glückes wurde, für das ich Gott, dessen Segen es war, niemals genug danken kann. Damit ihr aber begreift, wie dies alles zugegangen ist und wie Eines aus dem Andern kam, muß ich euch schon einiges aus meiner Lebensgeschichte erzählen, was euch, wenn ihr es recht aufnehmen wollt, selber zu eurer Belehrung und Zurechtweisung dienen kann.

Mein Vater war Schullehrer in einem Dorfe, nahe bei Reutlingen. Ich habe aber weder ihn noch meine selige Mutter gekannt, denn als mir der Vater starb, da war ich kaum zwei Jahre alt und bei dem Tode der Mutter stand ich erst in meinem vierten Jahre. Aber von Andern, die meine Eltern kannten, habe ich gehört, daß sie beide fromme Leute waren, von denen man sagen konnte, daß sie wandelten in den Geboten des Herrn untadelig. Nach dem Tode meiner Mutter nahm mich eine Schwester derselben zu sich. Diese meine liebe Tante war Wittwe und kinderlos; sie war ziemlich reich an irdischem Vermögen, noch reicher aber an guten Werken, die sie an den Bedürftigen, so wie zur Unterstützung aller wohlthätigen Anstalten übte. Sie liebte den Herrn und sein Wort von Herzen und war nicht nur

in seinem Dienst eine Martha, sondern im Anhangen an Ihn eine Maria. Auch mich hielt sie schon von dem ersten Erwachen meines kindlichen Verständnisses zum Gebet und sobald ich lesen konnte, zum Lesen der heiligen Schrift an, wofür ich sie noch jetzt in dankbarem Andenken segne. Aber sie war eben eine Tochter Evas, und, wie wir Alle, nicht von Gebrechen des Fleisches rein. Ich war von ihrem Fleisch und Blut; sie liebte mich mehr als ein eignes Kind, und in der Blindheit der Liebe versäumte sie nur zu oft an mir das, was der Liebe erst ihre rechte Kraft und ihren Segen gibt: die Zucht. Außer mir lebte noch ein Pflegesohn, ein Verwandter ihres seligen Mannes, ein verwaistes Kind wie ich, in ihrem Hause, der um fast zwei Jahre älter war als ich, und den ich, als ich zu meiner Tante kam, schon bei ihr fand. An diesem hatte die treffliche Pflegemutter nicht nur Liebe, sondern auch ernste strenge Zucht geübt; er nahm dabei zu an Gnade bei Gott und den Menschen und ich will es gleich hier erwähnen: es ist aus ihm jener treue Zeuge und auserwählte Diener Gottes geworden, von dem ich gestern Abend mit unserm Christoph sprach, dessen geistlicher Vater und Führer zu Christo dem Herrn er gewesen ist. So jung auch damals, als wir im Hause der lieben Tante beisammen lebten, mein geliebter Pflegebruder Christian war, kann dennoch auch ich es von ihm aussagen, daß er mir ein Vorbild der kindlichen Frömmigkeit, der Demuth, der Gewissenhaftigkeit sowie des Fleißes war, und hierdurch später ein Führer zu Christo geworden ist, obgleich ich leider gar oft, ja in der damaligen Zeit meistens, für jenes gute Vorbild blind, für seine brüderlichen Ermahnungen taub war. Denn, so leid es mir thut, das sagen zu müssen, während die gute Tante den ganzen wohlthätigen Einfluß ihrer strengen Zucht

meinem Bruder Christian zukommen ließ, konnte sie es nicht über ihr Herz bringen, mir über alle meine Fehler auch nur eine einzige recht ernste Zurechtweisung zu geben, und wenn jemand anders dies that, da war sie so empfindlich darüber, als hätte man ihren Augapfel angetastet. Ich bekam bei Tische immer die besten und feinsten Bissen und von Allem, was ich besonders gern aß, das Meiste, wurde in der Kleidung köstlicher gehalten als der Christian, nicht so wie dieser zur strengen Arbeit angewiesen, sondern durfte, weil die Tante meinte, es sei mir gesünder, mehr herumlaufen. Die Folgen dieser Erziehung, die allerdings einen kleinen Beigeschmack von der Kindererziehung im Hause des Hohenpriesters Eli hatte, zeigten sich nur zu bald an mir. Weil mir mein Wille niemals war gebrochen worden, lernte ich keine Herrschaft über mich selber, keinen Gehorsam gegen das Gebot des Gewissens in meinem Innern. Da schon meine gute Tante so viel aus mir machte, that ich dies in meinem kindischen Unverstand noch viel mehr mit mir selber. Ich hielt mich für besser als alle andern Kinder, für viel besser namentlich als meinen guten Christian, den ich, wo ich nur konnte, als meinen Diener betrachtete und behandelte. Mein kindischer Hochmuth machte mich in hohem Grad empfindlich, jede kleine vielleicht zufällige Zurücksetzung, die mir bei andern Leuten widerfuhr, jede Zurechtweisung und Ermahnung hielt ich für eine unverdiente Beleidigung, hinterbrachte es der guten Tante oft mit lügenhaften Uebertreibungen und richtete so manchen Verdruß an. Namentlich den Christian beneidete ich oft, wenn manche gute einsichtsvolle Leute ihm vor mir einen Vorzug zu geben schienen und suchte ihn bei der Tante zu verkleinern, während er, in der Liebe seines treuen, edlen Herzens, Alles, was ihm an mir wehe thun mochte,

still ertrug, und im Gespräch mit Andern zum Besten zu kehren suchte.

Nun, ich will euch nicht länger aufhalten mit dieser Schilderung meines eignen Bildes. Es war das Bild eines Weichlings, der ohne Rettung verloren gewesen wäre, wenn Gottes gute Hand ihn nicht durch die frühen Eindrücke, welche Sein heiliges Wort auf mein Herz gemacht hatten, vor dem gänzlichen Fall in den Abgrund bewahrt, und Sein Erbarmen mir nicht in so mächtiger Weise auf den nachmaligen Irrwegen entgegengekommen wäre.

Mein Pflegebruder Christian, der durch seinen unausgesetzten, treuen Fleiß und sein musterhaftes Benehmen in allen vorbereitenden Schulen sich ausgezeichnet hatte, war bald nach seiner Confirmation und nach dem wohlbestandnen Landesexamen in eine unsrer besten Klosterschulen aufgenommen worden, wo von nun an für seine weitere Ausbildung zum geistlichen Stande gesorgt war. Er schied aus dem Hause der guten Pflegemutter, die ihn in so treuer Zucht für den Herrn herangebildet hatte, unter vielen Thränen einer kindlichen Liebe und Dankbarkeit, die er auch nachmals gegen meine Tante und mich unwandelbar bewiesen hat. Auch die Pflegemutter entließ ihn unter vielen Thränen und heißen Segenswünschen und mir ging sein Abschied so nahe, daß ich fast krank wurde. Aber dieser Eindruck verlor sich nur zu bald aus meinem leichtsinnigen Herzen, ich lebte in meinem Schlendrian fort und als ich nach meiner um zwei Jahre späteren Confirmation aus der Vorbereitungsschule austrat, da zeigte es sich nur zu sehr, daß jenes Urtheil, welches meine Lehrer bei jeder Gelegenheit über mich ausgesprochen hatten, kein ungerecht partheiisches, sondern ein durchaus gerechtes und wahres gewesen sei; es fehlte mir an allen gründlichen

Kenntnissen; die gute Pflegemutter mußte den Wunsch, mich einmal als Prediger auf der Kanzel zu sehen, als unerfüllbar aufgeben und ich erklärte ihr geradezu, daß ich überhaupt gar keine Lust zum Studiren habe. Ein wohlmeinender Freund meiner Tante rieth mir zur Wahl eines guten Handwerkes, ich aber wies den Rath mit Verachtung von mir, ich wollte durchaus ein Herr werden und da dies auf dem Wege des Studirens unmöglich schien, wählte ich mir den Kaufmannsstand. Meine gute Tante gab meinem Verlangen nach, ja, so wehe ihr die Trennung von mir that, gewährte sie mir sogar die Bitte, mich als Lehrling bei einer großen Handlung in Stuttgart unterzubringen, in welcher, wie es mir bei einer Besuchsreise dahin geschienen hatte, der Herrenstand am meisten und glänzendsten zu Hause war. Aber der Herr dieser Handlung verdankte nächst Gottes Segen seinen Wohlstand am meisten seinem Fleiß, seiner Ordnungsliebe und seiner gewissenhaften Pünktlichkeit im Geschäft, und diese Eigenschaften waren es, welche er auch an allen seinen Untergebenen voraussetzte und forderte. Wo sollten aber diese Tugenden bei mir herkommen, da ich von Kindheit auf weder an Fleiß noch an Gehorsam, mithin auch nicht an Ordnungsliebe und Pünktlichkeit gewohnt war?

Die Geschäfte, welche mich in allerhand Aufträgen und Sendungen aus dem Hause hinausführten, besorgte ich zwar am liebsten, und im Anfang auch mit ziemlicher Schnelligkeit, sobald sich aber meine Bekanntschaften in der Stadt erweiterten und vermehrten, da hielt ich mich schwatzend bald da bald dort so lange auf, vergaß, wenn ich mehrere Aufträge hatte, so oft den einen oder besorgte alle nur flüchtig und unvollkommen, daß mir, nach manchem wohlverdienten und immer unwirksam gebliebenen Verweis von

dem Faktor der Handlung jenes Geschäft ganz abgenommen und ein anderes angewiesen wurde, bei welchem ich mehr unter Aufsicht stand. Mein so schlecht geleitetes und in der Zucht versäumtes Naturell' brach um diese Zeit auch nach einer anderen Seite hin über die Schranken der Ordnung und Schicklichkeit. Obgleich mir, wenn ich an Sonntagen und Feiertagen Erlaubniß zum Ausgehen ins Freie hatte, zu jenen Gesellschaften, welche die älteren Diener der Handlung besuchten, der Zutritt versagt war, wollte ich dennoch, so gut als diese, den Herrn spielen, und da ich von der Meinung ausging, daß Kleider den Mann machen, verschaffte ich mir bei einem Freunde meiner guten Tante Geld, nicht nur zu allerhand Putz, sondern auch zu geselligen Vergnügungen, wobei ich aus Eitelkeit, blos um den vornehmen jungen Herrn zu spielen, mehr Aufwand für andere Genossen meiner Belustigungen machte, als für mich selber. Es konnte nicht anders sein, die Zerstreutheit und Gedankenlosigkeit, in welche ein solches wüstes Treiben mich hineinführte, mußte sich in allem, was ich that, verrathen; meine völlige Untauglichkeit zu jedem Geschäft, das einigen Ernst erforderte, konnte zuletzt auch dem Herrn der Handlung nicht mehr verborgen bleiben, dieser fügte dem Briefe seines Faktors an meine gute Tante noch selbst einige bedauernde Zeilen bei, kündigte aber derselben meine nothwendige Entlassung aus seinem Dienste an.

Da kam ich nun, sechs Monate seit meinem so kecken Auszug aus ihrem Hause in dem äußerlichen, leider aber nicht in dem inneren Zustand des verlornen Sohnes wieder zu ihr. Denn obgleich ich nicht nur nach ihrer großen Freigebigkeit gegen mich ein reichliches Taschengeld bezogen, sondern auch noch auf ihren Credit hin bei dem Freunde in Stuttgart vieles Geld aufgenommen hatte, war ich zu-

letzt dennoch durch meine unsinnigen Verschwendungen in solche Verlegenheit gerathen, daß ich, da der alte Freund mir nichts mehr geben wollte, meine besten Kleider, meine Uhr, selbst einen Theil meiner Wäsche um ein geringes Geld dahin geben mußte, nur um den Zudringlichkeiten meiner Schuldner zu entgehen. Aber bei meiner äußeren und inneren Bettelhaftigkeit war ich immer mit einem unmäßigen Bettlerstolz behaftet. Ich überredete mich, in meiner gewohnten Unart, daß mir Unrecht geschehen sei und hoffte auch meine Tante hiervon zu überreden.

Aber bei dieser fand ich Alles anders, als ich's gehofft hatte. Sie war seit einiger Zeit an einer Krankheit leidend, deren Ursache nicht eine äußere allein sondern auch eine innere, der Kummer um mich, an welchem ihr Herz hing, sein mochte. Sie hatte, seitdem ich nicht mehr bei ihr und hierdurch der verführende Reiz entkräftet war, den die persönliche Gegenwart auf unsre mehr in dem Fleisch als auf den Geist gegründeten Zuneigungen ausübt, die Berichte über meine Aufführung, die sie aus Stuttgart empfing, in viel ernsterem Sinne aufgefaßt, als dies früher, mit ähnlich lautenden geschehen war. Meine flüchtigen leichtsinnig hingeschriebenen Zeilen, die ich ihr in der ganzen Zeit meiner Abwesenheit nur zweimal geschrieben hatte, konnten sie auf keine andern Gedanken bringen und die öfter wiederholten mütterlichen Ermahnungen, die sie mir in ihren Briefen zukommen ließ, waren von mir kaum aufmerksam gelesen, noch weniger aber beachtet worden. Sie hatte jetzt mich, ihren vormaligen Liebling, so wie ihre übergroße Nachgiebigkeit gegen mich mit anderen Augen betrachten lernen. Darum empfing sie mich, nicht wie ich gehofft hatte, mit Thränen der Freude, sondern der Wehmuth und mit einem Ernst, dessen ich an ihr nicht gewohnt

war. Ihr gegenüber fühlte ich mich unvermögend, eine jener lügenhaften Entschuldigungen auszusprechen, die mir noch auf der Reise zu ihr mein Bettelstolz eingegeben hatte; ich hörte anfangs stumm und betroffen die Worte der Bestrafung an, die sie zu mir sprach, dann wurde ich erschüttert; ich erkannte mit Thränen mein Unrecht an und gelobte Besserung.

Die gute Pflegemutter, da sie meine Reue sah, welche in diesem Augenblick wirklich keine verstellte war, zeigte sich nur zu bald geneigt, mir zu vergeben. Ich wurde jetzt, wie es gleich anfangs, als ich meine Neigung zum Kaufmannsstand ausgesprochen hatte, ihre Absicht gewesen war, in ein Handelshaus untergebracht, dessen Besitzer ein Verwandter und Freund meiner Tante, und der an demselben Orte ansäßig war. Hier verhielt ich mich allerdings eine zeitlang so, daß man wenigstens an meinem guten Willen nichts auszusetzen fand, obgleich meine Unfähigkeit zu jeder Arbeit, welche anhaltenden Fleiß und genaue Aufmerksamkeit erforderte, manche Ursache zur Klage gab.

Aber die Krankheit meiner lieben Pflegemutter nahm einen bedenklicheren Verlauf, als man erwartet hatte. Da ich bei ihr wohnte, sah ich sie täglich, und diese letzte Zeit des Umganges mit ihr ist meinem Herzen tiefer eingeprägt geblieben und hat in demselben eine reichere Aussaat für die Zukunft begründet, als alle die Jahre, die ich früher mit ihr verlebte. Sie wurde immer ernster und stiller, in den wenigen Worten, die sie sprach, lag eine tief eingreifende Kraft und Innigkeit; sie hatte Frieden gefunden, da wo dieser allein zu finden ist, und ein Mitgefühl dieses Friedens theilte sich allen denen mit, welche Kinder des Friedens waren, wenn sie in ihre Nähe kamen.

Am lebendigsten erfuhr dieses an seiner Seele mein

lieber Bruder Christian, der seine Schulferien wie gewöhnlich im Hause der Pflegemutter zubringen wollte, und der diese, gleich bei seiner Ankunft, ganz unerwartet auf dem Krankenlager fand. Ihr Angesicht erheiterte sich in lieblicher Weise, da sie diesen Sohn sahe, der mit ihr durch eine Verwandtschaft des Geistes verbunden war, welche nicht wie die des Fleisches und Blutes mit dem Hinsterben des Leibes sich auflöst. Wir beide, Christian und ich, theilten uns jetzt bei Tag und bei Nacht in die Pflege der guten Mutter, die ihrem Ende schnell entgegen ging. Christian gewährte der Kranken mit der leiblichen zugleich auch eine geistige Pflege, denn sein junges Herz war reich an Kräften des Glaubens, an Gedanken des ewigen Friedens. Oefters reichte sie, bald ihm, bald mir, die Hand und drückte die unsrige in herzlicher Liebe. Am letzten Abend vor ihrem Ende schien sie gleich wie noch einmal aufzuleben, so daß wir neue Hoffnung auf ihre Wiedergenesung schöpften. Sie sprach wieder mit vernehmlicher Stimme, ließ von Christian sich einige ihrer liebsten Lieder, deren Melodie er mit dem Klavier begleitete, vorsingen, mehrere Kapitel aus der heiligen Schrift vorlesen. Nach ihrem Wunsche mußten wir uns das Abendessen in ihr Krankenzimmer bringen lassen; während wir aßen, verweilte ihr Blick mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von Liebe auf uns. Ausdrücklich verlangte sie darauf von uns, daß wir heute einmal beide ruhig in unsern Betten schlafen sollten, denn auch sie hoffe diese Nacht recht ruhig zu schlafen und die alte Krankenwärterin könne ja bei ihr im Zimmer bleiben. Als wir endlich, durch den Schein ihres Wohlbefindens getäuscht, ihr gute Nacht sagten, da hielt sie uns bei der Hand, sahe uns beide lange an und sprach darauf in Worten, welche uns tief zu Herzen gingen,

die feste Hoffnung aus, daß sie uns beide in der seligen Ewigkeit wiedersehen werde. Die letzten Worte, welche sie zu uns sprach, waren die Worte eines Segens für Zeit und Ewigkeit. Wir verließen sie tief bewegt, ohne jedoch daran zu denken, daß dieses der letzte Abschied von ihr sein sollte. Sie versank, wie die alte Wärterin uns berichtete, gleich nachdem wir sie verlassen hatten, in einen sanften Schlaf; der anbrechende Morgen weckte sie nicht mehr aus diesem auf, denn sie war bereits zu einem höheren, lichteren Morgen erwacht; der Tod war ihr ein Schlaf geworden.

Mir war bei dem Hinscheiden der lieben, mütterlichen Tante ein heilsamer Schmerz durch meine Seele gegangen. Die Thränen, die ich an ihrem Sterbebette, an ihrem Grabe und an der Brust meines treuen Bruders Christian weinte, sind keine unfruchtbare Aussaat meiner Reue und der ernsten Vorsätze für die Zukunft gewesen. Aber diese Aussaat, wie die Wintersaat, welche der Landmann im Herbst in den Boden streut, blieb noch lange Zeit unter der Erd- und Schneedecke verhüllt, ehe ein belebender Sonnenstrahl die Hülle brach und die verborgenen Keime weckte. Meinen guten Vorsätzen fehlte jene Kraft, welche ihnen, wie die Wärme und das Licht der Sonne dem Keime des Kornes, zu Hülfe kommen mußte, wenn sie zur That werden sollten. Ich suchte jene Kraft vergeblich in mir selber; wo sie zu finden sei, das hatte ich oft genug, zuletzt auch von meinem lieben Christian gehört; nicht aber selbst erfahren, noch aber mit rechtem Ernst zu erfahren gesucht.

Das Verhältniß, in welchem ich mit meinem Lehrherrn stand, hatte sich seit dem Tode der Tante sehr verändert. Nur aus Rücksicht auf diese seine Verwandte

hatte er bisher mir so Manches nachgesehen: ernstlicher als früher verwies er mir die vielen Uebereilungen und Versäumnisse, die ich mir in den mir aufgetragenen Geschäften, namentlich beim Copiren mancher Briefe und Rechnungen, zu Schulden kommen ließ. Seine Nachsicht und Geduld waren jetzt bald ermüdet, er sagte mir es rund heraus, daß er mich in seinem Geschäft, das er nur mit wenigen, dabei aber fleißigen und tauglichen Leuten betreiben müsse, nicht brauchen könne; er halte es überhaupt für das Beste für mich, wenn ich die Kaufmannschaft ganz aufgebe und mich der Landwirthschaft widme, zu deren Erlernen er mir eine gute Gelegenheit bei einem Landwirth am Rhein anwies, welcher mehrere junge Leute als Zöglinge bei sich hatte. An diesen, der ein alter Bekannter von ihm war, wollte er mir auch eine gute Empfehlung mitgeben.

Ich ging sogleich auf diesen Vorschlag dankbar ein, denn wie mir schien, sagte dieser neue Beruf meinem Naturell und meinen Neigungen ungleich besser zu, als der bisher gewählte Stand. Ich kam an den Ort meiner nunmehrigen Bestimmung, der alle Vortheile des Landaufenthaltes mit den anlockenden Reizen einer ganz nahe liegenden reichen Handelsstadt verband. Ich nahm anfangs mit wahrhafter Lust und Neigung an allen Arbeiten des Landbaues Theil, und fühlte mich jetzt wirklich in meinem natürlichen Elemente. Als aber im Winter der Arbeiten weniger wurden und namentlich an Sonn- und Feiertagen den Zöglingen, davon einige aus der Stadt selber gebürtig waren, der Besuch derselben frei stand, da erwachte mein alter Leichtsinn; mein unmäßiger Hang zur Verschwendung, zu dessen Befriedigung mir leider das kleine Capital, das ich von meiner lieben Tante ererbt hatte,

Gelegenheit gab. Gott sei es geklagt, ich ließ mich zum Spiel verführen, und gerieth durch dieses in neue Banden. Ich hatte eine ansehnliche Summe an baarem Geld und an Creditbriefen mit mir genommen, welche zum großen Theil zur Vorausbezahlung des Lehr- und Kostgeldes meines Lehrherrn bestimmt war. Diese war schon in jenem ersten Winter fast ganz darauf gegangen; der ohnehin durch die Nachsicht meines Prinzipals verlängerte Termin zur Abzahlung nahte sich seinem Ende, da ließ ich mich verleiten, zu einem Wucherer meine Zuflucht zu nehmen, welcher, nachdem er sich durch seine Correspondenten genau in meiner Heimath nach meinen Vermögensumständen erkundigt hatte, mir die nöthige Summe um unmäßige Zinsen und Abzüge vorstreckte. Gerade um diese Zeit erhielt ich einen Brief von meinem Bruder Christian, dessen Inhalt voll liebevoller Ermahnungen mir innig zu Herzen ging. Es war, als ob er um meine Verirrungen wisse; er erinnerte mich an all' die Versprechungen und Gelübde, die ich am Sterbebette und Grabe der Pflegemutter ausgesprochen hatte. Wirklich raffte ich mich für einige Zeit von meinem tiefen Falle auf; ich wendete mich im Frühling und Sommer wieder recht eifrig der Landwirthschaft zu, bekam allmählig eine wahrhafte Freudigkeit und Geschick zur Arbeit, vermied den Besuch der Stadt und die Verführungen zur Verschwendung sowie zum Spieltisch. Aber wie dürfte ich das läugnen, das Feststehen und Fallen wechselten bei mir noch immer ab, bald war ich auf längere Zeit hin ordentlich, bald versank ich wieder in mein leichtsinniges Treiben. Nur das Eine will ich noch kurz erwähnen: als ich endlich volljährig, und in den eignen Besitz meines Erbtheiles gekommen war, da blieb mir von demselben nach Abzug meiner Schuld an den Wucherer, die

indeß noch durch manchen Vorschuß, den ich von ihm genommen, ansehnlich gewachsen war, nur ein geringer Theil übrig. Meine Lehrzeit war jetzt vorüber, ich sollte in jeder Hinsicht mein freier Herr sein. Als mir daher mein wohlgesinnter Vormund, der von meiner bisherigen schlechten Wirthschaft keine Ahnung hatte, den Antheil meines Vermögens, den er noch in den Händen hatte, zusendete, da rieth er mir, ein Landgut zu kaufen oder zu pachten und durch den Ertrag desselben mich redlich zu nähren. Wie konnte der gute Mann wissen, daß jenes Handelshaus, an welches ich das Geld von ihm hatte anweisen lassen, mit einem eigennützigen Wucherer in naher Verbindung stand, von welchem ich bereits fast Alles, was ich zu erwarten, entlehnt hatte.

Meine Lage wäre für jeden bedächtigeren, ruhig überlegenden Menschen eine höchst peinliche und niederbeugende gewesen; für mich und meinen Leichtsinn war sie dieses nicht. Eben um diese Zeit hörte ich, daß mehrere Familien und einzelne junge Männer aus Cöln und seiner nächsten Umgegend nach Amerika auswandern wollten. Dort gab es Gelegenheit, um geringes Geld ein Stück Landes anzukaufen, welches bei fleißigem Anbau und guter Bewirthschaftung seinen Besitzer reichlich nähren und zu gutem Wohlstand verhelfen könne. Ich eilte sogleich zu dem alten Pächter hin, welcher das Haupt und der Geschäftsführer der kleinen Gesellschaft der Auswanderer war, stellte mich als Theilnehmer an der Reise unter seine Verfügung und hatte keine Ursache, dieses zu bereuen, denn meine Reisegesellschafter waren redliche, wackre Leute, ich kam nach einer billigen, von Wind und Wetter begünstigten Ueberfahrt glücklich in Neuyork an.

Hätte ich mich nur auch fernerhin jenen wackeren, an

Arbeit gewohnten Landsleuten und ihren bescheidnen Unternehmungen angeschlossen! Diese wollten hier nichts sein und werden als Bauern, welche sich, wenn auch im Anfang nur spärlich, im Schweiß ihres Angesichts ihr Brod erwerben wollten, ja einige der jüngern Reisegesellschafter suchten sich für den Anfang ein Taglöhnergeschäft auf und erhielten ein solches ohne viele Mühe in der Stadt. In mir aber regte sich noch einmal der alte Hochmuth, das eitle Trachten nach der Höhe des Herrenstandes. Unglücklicher Weise für mich fand ich in Neuyork einen alten Bekannten aus Nymwegen, der im ersten Jahre meines Aufenthaltes in der landwirthschaftlichen Schule mein Mitschüler gewesen war. Wir hatten damals die Vergnügungen des Stadtlebens, von denen ich vorhin erzählte, reichlich mit einander genossen, nach meinen Verschwendungen hatte er mich für sehr reich gehalten. Er war am Schlusse des zweiten Halbjahres meiner Lehrzeit in die Heimath zurückgekehrt und von da hinweg bald hernach in Neuyork mit einem Freund seines väterlichen Hauses in ein Geschäft getreten. Diesen suchte ich auf und eröffnete ihm meine Absicht, ein Stück Landes zu kaufen und dasselbe urbar zu machen. „Du wärest ein Thor, sagte er, wenn du bei deinen Kenntnissen und äußern Mitteln dem mühseligen Geschäft eines Bauern dich unterziehen wolltest, davon du vielleicht erst nach vielen Jahren einen Vortheil erhalten könntest. Leute, die aus einer so guten landwirthschaftlichen Schule kommen, als die deinige war, Leute von deiner Bildung und Gewandtheit dürfen schon andere Ansprüche machen als ein gemeiner Feldbauer oder Taglöhner. Da wüßte ich sogleich eine gute Stelle für dich. Ein wohlhabender Landgutsbesitzer in der Provinz Kentucky, der mit uns in Correspondenz steht, sucht einen Compagnon oder

nöthigenfalls auch nur einen Gehülfen, der, in der Landwirthschaft erfahren, auf einen Theil seines weitläufigen Anwesens als Verwalter eintreten könnte. An diesen will ich dich empfehlen und wenn du dort etliche Jahre dein Geschäft zur Zufriedenheit des Mannes versiehst, dann ist, das kann ich dich versichern, dein Glück gemacht. Jetzt aber vor allen Dingen mußt du einige Tage lang bei uns hier von den Beschwerden deiner Seereise dich erholen und mit uns vergnügt sein".

Ich ging sogleich auf alle diese mir gemachten Hoffnungen und Vorschläge ganz bereitwillig ein. Mein Bekannter brachte mich, vorerst auf eine Woche, in eine Privatwohnung unter, mit welcher eine sogenannte Pension, d. h. eine Gelegenheit, am Tische der Familie zu speisen, verbunden war. Schon diese Gefälligkeit kam mir ziemlich theuer zu stehen, noch mehr aber die gemeinsamen Vergnügungen, zu denen mich der Freund in den Abendstunden und wenn er sonst freie Zeit hatte, mit sich nahm. Mein Stolz erlaubte mir nicht, ihm zu bekennen, daß für meine Kasse solche Ausgaben zu schwer seien; meine Unbedachtsamkeit ließ es mich nicht bemerken, daß auch die ungewohnte Lebensweise, namentlich die späten Trinkgelage meiner Gesundheit sehr nachtheilig waren, ich verfiel noch vor Ende der ersten Woche in eine Krankheit, die mich nun auch gegen meinen Plan und Willen noch eine Woche länger in meinem theuern Kosthause zurückhielt. Als ich mich dann endlich, noch ziemlich schwach, vom Krankenlager aufmachte und auf die Reise nach Kentucky begab, da konnte ich es berechnen, daß mir bei der Ankunft am Orte meiner neuen Bestimmung nur noch wenige Thaler in der Tasche bleiben würden.

Zu meinem Glücke traf ich in Philadelphia mit einem

Herrn aus Bordeaux zusammen, der in Erbschaftsangelegenheiten nach Louisville in Kentucky reisen wollte. Dieser Herr war weder der englischen noch der deutschen Sprache mächtig; er suchte, wie ich dies im Gasthaus, darin wir beide zusammentrafen, von ihm hörte, gegen „annehmliche Belohnung" einen Begleiter, der wenigstens im Englischen sein Dolmetscher sein könne. Seltsamer Weise richtete er die Frage, ob ich ihm einen solchen Gefährten vorzuschlagen wisse? an mich, weil ich, als sein Nachbar an der Wirthstafel, so gut ich vermochte, französisch mit ihm gesprochen und mit andern Gästen mich in englischer Sprache unterhalten hatte, in welcher ich mir schon vor meiner Abreise aus Deutschland und durch den Umgang mit einigen englischen Seeleuten auf unserm Schiffe ein leidliche Fertigkeit erworben hatte. Ich bot sogleich mich selber ihm zum Begleiter an, um so williger, da ich selbst nach Kentucky zu reisen gedächte. So hatte ich wenigstens die Reise umsonst, obgleich die „annehmliche Belohnung", von welcher der französische Herr zu Philadelphia an der Wirthstafel gesprochen, und nach deren Betrag ich in meinem Leichtsinn mich nicht erkundigt hatte, zuletzt nur in einer höflichen Danksagung und in dem Geschenk einer kleinen vergoldeten Dose aus Tomback, gefüllt mit Virginien-Schupftabak, bestand. Indeß ich war auch damit gern zufrieden, denn auf der Reise hatte mir der höfliche Mann nichts abgehen lassen; ich nahm von ihm einen herzlichen Abschied.

Ohne weiteren Aufenthalt eilte ich nach dem Ort meiner vermuthlichen Bestimmung und gab da meinen Empfehlungsbrief an den Ländereienbesitzer ab, bei dem ich als Verwalter unterzukommen gehofft hatte. Mit Bedauern sagte man mir, daß die Stelle, für welche ich em-

pfohlen war, bereits vergeben sei, machte mir jedoch zugleich Hoffnung, daß man mir, vielleicht schon nach wenig Wochen, ein andres ähnliches Unterkommen verschaffen wolle. Aber aus den etlichen Wochen waren schon etliche Monate geworden, meine geringe Baarschaft, obgleich ich jetzt ungleich sparsamer gelebt hatte, als in Neuyork, war bis auf weniger als einen Thaler erschöpft, schon nach etlichen Tagen wäre ich mitten in dem wildfremden Lande arm wie ein Bettler gewesen. Ich hatte mich schon seit einer Woche nach einem untergeordneten landwirthschaftlichen Geschäft umgesehen, ohne ein solches zu finden, vielleicht weil meine noch immer ziemlich vornehm aussehende Kleidung bei den Gärtnern und Landbauern ein Mißtrauen gegen meine Arbeitstüchtigkeit erregte. Da kam mir, als die Noth fast schon am größesten war, eine Hilfe, so wunderlich seltsamer, oder ich will lieber sagen so wunderbarer Art, daß, wie mir scheint, Gottes gute Hand darin unverkennbar war.

Um das Essen im Wirthshaus zu ersparen, pflegte ich gewöhnlich gegen Abend in ein Kaffeehaus zu gehen, und mich da an einem Glas des sogenannt deutschen Bieres — sein Bräuer wenigstens war ein Deutscher — und etwas Brod zu sättigen. Als ich eines Abends mit einem Zeitungsblatt in der Hand da saß, weniger in diesem lesend als über meine Lage nachsinnend, trat auf einmal mein Reisegefährte: der Franzose aus Bordeaux mit noch einem andern Herrn aus der Stadt herein. Ich, nach der Weise unsrer deutschen Höflichkeit, stand auf und begrüßte ihn, er aber in seiner französischen Höflichkeit kam der meinigen noch zuvor, fand es außerordentlich charmant mich hier zu finden und lud mich sogleich ein, mit ihm und seinen hiesigen Verwandten morgen eine Lustpar-

thie nach einer der berühmtesten Höhlen in Kentucky zu machen.

Ich weiß nicht, ob Ihr schon davon gehört habt, deshalb will ich es hier kurz erwähnen, daß man bei uns, namentlich in der Provinz Kentucky, so große Höhlen findet, daß an mehreren derselben der ganze Verlauf bei weitem noch nicht erforscht wurde, obgleich man viele Stunden weit in dieselben eingedrungen ist. Man weiß mehrere Fälle, in denen sich neugierige Forscher und Reisende in den zahlreichen Nebengängen solcher Höhlen so verirrt haben, daß sie, nachdem ihnen das Licht ausgegangen war, in große Lebensgefahr geriethen, wie dieses vor mehreren Jahren einem gewissen Herrn Baker in Begleitung seiner Familie in einer solchen Höhle ergangen ist und wie ich Euch sogleich noch ein andres Exempel der Art erzählen will. Doch, um wieder auf meinen Franzosen zu kommen, er fand es also ganz erwünscht, mich dort im Kaffeehaus zu treffen, lud mich für den andern Morgen zu der Landparthie nach der großen Höhle ein, und fügte hinzu: wir nehmen mehrere Wagen, in einem derselben werden Sie Ihren Platz finden, um 6 Uhr des Morgens präcis fahren wir ab, ich hoffe Sie um diese Zeit vor dem Posthause, wo wir einsteigen werden, wieder zu sehen.

Ich, ohne selbst recht zu wissen, was ich that, nahm die höfliche Einladung dankbar an; mein Franzose, mit einer nachlässigen Verbeugung, entfernte sich mit seinem Begleiter in ein Nebenzimmer.

Noch jetzt begreife ich nicht, was mich bewegen konnte, eine solche, wie sich bald zeigte, gar nicht einmal ernst gemeinte Einladung zu einer Lustparthie anzunehmen, gerade in meiner jetzigen Lage, die mich zu nichts weniger als zu lustigen Sachen stimmen konnte. Und doch war dieses so

abenteuerlich aussehende Ereigniß der Weg zu meiner Rettung, nicht nur aus meiner äußern, sondern, was unendlich viel mehr war, aus meiner innern Noth.

Noch vor 6 Uhr am andern Morgen fand ich mich an dem mir bestimmten Orte ein. Es war da noch kein Wagen angespannt, doch vernahm ich von einem Diener des Hauses, daß wirklich von einer Landparthie die Rede war, welche ein hier im Hause wohnender Herr mit mehreren andern Herren und einigen Damen an diesem Morgen machen wolle. Die Wagen seien aber erst auf 7 Uhr bestellt und ehe man abführe, könne es wohl noch später werden. Ich nahm dann ganz gemächlich mein Frühstück in meinem Kaffeehaus ein und ich muß es, wegen der Folgen, welche derselbe hatte, für einen ganz besonders glücklichen Einfall halten, daß ich mich in einem Bäckerladen mit einer guten Portion Weißbrod, in einem andern Laden mit etwas kaltem Fleisch und einer kleinen Flasche Jamaica-Rum versorgte und diese Vorräthe in meiner Reisetasche unterbrachte. Dieser Einkauf hatte mich einen nicht unbedeutenden Theil des Restes meiner Baarschaft gekostet, so daß ich ihn, als er geschehen war, als einen höchst unbedachtsamen Streich bereute, und doch hatte auch dieses so kommen sollen.

Schon vor 7 Uhr hatte ich mich abermals vor dem Hotel eingefunden. Es dauerte noch lange Zeit, bis dahin, wo die angespannten Wagen vorfuhren, noch länger, bis die Herrschaften zum Einsteigen bereit waren. Endlich kam mein Franzose, mit einer Dame am Arm. Ich grüßte ihn höflich, wollte ihm nochmals für seine Einladung danken, er schien mich gar nicht zu kennen und kaum zu bemerken, stieg in seinen Wagen ohne ein Wort zu mir zu sprechen. Zum Glück hatte ich, während die Wagen

auf die Herrschaften warteten, mit einem der Bedienten aus dem Hause, welche mitfahren sollten, Bekanntschaft gemacht, der ein Deutscher, aus der Gegend von Coblenz war. Diesem hatte ich erzählt, daß der Herr aus Bordeaux, den ich aus Philadelphia hieher begleitete, mich eingeladen habe, heute mit ihm nach der großen Höhle zu fahren, in einem der Wagen solle ich meinen Platz finden. Als dieser Landsmann sahe, daß der Herr sich gar nicht weiter um mich bekümmere, sagte er lachend: ich kenne diese Art von höflichen Leuten schon, wenn es Euch übrigens gefällt, könnt ihr bei uns in dem Bedientenwagen noch ganz gut einen Platz finden.

Zu jeder andern Zeit würde mich das Benehmen meines Franzosen so beleidigt haben, daß ich augenblicklich von der Partie abgestanden wäre; heute konnte ich dies nicht thun. Und zwar nicht nur deßhalb, weil ich durch mein jetziges Unglück etwas gedemüthigt und darum weniger empfindlich geworden war, sondern aus einem mir selber unbegreiflichen Drange, diesen Weg mitzumachen.

Mehrere Male wurde unterwegs angehalten. Der französische Herr, wenn er bei seinem Aussteigen an mir vorüber kam, that, so wie vorher, als wenn er mich gar nicht bemerkte und ich achtete auch nicht weiter auf ihn. Desto mehr aber achtete auf mich mein deutscher Landsmann, der mir den Sitz in seinem Wagen verschafft hatte. Dieser nahm es als eine Sache an, die sich von selbst verstehe, daß ich, wenn wir an einem Wirthshaus anhielten, das, was wir da genossen — es bestand zum Glück immer nur in einigen Gläsern Rum und etwas Brod — nicht blos für mich, sondern auch für ihn bezahle. Ich wollte nicht als Knicker erscheinen; so bezahlte ich denn, und als wir

an dem Dorfe vor der großen Höhle ankamen, hatte ich kaum noch so viel Geld, um mir einige Lichter zur Wanderung in das Dunkel zu kaufen.

Bei allem, was ich heute that, war durchaus keine Ueberlegung, es war mir, als handelte ich wie im Zustand eines Traumes, oder wie Einer, der nichts mehr zu gewinnen und zu verlieren hat, in dumpfer Gleichgültigkeit. Heute noch Herr und morgen Taglöhner, so dachte ich etwa bei mir selber, als ich mir wie die Andern, am Eingang in die Höhle ein Licht anzündete und der vornehmen Gesellschaft in das Dunkel hinein folgte. Wir waren noch nicht weit in den bald höher gewölbten bald niederen Gängen vorwärts gekommen, da bemerkte ich, daß diese Gänge öfters auf kürzere oder weitere Strecken hin zwar zur Rechten und zur Linken sich trennten, dann aber wieder in einen allgemeinen Gang sich vereinten. Selbst unser Führer machte mehrmalen hierauf aufmerksam, wenn Einer oder der Andere von der Gesellschaft ihn fragte, ob man jetzt rechts oder links gehen solle, doch wählte er immer den gangbarsten Weg. Mir war es unbequem, mit den Herren und Damen zu gehen, ich schlug lieber den minder gut gangbaren Seitenweg ein und war schon etliche Male auf ihm wieder zu der Gesellschaft gekommen. Wir mochten etwa eine Stunde lang in dem Grottengewölbe herumgewandert sein, da hörte ich auf einmal keinen Ton der Menschenstimmen, sah keinen Schein der Lichter mehr. Nur mein eigenes beleuchtete mir noch den Weg, der hier enger zusammenlief und abschüssig nach unten in eine Tiefe ging, deren Grund ich nicht mehr absehen konnte. Ich dachte jetzt an die Umkehr und so eilig als möglich ging ich, wie ich meinte, nach der Richtung hin, welche zum Hauptgang zurückführte. Aber ich hatte mich in dem Labyrinth dieser

unterirdischen Felsengrotte so vollkommen verirrt, daß ich bald einmal an eine Stelle kam, an der die Wölbung so niedrig wurde, daß man kaum auf dem Bauche kriechend hindurch gekonnt hätte, bald an einen weitgähnenden Abgrund. Einmal glaubte ich wieder Menschenstimmen zu hören, ich wendete mich eilig nach der Gegend hin, als ich aber näher kam, da war es ein Wasser, das sich in die Tiefe stürzte. Ich hatte schon mein zweites Licht angezündet und meinem Ermessen nach mochte es schon die vierte Stunde sein, die ich auf meinem Angstwege zugebracht hatte. Da mit einmal glitt mein Fuß auf dem schlüpfrig-nassen Felsenboden aus, ich sank seitwärts über einen gähen Abhang hinab, der meinen gerade vor sich hin schauenden Blicken ganz entgangen war. Zu meinem Glück ging mein Hinabfahren in keine große Tiefe, in wenig Augenblicken fühlte ich mich wieder auf ebenen festem Boden. Aber zu meinem unbeschreiblichen Schrecken war mir das Licht bei meinem Hinabgleiten aus der Hand gefallen und verloschen. Ich hatte versäumt, ein Feuerzeug mit mir zu nehmen und meine Mühe, das glimmende Docht wieder in helle Flamme aufzublasen, war vergeblich; nach wenig Minuten fand ich mich in einem Dunkel der Mitternacht. Mich ergriff ein Schauer der Furcht, dergleichen ich noch niemals in meinem Leben empfunden hatte. Ich zitterte an allen Gliedern, und fühlte mich so schwach, daß ich meinte, ich würde nie mehr von dem Boden aufstehen können. Ich verzweifelte an meiner Rettung, denn die Gesellschaft, mit der ich gekommen war, hatte sich um mich noch weniger als ich um sie, wenn ich nach eignem Belieben einen Seitenweg einschlug, bekümmert; der Führer hatte mich Einzelnen gar nicht bemerkt und jene Herrschaften, welche im Ganzen nur 1 bis

2 Stunden zum Besehen der Höhle bestimmt hatten, waren schon längst wieder auf ihren Landsitz zurückgefahren.

So fern von aller menschlichen Hülfe und Tröstung in einer dunklen Gruft, wie ein lebendig Begrabener zu verschmachten und hinzusterben, das war mit ein furchtbarer Gedanke. Ich versuchte zu beten; mein Gebet wurde zu einem lauten Seufzen. Da war mir es, als antwortete mir, nicht weit von der Stelle, an der ich lag, ein anderes Seufzen. War es etwa ein leiser Widerhall von dem Felsen, der hier in der nächtlichen Stille für mein Ohr hörbar wurde, oder ein wildes Thier, vielleicht ein Wolf, der da sein Lager genommen hatte? Ich hielt den Odem an, um recht genau zu hören, und das Seufzen wiederholte sich, ja mir war es, als ließe sich dabei das schwache Murmeln einer Menschenstimme vernehmen. Ich raffte mich jetzt auf und vorsichtig mit den Händen um mich hertappend, die Füße Schritt vor Schritt setzend, suchte ich mich der Gegend zu nahen, wo der seufzende, vermuthliche Unglücksgefährte sich befand. Ich war noch nicht weit vorwärts gekommen, da stieß ich mit dem Fuß an Etwas und taumelte darüber hin. In diesem Augenblick erhob sich ein Hundegebell, das, obgleich es ganz aus der Nähe kam, so schwach lautete, als käme es von einem schon im Hinsterben begriffenen Thiere. Ich fühlte nun mit den Händen umher und bemerkte, daß der Gegenstand über den ich hingetaumelt war, ein menschlicher Körper sei, bei welchem, ganz nahe an seine Brust geschmiegt, ein kleines Hündchen und nur etwa einen Schritt weiter ein schlafendes Kind lag. Ich kniete auf den Boden hin, um mein Ohr dem Munde des Mannes so weit zu nahen, daß ich sein Murmeln verstehen konnte. Er sprach auf Englisch: „ich bin dem Tode des Verschmachtens nahe“.

Augenblicklich reichte ich ihm aus meiner Reisetasche einen Bissen Brodes, den ich vorher mit Jamaica-Rum befeuchtet hatte, in seinen Mund, und wiederholte diese Gabe mehrere Male. Da kehrten dem ermatteten Manne seine Kräfte in so weit wieder, daß er mit laut vernehmlicher Stimme sagte: ach wenn wir jetzt ein Licht hätten! — An einem Licht, so sagte ich, fehlt es mir nicht, wohl aber an dem Mittel, es zu entzünden. — Dafür laßt mich sorgen, erwiderte der Mann, indem er mir das Licht aus der Hand nahm und mit Hülfe eines sogenannt chemischen Feuerzeuges, dergleichen vor Erfindung der Zündhölzchen im Gebrauch waren, dasselbe anzündete. Sein erster Blick ging nach dem schlafenden Knaben hin. Gottlob, sagte er, indem er die Stirn des Kindes leise berührte, er lebt noch; er hat unser Elend großentheils verschlafen. Jetzt, so sprach er weiter, theilt vor Allem hier meinem Hündchen einige Bissen von Eurem Brode mit. Das treue Thier, das ich bei meinem Weggehen vom Hause hatte zurückhalten lassen, damit es mir nicht überall hin folgen und bei einem Geschäft, das ich unterwegs hatte, mich belästigen möchte, muß, ich weiß nicht wie lange? nach meiner Abreise seiner Haft entkommen sein, es ist meiner Spur gefolgt und hat mich, wenn mir anders hier, wo kein Wechsel zwischen Tag und Nacht ist, ein Urtheil über die verlaufene Zeit zusteht, bereits seit länger als einem Tage aufgefunden. Es kam ganz ausgehungert und abgehetzt bei mir an, ich aber hatte nichts mehr zum Unterhalt für meinen Knaben als einen kleinen Vorrath von getrockneten Aprikosen und anderm Obst, die der Hund nicht genießen konnte. Jetzt aber, wenn er nur erst wieder bei Kräften ist, wird er uns, das weiß ich gewiß, zu einem sichern Führer aus der Höhle dienen.

Ich gab dem Hündchen von dem reichlichen Vorrath, den meine Reisetasche enthielt, zur Genüge. Der Fremde hatte indeß seinen kleinen, dem Ansehen nach etwa 10jährigen Sohn, aus dem Schlafe geweckt; ich hatte eine lederne Trinkschale, die ich bei mir führte, mit dem Wasser gefüllt, das aus einer Felswand der Höhle hervordrang, den salpetrigen Geschmack desselben durch die Beimischung von Rum und Zucker verbessert, und meine Gäste setzten sich zu der Mahlzeit nieder, die ich, ohne zu wissen für wen? mit mir gebracht hatte. Der Fremde sprach vor dem Genuß der Speisen ein herzliches Lob- und Dankgebet für seine, ja für unsre Rettung. Wie sich später ergab, waren es volle vier Tage, seitdem er ganz allein mit seinem kleinen Sohn, weil gerade damals bei der Erntearbeit kein Führer in den benachbarten Hütten aufzutreiben gewesen, sich in die Höhle begeben hatte. Es war seine Absicht, nur einige tausend Schritte weit in die unterirdischen Räume hineinzugehen, jeder von ihnen hatte nur ein Licht bei sich; durch die Lebhaftigkeit des Kleinen, der immer voraussprang, um die schönen Tropfsteingebilde zu sehen, war er aber selbst verführt worden, immer weiter zu gehen, und als die Lichter beide fast zu Ende gingen und nun der Rückweg gesucht werden sollte, da geriethen die bedauernswürdigen Wandrer aus einem Labyrinth der Grottengänge in das andre. Die Lichter waren verloschen; das laute Weinen des Knaben, das Rufen seines Vaters hörte kein menschliches Ohr, denn, wenn auch die beiden, wie dies nicht unwahrscheinlich ist, dem Ausgang der Höhle wirklich einmal nahe gekommen wären, so hätte dennoch hier Niemand sie vernommen, weil gerade in dieser Jahreszeit, wegen der Ernte, die Salpetergräbereien eingestellt waren, die sonst in den vordersten

Räumen ohne Unterlaß betrieben werden. So lange der Kleine noch Kräfte zum Gehen und Laufen hatte, setzten beide ihr Herumirren im Dunkeln fort; wenn der Knabe vor Müdigkeit nicht mehr gehen und stehen konnte, da lagerte man sich und das Kind verfiel dann, von der Angst und dem vielen Weinen noch mehr ermüdet als vom Laufen, in einen langen, tiefen Schlaf. Außer einigen kleinen Weißbroden, die schon am ersten Tag verzehrt waren, hatten sie von Lebensmitteln nichts bei sich, als einen Beutel voll getrocknetem Obst, den die Wirthin im letzten Nachtlager, eine alte Bekannte des Hauses, dem Knaben geschenkt hatte; das Wasser, das hin und wieder von den Felsen tröpfelte, so widerwärtig es auch anfangs durch seinen salpetrigen Geschmack der Zunge erschien, mußte zur Stillung des Durstes dienen. Es war hier kein regelmäßiger Wechsel zwischen den Zeiten des Schlafens und Wachens; wenn der Knabe sich kräftig fühlte, da setzten beide ihre Irrwege fort, auf denen sie, wie der Vater dies aus dem Rauschen eines tief unterirdischen Wassers geschlossen hatte, mehrere Male immer wieder an denselben Ort gekommen waren. Soviel aber ist gewiß, daß das Kind während des ganzen Aufenthaltes in der Höhle dreimal, ja vielleicht viermal länger geschlafen als gewacht hatte. Zuletzt waren die beiden, vielleicht an derselben Stelle, wo mir dies geschahe, in den tieferen Raum der Höhle hinabgeglitten, darin ich sie auffand. Der Vater, von Sorgen und langem Fasten erschöpft, hatte sich hier unvermögend gefühlt, weiter zu gehen, und das Kind war in einen so langen, festen Schlaf versunken, daß selbst der gleich nach diesem schreckenden Ereigniß zu ihnen gekommene kleine Dachshund es durch das Lecken an seinem Gesicht und durch sein freudiges Bellen nicht erwecken

konnte. „Wahrscheinlich," so schloß der Vater seine Erzählung, „wäre dieser Schlaf sein letzter, so wie diese bangen Stunden meine letzten geworden, wenn uns Gott nicht Euch als einen rettenden Engel gesendet hätte; denn der kleine Vorrath auch des getrockneten Obstes war verzehrt, ich hätte nichts mehr für mein schmachtendes Kind gehabt als die Worte des Mitleides und des Trostes, die ich kaum noch hörbar aus der müden Brust hervorbringen konnte."

Meine beiden Gäste, sammt ihrem kleinen Dachs, waren gestärkt und gesättigt; außer meinem bereits halb verbrannten Lichte hatte ich zwar noch einen Wachsstock, den ich schon in Philadelphia mit mir genommen, in meiner Reisetasche, doch schien es uns dringend nöthig, daß wir ungesäumt uns auf den Weg hinaus nach dem Tageslichte machten. „Laßt uns," so sprach der Fremde, „jetzt nur ganz unbesorgt unserm Führer, meinem Hunde folgen." — Dieser, sobald sein Herr aufgestanden war, sprang sogleich nach jener Stelle hin, an welcher wir auf dem schlüpfrigen Felsenboden herabgeglitten waren. Mehrere Male versuchte das gute Thier vergeblich, an dem gähen Abhang hinanzuklimmen; endlich gelang es ihm, freudig mit dem Schwanze wedelnd stand es oben und wir, nachdem ich zuerst den Knaben hinaufgehoben und geschoben hatte, dann selber, den Fremden an seinem Arme nachziehend, in den höheren Gang gelangt war, hatten jetzt nichts mehr zu thun, als nur hinter unserm klugen Hunde darein zu gehen, der uns, noch ehe mein Licht ganz niedergebrannt war, an den Ausgang der Höhle brachte, wo er mit freudigem Bellen, als wollte er ihnen Glück zu ihrer Rettung wünschen, bald an dem Vater, bald an

dem Knaben in die Höhe sprang und ihnen die Hände leckte.

Die Sonne neigte sich so eben an dem Saume des westlichen Gebirges zum Untergang, als wir wieder heraus an Gottes freie Luft traten. Ich konnte mich der Freudenthränen nicht enthalten, und mein stummes Gefühl empfing die rechte Sprache der Worte, als der Fremde, dann mit ihm wir beiden Andern, niederknieete und in einer Weise betete, die mir so tief zu Herzen ging, daß mir es war, als hätte ich noch niemals so gotteskräftig beten gehört. Freilich war auch mein Herz noch niemals sonst so gedemüthigt, so erweicht, so empfänglich für die Kraft solcher Worte gewesen, als an diesem Tage der großen Angst und großen, wunderbaren Rettung.

Ich will nun den Schluß meiner Geschichte kurz machen. Ich sagte euch vorhin, daß ein alter, ohnmächtig dahinsterbender Mann, den ich als einen lebendig Begrabenen im Dunkel einer Gruft gefunden, mir ein Schatz gewesen und geworden sei, der das Wohlergehen und das Glück meines ganzen nachmaligen Lebens begründete. Der Fremde, dem ich durch Gottes wunderbare Fügung in der Höhle das Leben gerettet hatte, war und wurde mir dieser Schatz. Gleich am ersten Abend, in der Pächterswohnung, darin wir übernachteten, fragte er mir meine ganze innere und äußere Noth und meine Begegnisse in Amerika ab, bis dahin, wo wir beide uns zusammengefunden. Ich sehe wohl, sagte er, Euer Weg in die Höhle, den Ihr ohne klugen Vorsatz und Bedacht unternahmt, war ein Weg, den nicht der eigne Verstand, sondern den Gott Euch, zu meiner und zu meines Kindes, und zu Eurer eignen Rettung führte. Den ersten Theil des heilsamen Planes der Vorsehung habt Ihr vollendet, den zweiten will mit Got-

tes Hülfe ich hinausführen. Ich bin im Besitz vieler, zum Theil erst vor Kurzem angekaufter Ländereien, ich bedarf wirklich eines in der Landwirthschaft wohlerfahrenen Verwalters. Ihr kommt mir für diese Stelle gerade zur gelegenen Zeit, und schon morgen will ich Euch, nicht sehr fern von hier, Euer künftiges Arbeitsfeld und Euern Wohnort anweisen.

Mit welchen Gefühlen und Gedanken ich mich an diesem Abend zur Ruhe niederlegte, das könnt Ihr Euch wohl selber denken. Wie ich schon vorhin sagte, mein Herz war durch die Demüthigungen, Sorgen, Gefahren und Rettungen der letzten Tage so weich geworden, wie noch niemals sonst in meinem Leben. Vor tiefer Bewegung konnte ich lange nicht einschlafen; mein vergangenes Leben lag großentheils wie ein schwerer, wüster Traum hinter mir, ich fühlte mit Sicherheit, daß ein Erwachen zu einem andern, bessern Leben mir nahe sei. Als ich gegen Morgen noch in einen sanften Schlaf versank, da war dieser Schlaf voll so lieblicher Träume, die aus den besten, unschuldigsten Erinnerungen meiner Kindheit gewebt waren, daß ich beim Erwachen meine fröhlich selige Stimmung in einem Morgenlied laut werden ließ, welches ein Lieblingslied meiner seligen Tante gewesen war.

Mein Mitgenosse der Freuden und Leiden des gestrigen Tages und nunmehriger Brodherr hatte im Nebenzimmer geschlafen und dort meinen Gesang gehört. Als wir beim Frühstück zusammen kamen, redete er mich freundlich in meiner Muttersprache an, die zwar, wie man leicht bemerken konnte, nicht die seinige war, in welcher er sich aber ziemlich gut auszudrücken wußte. Ich bemerkte, so ohngefähr sagte er zu mir, daß Ihr ein Deutscher seid; ich zwar stamme von väterlicher Seite aus einer Familie

der ältesten englischen Auswanderer in Massachusetts ab, aber meine Mutter war eine Deutsche und meine Frau ist auch ein Kind deutscher Eltern. Auch meine Kinder haben Freude an der Sprache ihrer Mutter und Großmutter und lesen gern gute deutsche Bücher, wobei Ihr ihnen noch manche Anleitung geben könnet. Was mich übrigens noch mehr gefreut hat, als die Bemerkung, daß Ihr Deutsch versteht, ist die, daß Ihr die Sprache versteht und lieb habt, die der Geist jenes mir wohlbekannten Liedes redet. Denn ich kann Euch wohl sagen, daß diese Herzenssprache die Stimmung ist, welche in meinem Hause und in seinen Bewohnern herrscht, und wenn dies auch die Eurige ist und fortwährend bleibt, dann sollt Ihr mir auch ein lieber Hausgenosse sein und bleiben.

Und so ward es denn auch. Ich faßte gegen den werthen Mann eine Hochachtung und Liebe, wie ein dankbarer Sohn zu seinem Vater. Ihm erzählte und bekannte ich ohne Rückhalt alle Verirrungen meines jugendlichen Hochmuthes und Leichtsinns. Schon meine Aufrichtigkeit in diesem Bekenntniß konnte ihm bezeugen, daß es mir auch mit den Vorsätzen, die ich gegen ihn aussprach, ein entschiedener Ernst sei. Und er war der Mann, um mich bei demselben fest zu halten und darin zu bestärken, weil die Heilmittel, die er für meine geistige Genesung benutzte, nicht von menschlicher Erfindung waren, sondern von der Natur des Göttlichen. Unter seiner väterlich liebevollen und ernsten Führung lernte ich mich selber noch immer besser kennen, lernte das rechte Treusein und Anhalten an die Arbeit meines äußern und innern Berufes, und in jeder Hinsicht schritt es mit meiner gründlichen Besserung durch Gottes Segen so rasch vorwärts, daß ich nach etlichen Jahren, die ich in dem Umgang mit meinem väter-

lichen Freunde und noch mehr in stetem Umgang mit Dem, der auch seiner Seele treuester Freund war, zubrachte, in Wahrheit von mir sagen konnte: das Alte ist vergangen, der lange Winter ist vorüber, es ist alles neu worden, der Frühling ist da.

Nach zwei Jahren wagte ich es, dem Vater die gegenseitige Neigung, die mich mit seiner ältesten Tochter verband, auszusprechen. Die beiden Eltern gaben uns ihren Segen, und zugleich erhielt ich als Mitgabe meiner lieben Frau ein kleines Anwesen in Kentucky. Es gelang mir unter Gottes Beistand, mein Besitzthum in so guten einträglichen Bestand zu setzen und durch den Handel mit dem Holze einer schönen Waldung, die ich am Ohio gekauft hatte, so viel zu gewinnen, daß ich nach dem Tode meiner geliebten Schwiegereltern, die im dritten Jahr nach meiner Verheirathung beide schnell nach einander starben, mir hier in der Provinz Arkansas ein Gebiet von Ländereien kaufte, welches an Umfang manches kleine, deutsche Fürstenthum übertrifft. Ich bin eben der Meinung, daß es in der Bestimmung des Menschen liege, daß durch seiner Hände treuen Fleiß auch sein Wohnort, die Erde, zu einem Feld der Ernte, zu einem Garten Gottes umgewandelt werde. Die Geschwister meiner lieben Frau, meine Schwäger und Schwägerinnen leben alle in gutem Wohlstand, einige in Kentucky, andere in Washington und in Neuyork, und es vergeht kein Jahr, wo wir uns nicht gegenseitig bald hier bei mir, bald bei ihnen besuchen, da ja in unsern Tagen das Reisen mit der Kraft der Dampfmaschinen eine so leichte Sache geworden ist.

Seht, so endigte unser Wirth seine Erzählung, so habe ich Euch aus meiner eigenen Erfahrung gezeigt, daß man nicht nur durch die Goldklumpen von Californien,

wenn man anders dergleichen finden sollte, reich und glücklich werden kann, sondern daß der Weg zum Glück und Wohlbefinden ein näher liegender, kürzerer und sicherer sei, den Jeder, der ihn nur ernstlich sucht, ohne einen Indianerwegweiser und ohne die mühselige Fuhre auf Ochsenwagen finden kann.

Die guten Lehren, die uns der wackre Hausvater in seiner Lebensgeschichte gab, hatten uns alle zum Nachdenken gestimmt, und in mir, so, wie sich dies bald nachher zeigte, in Christoph, war das Gefühl der Reue über den Schritt, zu dem das Goldfieber uns verleitet hatte, sehr lebendig geworden. Wir hatten indeß nicht lange Zeit, der Sache weiter nachzudenken, denn während wir noch bei der lieblichen Abendkühle in der Gartenlaube saßen, kam ein alter Herr zu Pferd in dem Hofe an, dem unser Wirth sogleich freundlich bewillkommnend entgegen ging. Er führte den Alten zu uns herein in die Gartenlaube. Das sind, sagte er zu ihm, lauter Landsleute von mir, die nach Californien auf's Goldsuchen ausgehen wollen, und dieser Herr da, sprach er zu uns, ist mein lieber Gevatter und nächster Nachbar in diesem Lande, der Feldmesser hier in unserer Provinz, der in seinem Leben schon manche Hunderttausende von Aeckern Landes im Auftrag der Regierung abgemessen hat.

Ja, mein lieber Gevatter, erwiderte der alte Herr, wenn's auch früher und bis noch vor Kurzem mit meiner Geschäftigkeit als Landmesser, so wie Ihr sie eben rühmtet, seine Richtigkeit gehabt hat, so ist es doch jetzt damit aus. Ich habe in voriger Woche einen Anfall gehabt, der einen alten, 76jährigen Mann, wie mich, wohl, wo nicht an sein Ende, doch daran erinnern kann, daß es Zeit sei, sich zur Ruhe zu begeben und seine Arbeit, die er lang genug be-

trieben hat, jüngern Händen zu überlassen. Ich gedenke deshalb übermorgen eine Reise, nöthigenfalls bis nach Philadelphia, anzutreten, um mich nach einem Gehülfen und Stellvertreter bei meinem immer weitläuftiger werdenden Geschäft umzusehen und wollte Euch nur vor meiner Reise noch einmal begrüßen.

Ich setzte mich sogleich zu dem alten Herrn hin, in dessen ganzem Wesen etwas lag, das mein Zutrauen erweckte. Ich fragte ihn genau über das, was er an Kenntnissen und Fertigkeiten von einem Gehülfen verlange, sagte ihm dann ganz aufrichtig und bescheiden, was ich zu leisten vermöge, und erklärte ihm meine Bereitwilligkeit und meinen Wunsch, als Feldmesser in seine Dienste zu treten. Der Geometer stand auf, nahm unsern Wirth bei Seite und nachdem er mit diesem eine Zeit lang im Garten auf und niedergehend gesprochen hatte, kam er wieder zu mir und sagte: Ihr gefallt mir, und was mein Gevatter mir von Euch sagt, das gefällt mir auch. Es sollte mich freuen, wenn Ihr mir meine beschwerliche Reise nach Osten und ich Euch die Eurige nach Westen ersparen könnte. Ich nehme Euch morgen mit mir und wir versuchen es vor der Hand mit einander. Geht es, wie ich nicht zweifle, gut mit Euch, dann bleibt Ihr bei uns im Lande und Ihr werdet Euch sehr gut nähren, da Ihr, wie ich höre, Euch außer dem Feldmessen auch auf die Wundarzneikunde versteht. Die Bestätigung der Regierung in Euer Amt als Geometer werde ich ohne Mühe erlangen.

Als der Christoph dieses Gespräch hörte, sagte er: ach wenn der Herr da doch auch ein Unterkommen für mich als Schmied wüßte. Ich wollte recht fleißig sein; die Reise nach Californien ist mir schon längst verleidet und meine Reisegefährten können mich leicht entbehren, da bei

der Gesellschaft, an welche sie sich anschließen wollen, drei Schmiede sind.

Da ist bald geholfen, mein ehrlicher Christoph, sprach unser Wirth. Ich suche schon seit einiger Zeit einen gelernten Schmied, den ich in meinem großen Anwesen nöthig brauche, weil der eine meiner Knechte nur zur Noth sich aufs Ausbessern unserer eisernen Geräthschaften versteht. Ich behalte dich bei mir und ich weiß, du bleibst gerne bei mir.

Christoph war sehr gerührt. Er gab dem Hausvater die Hand und versprach nach Kräften ihm treu und gut zu dienen. Uns beiden endigte dieser Tag als ein rechter Freudentag.

Nun kann ich meinen übrigen Bericht von der Californischen Reise kurz machen. Unsere andern Reisegefährten, denen der lange Wilhelm ihr gegebenes Wort und ihre Verpflichtung gegen seinen alten Vetter vorhielt, und die auch selber das Californische Goldfieber noch in voller Stärke an sich hatten, reisten wirklich am andern Morgen dahin ab. Ich habe noch keine Nachricht von ihnen erhalten, hoffe aber, es wird ihnen die Reise zu ihrem Nutzen gewesen sein. Wir beide aber, Christoph und ich, leben nun schon seit drei Monaten recht seelenvergnügt und glücklich hier in unserm neuen Vaterlande. Mein alter Geometer ist ein wahrhaft frommer, edler Greis, der mich wie einen Sohn mit Liebe und Zutrauen behandelt. In der Einsamkeit seiner alten Tage, denn er hat keine Kinder, und seine Frau ist ihm vor mehreren Jahren gestorben, scheine ich ihm sehr zur Unterhaltung und zum Trost zu dienen. Sehr oft besuchen wir beide unsere — freilich gerade nicht nahe bei uns wohnenden und dennoch nach hiesigem Verhältniß nächsten — Nachbarn: den lieben Lands-

mann und seine treffliche Familie. So ist der seltsame Schatz, den dieser Landsmann in der dunklen Gruft eines lebendig Begrabenen fand, nicht nur für ihn, sondern in seinen weiteren Folgen auch für uns beide, für Christoph und mich, ein Fund geworden, der unser Lebensglück mit Gottes Hülfe in besserer Weise begründen wird, als dieses durch die Goldklumpen von Californien hätte geschehen können.

---

2. Der Strick ist zerrissen und wir sind los.

Wenn der ehrenwerthe Landeigenthümer im nordamerikanischen Gebiet von Arkansas, von dessen Lebensschicksalen wir in der vorhergehenden Erzählung sprachen, im Vergleich mit manchen heutigen Auswanderungsgelüsten nach den Freistaaten von Amerika, des Auswanderungsdranges einer frühern Zeit erwähnte, welcher diese Staaten die edelsten Grundlagen ihrer gesetzmäßigen Verfassung verdankten, so deutete er damit ohnfehlbar auf jenen Drang zum Ausgehen aus dem lieben Lande der Väter hin, der gegen Ende des 16. Jahrhunderts eine große Schaar der besten Unterthanen des brittischen Reiches in die damaligen Wildnisse von Massachusetts und Pensylvanien führte. Allerdings sucht auch noch ein Theil der jetzigen Auswanderer nach Amerika in diesem neuen Vaterlande nur sein tägliches Brod, im redlichen Fleiß seiner Hände, und dieser Theil ist seiner Mehrzahl nach der Beste. Ein andrer Theil geht dem Reichwerden ohne große Mühe im Goldlande von Californien nach; ein dritter, und dieses ist der bedauernswertheste, elendeste, sucht unter dem Namen der Freiheit eine Entbundenheit von den Gesetzen und Pflichten aller göttlichen und menschlichen Ordnung. Jene Auswanderer aber, die unter dem Namen der Independenten vor nun dritthalb Jahrhunderten in Neuengland einzogen, suchten hier nicht jene falsche Freiheit und Entbundenheit von allen göttlichen Geboten, sondern jene wahre, welche dem Menschen es verstattet, in treuer Ueberein-

stimmung mit seinem Glauben und Gewissen durch Wort und Schrift zu lehren und in That und Werk zu wandeln.

Man sollte es der sonst so einsichtsvollen Königin Elisabeth von England, die während ihrer Regierung manche löbliche Einrichtung traf, nicht zutrauen, daß sie, welche sich bei anderer Gelegenheit den Ruhm einer mütterlichen Beschützerin der Freiheiten und Rechte ihrer Unterthanen so eifrig zu erhalten suchte, durch eine unwürdige Rechthaberei sich verleiten lassen konnte, mit tyrannischer Gewaltthätigkeit gerade die höchsten und edelsten jener Rechte und Freiheiten anzutasten. Es geschah dieses damals, als die Königin eine Verfassung der Hof- und Landeskirche, die unter ihrem Befehl ausgefertigt worden war, gleich als wäre sie ihr Werk, so sehr zur Sache ihrer Person gemacht hatte, daß sie jeden Widerspruch dagegen als ein Majestätsverbrechen betrachtete, und als solches bestraft wissen wollte.

Es war im Jahr 1591, da wurde John Udall, ein frommer Prediger des Wortes, wegen einer Schrift von übrigens durchaus christlichem Inhalt vor Gericht gezogen, in welcher einige Sätze der Verfassung der Hofkirche zu widersprechen schienen. Als einer der Richter ihn aufrührerischer Absichten beschuldigte, antwortete er: „das sei ferne von mir, einer Empörung das Wort zu reden! Vielmehr ist das unsere Lehre, daß die einzigen Waffen, deren Unterthanen gegen die Obrigkeit, die Gott über sie setzte, sich bedienen sollen: Buße und Gebet, Geduld und Thränen sind.“ Der Richter forderte ihn nochmals zum Widerruf der anstößig befundenen Sätze seiner Schrift auf und fügte hinzu, daß er jetzt bereit sei, das Todesurtheil über ihn auszusprechen. „Und ich,“ sprach Udall, „bin bereit, es zu vernehmen und mich ihm zu unterwerfen,

denn ich bezeuge vor Gott, daß die Sache, um derenwillen ich sterbe, gut ist." Udall, dessen Hinrichtung sich verschob, starb im Gefängniß; eine Anzahl seiner Glaubensgenossen, Priester und Laien, starben auf dem Schaffot und an dem Galgen, weil sie nicht, wie manche Schwächere, das, was sie vor Gott als wahr und recht erkannt hatten, aus Menschenfurcht verläugnen wollten. Als der Doctor Reynolds der Königin Elisabeth es beschrieb, mit welcher Ruhe diese Männer zum Tode gingen, wie sie ihre Königin gesegnet und noch auf dem Schaffot um eine lange und glückliche Regierung für sie gebetet hätten, da wurde sie gerührt und bereute ihre Härte. Leider ließ sie sich aber dennoch bald wieder zu fast ebenso harten Maßregeln gegen die Abweichenden von der anglicanischen Kirche verleiten. Denn diese waren jetzt, weil in dem Blut der treuen Zeugen für eine erkannte Wahrheit eine Macht liegt, welche alsbald ganze Schaaren unter das Panier des offenen Bekenntnisses herbeiruft, nach Walther Raleigh's Zeugniß zu einer Zahl von 20000 angewachsen, und ihre Menge nahm noch immer zu. Die Macht des Schwertes vermochte nichts mehr gegen eine solche geistige Macht, das Verbot der freien Ausübung ihrer gottesdienstlichen Handlungen und andre Beschränkungen der bürgerlichen Rechte konnten nur bewirken, daß gegen Ende des 16. Jahrhunderts ganze Schaaren der Verfolgten nach Holland, namentlich nach Amsterdam, so wie in andre protestantische Länder des Continents auswanderten. Andere blieben in England und entzogen sich durch ihren stillen, sittlichen Wandel dem Auge und den Gesetzen ihrer Feinde.

Man begriff alle diese Leute, welche nicht mit den innern und wesentlichsten Lehren der anglicanischen Kirche, wohl aber mit einigen Hauptpunkten ihrer äußern Ver-

fassung im Widerspruch standen, unter dem Namen der Puritaner. Als unter der Regierung des Nachfolgers der Königin Elisabeth, Jacobs I., die Gewaltthätigkeiten und Beraubungen aller geistigen Freiheiten für diese vermeintlichen Feinde der Hofkirche bis zu einer unerträglichen Höhe sich steigerten, da entschlossen sich viele der tüchtigsten und muthigsten derselben, das werthe Land ihrer Väter und Europa, welches unter den endlosen Kämpfen seiner sogenannt christlichen Völker zerrissen und zerrüttet war, zu verlassen und in einem andren Welttheil Zuflucht gegen ihre Bedrücker sowie Ruhe zu suchen.

Jene Puritaner, welche im J. 1620 nach Neuengland, zunächst nach Massachusetts sich übersiedelten, kamen dorthin nicht, um Gewinn und Reichthum, oder ein genußreiches Leben in einem milden Klima und auf einem an allen Gaben der Natur überreichen Boden, sondern nur um eine freie Ausübung ihrer Gottesdienste zu suchen und zu finden. Sie kamen ohne alle königliche Unterstützung, ohne Beihülfe einer Gesellschaft, welche das Unternehmen begünstigte. Aber sie brachten das Liebste und Theuerste mit sich, das sie besaßen: im Innern ein Vertrauen auf Gott und seine Hülfe; äußerlich ihre Seelsorger und Lehrer, ihre Eltern, Weiber und Kinder. Ihre Stärkung, schon bei der beschwerlichen, sehr ermüdenden Ueberfahrt lag in den Worten eines Dankliedes des gottgeweihten Königes: „Unsre Seele ist entronnen, wie ein Vogel dem Strick des Voglers, der Strick ist zerrissen und wir sind los.“

Sie bedurften solcher innerlicher Stärkungen und jener äußern Tröstungen, denn keinen andern Einwanderern in den Pflanzstaaten von Nordamerika wurde der Anfang ihres Unternehmens so überaus schwer, als ihnen; sie landeten an der Küste ihres neuen Vaterlandes beim Ein-

bruch des Winters, im November. Der Winter dieses Landstriches ist noch jetzt ein sehr harter; er war es damals, wo der Boden noch weit umher entweder kahl oder mit Wald und Sumpf bedeckt war, in noch viel höherem Maaße. Ohne Obdach, ohne Mauern und Schutzwehr, hingeworfen unter ein kriegerisch wildes Volk, das durch früher erlittene Mißhandlungen einiger englischer Freibeuter gegen die Fremden höchst feindselig gestimmt war, lagen sie dort unter Regen und Schnee, verlassen von aller Hülfe, die von Menschen kommt. Aber Gott der Herr war ihre Mauer und Schutzwehr. Im Vertrauen auf Ihn und Seine Hülfe waren sie durch das große Wasser gegangen, in dem furchtbaren Sturm, der sie auf der Herreise traf, bewahrt worden; im Vertrauen auf Ihn bauten sie mit den Händen, die vor Frost starrten, ihre Hütten und reichten diese Hände zum Gruße des Friedens den sogenannten Wilden: den Indianern, die oft menschlicher gesinnt waren, als jene äußerlich feingesitteten Europäer, welche sie als Wilde benannten. Gott lenkte das Herz dieser kampflustigen Krieger; sie wurden fast von Anfang an großentheils den fremden Einwanderern dienstwillig befreundet und gewogen. Sie hatten nicht Ursache, dieses zu bereuen; die Puritaner benahmen sich nicht als gewaltthätige Eindringlinge, sie kauften jedes Stück Landes, das sie zu bebauen gedachten, den Eingebornen in redlicher Weise ab. Und Gott half durch die harte Noth des langen Winters hindurch. In den Bretterhütten, beim hellflammenden Feuer, hatte man sich am gemeinsamen Gottesdienst und in den Andachtsstunden am Morgen wie am Abend erbaut, und dieses hatte Kraft gegeben zum Ausharren, zum Dulden, zur Arbeit des Holzfällens und Holztragens, zu allen Mühseligkeiten eines so armen Lebens.

Der Frühling kam, und alle Noth war gehoben und vergessen.

Nicht nur in der Geschichte der spanischen Kolonieen, sondern auch jener englischen, welche in dem milden Klima der südlicheren nordamerikanischen Küstengegenden sich ansiedelten, ist es mehrmals bemerkt worden, daß die Pflanzer, welche freigebig von ihren Regierungen oder von Gesellschaften der Unternehmer mit allem Nöthigen ausgestattet, von ihrer neuen Heimath Besitz nahmen, anfangs keine Wurzel zu fassen vermochten, sondern mit all ihren Anlagen in kurzer Zeit wieder hinweggeweht waren wie Spreu. Wenn etwa nach einem Jahre andere Schiffe aus Europa kamen, welche jene Pflanzstätten besuchen und an ihrem Gedeihen sich erfreuen wollten, da fanden sie nichts mehr, als zerstörtes Gemäuer, niedergebrannte Wohnungen und herumgestreute Gebeine der darin gewesenen Bewohner. Was aber fanden dagegen jene Puritaner, welche schon in den nächsten Jahren ihren Glaubensgenossen nachzogen, an den Küsten von Massachusetts? Sie fanden da nicht einzelne im Lande herumverstreute Hütten, sondern Kirchen, in deren unmittelbarer Nähe ein fleißiges, gottesfürchtiges Volk seine Häuser angelegt hatte. Die Felder, nicht wie in Virginien durch Sclaven, sondern durch die eigne Hand der Pflanzer, mit Hacke und Schaufel durchgraben, trugen reiche Früchte an Getreide, Hanf und Gemüse; das Gewässer gab eine Fülle der besten Fische; es hatte jeder Haushalt im Ueberfluß, was er zum Leben bedurfte; denn man übte da neben der anhaltenden Arbeit das anhaltende Gebet, und neben dem Gebet die Arbeit. Und wer 8 Jahre später (im J. 1628) an den Küsten von Massachusetts landete, der fand bereits eine Stadt, Salem genannt, er fand Dörfer, er fand die Anlage zu

mehreren Ortschaften, aus denen nachmals ansehnliche Städte wurden; er fand ein zahlreiches Volk, das in Frieden und Eintracht, in der Furcht Gottes sowie unter löblichen Einrichtungen lebte. Was kann lieblicher sein, als ein solcher Anblick! Fröhliche und vergnügte Gesichter bei der Arbeit und bei der Ruhe, welche nach der Mühe so süß schmeckt; Gesang der Psalmen, Erquickungen an den Herrlichkeiten der Natur und des Wortes Gottes.

Gleich von Anfang an hatte man darauf gesehen, daß jede Gemeinde mit einem treuen guten Priester versorgt sein möge, jedes Dorf seine Volksschule, jede Stadt ihre lateinische Schule habe, bereits im J. 1638 wurde aber auch zu Boston eine Hochschule errichtet, in welcher die künftigen Schulmänner, Geistlichen, Aerzte und Rechtsgelehrten ihre höhere wissenschaftliche Bildung erhielten, und deren guter Ruf studirende Jünglinge aus allen benachbarten Pflanzstaaten, sowie selbst aus Altengland herbeizog. Hiedurch empfing das Volk von Massachusetts, neben der Bekräftigung des Leibes durch die Arbeit und die beständige Uebung in den Waffen, auch eine geistige Bildung, durch welche es von den Bewohnern der andern nordamerikanischen Pflanzstaaten sich auf lange Zeit auffallend hervorthat. Eher als die andern alle hatte es eine eigne Schifffarth, einen regelmäßigen Betrieb seiner Eisenbergwerke, zahlreiche Buchdruckereien und eine einheimische Literatur. Seine Verfassung, die es sich selber gegeben hatte, war in kirchlicher wie in gesetzlicher Hinsicht eine höchst vollkommene und musterhafte. Die Gemeindeältesten wachten über Zucht und Sitten, suchten Kleiderpracht und unnöthigen Aufwand zu hindern, Arbeitsamkeit und häusliche Ordnung anzuregen und zu erhalten; Fehltritte gegen Zucht und Gesetz wurden streng gerügt.

Verwandt in der Weise seiner Begründung und innern wie äußern Verfassung war mit Massachusetts der nachbarliche Staat Pensylvanien. Auch hier hatte sich der Kern der Bevölkerung aus Einwanderern gebildet, welche zunächst nur Freiheit ihres Glaubens und ihrer Religionsübungen suchten und in der neuen Heimath fanden, zugleich aber auch durch Duldung aller andern Glaubensbekenntnisse sich auszeichneten.

Diese Musterstaaten waren es, welche dem ganzen Bund der amerikanischen Freistaaten viele Menschenalter hindurch zum Kernpunkt gedient hatten und deren Geist in jener Zeit, als Washington auftrat, die ganze Masse der Bewohner jener Länder durchdrungen hatte. Die Angehörigen des Bundes der nachmaligen Freistaaten waren ein Volk, das schon längst gelernt hatte, sich selbst zu regieren, das seine löblichen Gesetze und Verfassungen, um des Grundes willen, darauf sie ruheten, heilig hielt, und deshalb muthig wie ein einziger Mann den Eingriffen in seine Rechte entgegentrat, und in gerechtem Eifer entbrannte, als die rohen Kriegsheere und Bevollmächtigten aus England sich durch Thaten der Feindseligkeiten vergingen, welche jedes religiöse sowie sittliche, ja jedes menschliche Gefühl aufs Tiefste verletzten *). Ein solches Volk, das in der Furcht vor Gott und dem Gesetz sich selbst zu beherrschen gelernt hatte, war des vollen Genusses der äußern wie innern Freiheit werth, zu der es, seit seiner ersten Entlassung aus dem Mutterlande, erzogen worden; es war solcher Männer wie Washington werth, darum wurden ihm jene wie dieser gegeben.

---

*) M. s. Fr. von Raumer's Leben und Briefwechsel von Georg Washington B. I S. 314.

3. Die zwei Fehler eines braven Rosses.

Die Anspielung, welche der wackre Plantagenbesitzer in Arkansas, da, wo er (nach S. 24) seine Bedenklichkeiten gegen den Nutzen des Californischen Goldgewinns ausspricht, auf die Fehler eines gewissen Rosses macht, scheint sich auf die nachstehende Geschichte eines Pferdehandels zu beziehen, welchen zwei schottische Bauern mit einander abschlossen.

Der eine von diesen brachte, nebst noch einem andern Stück Vieh, ein Pferd zu Markte, das sich freilich gerade nicht durch sein schönes Aussehen empfahl. Ein andrer Bauer erkundigte sich um den Preis des Gaules und fand diesen so erstaunlich billig, daß er zum Kaufe Lust bekam.

Ist aber dein Roß auch brav? fragte er den Verkäufer.

Ich habe nichts Ungleiches an ihm bemerkt, antwortete dieser, es ist ein braves Thier.

Der Handel war sogleich abgemacht und nach der Sitte des Landes lud der Käufer den Verkäufer ein, mit ihm im nahen Bierhaus ein Glas zu trinken. Während sie hier beisammen saßen, fragte der nunmehrige Besitzer des Pferdes den Verkäufer: sag mir doch aufrichtig, hat dein Gaul gar keinen Fehler an sich?

Das hättest du, antwortete der Andere, mich vor deinem Kaufe fragen sollen, dann hätte ich dir aufrichtig gesagt, daß er allerdings zwei Fehler an sich hat.

Und was sind das für welche? fragte der Käufer.

Der erste, so sagte Jener, ist der, daß sich das Thier draußen im Freien sehr ungerne und schwer einfangen läßt.

Nun, so sprach der Käufer, dem Fehler kann man zuvorkommen, man braucht den Gaul nur, wenn er auf der Weide geht, ein wenig an den Füßen zu fesseln. Was ist aber der andere Fehler?

Der andre Fehler, den das Roß hat, so antwortete der Verkäufer, ist der, daß es, wenn du es nun eingefangen hast, nicht einen Groschen werth ist.

Wie? so fuhr der Käufer auf, hast du mir nicht gesagt, dein Roß sei brav?

Und warum, antwortete der Andre, sollte es das nicht sein? Brav nennt man Jeden unter uns, der sich nicht oft betrinkt, nicht in den Karten spielt, keine Schlägereien anfängt, überhaupt Niemand etwas zu leide thut. Meinen Gaul habe ich aber niemals betrunken gesehen, er spielt nicht in den Karten, fängt keine Händel an, ist froh, wenn man nur ihm nichts zu leide thut. Uebrigens laß dir etwas im Guten sagen, das Roß, welches für das wenige Geld, das du dafür bezahlt hast, noch immer seine Dienste thun könnte, hatte ich als Zugabe auf die Milchkuh bestimmt, die ich, als ich mit dir hieher ging, da außen vor dem Hause angebunden habe. Du scheinst bei deinem Kaufe allzusehr auf die Wohlfeilheit zu sehen, darum stand dir meine Forderung für die Kuh nicht an, obgleich sie, das kann ich dir ehrlich sagen, ihr Geld ganz reichlich werth ist. Willst du sie um mein Angebot kaufen, dann kannst du mir das, was du mir für das Roß gabst, an meiner Forderung wieder abziehen, und ich gebe dir meine Hand darauf, der Kauf wird dich und dein Weib nicht gereuen.

Der Andre besah sich jetzt die Kuh noch einmal und

ging dann gern auf den Handel ein. „Merke dir", sagte ihm der Verkäufer, „das Eine, daß man beim Kaufe nicht gerade auf das ausgehen muß, was das wenigste Geld kostet, sondern auf Das, was des Geldes, das man dafür bezahlt, am meisten werth ist. Auch forsche, wenn du wieder auf den Handel ausgehest, vorher, ehe du sie kaufest, nach den Fehlern und Tugenden deiner Waare; denn hintendrein möchte dieses meistens zu spät sein".

Was übrigens die beiden Fehler des „braven Rosses" betrifft, so haben diese auch gar manche Vergnügungen und andre Dinge an sich, welche der sinnliche Mensch mit Begierde und vieler Anstrengung aufsucht und die ihm, wenn er sie endlich gefunden hat, mehr Leid als Freude, mehr Verdruß als Genuß bringen.

Von der Geschichte des Rosses, dessen erster Fehler war, daß es sich, wenn es einmal draußen war, schwer wieder einfangen ließ, gehen wir, der generellen Verwandtschaft wegen, auf die Geschichte eines Esels über, der sich, als er einmal draußen war, nicht nur schwer, sondern gar nicht wieder einfangen ließ.

4. Das Eselein ist fort.

Nach der blutigen Revolution, welche im Jahr 1848 unter den Arbeitern ausgebrochen war, wurden, so erzählt H. Blanqui, gegen hundert Theilnehmer an dem Aufruhr in die öffentlichen Gefängnisse gebracht. Die meisten von diesen standen schon in reiferem Alter, doch waren auch einige jüngere darunter. Herr Blanqui besuchte die Gefangenen, um mit ihren zu sprechen. Ein junger Mann von sehr gefälligem und sanftem Aussehen zog ihn ganz besonders an. Er fragte diesen: warum sind Sie hier im Gefängniß?

Weil ich mein Vaterland vom Joch der Tyrannei befreien wollte.

Welche Tyrannei meinen Sie aber?

Ich meine die aller Derer, welche uns unterdrücken.

Aber wie sind dergleichen Leute zu fürchten, in einem Lande, wo allgemeines Stimmrecht gilt? Könnt Ihr nicht stimmen, für wen es Euch beliebt, und so für alle Stellen, mit denen Macht und Gewalt zur Handhabung der öffentlichen Ordnung, zur Aufrechterhaltung des Wohlstandes aller Mitbürger, zum Schutze ihres äußeren Fortkommens ist, solche Männer wählen, die Euch dazu als die besten erscheinen?

Allerdings ist es so, aber daran habe ich eben nicht gedacht, und als ich Andre reden hörte und zu den Waffen greifen sah; als ich das Pulver roch, da bin ich gegangen, habe mich geschlagen, und bin nun hier.

Während der junge Mensch dieses sagte, kam einer seiner Unglücksgefährten, ein Mann von weniger vortheilhaftem Aussehen, zupfte den Herrn Blanqui bei seinem Rocke und sagte in ironischem Tone: Wie viele Blousen, mein Herr, hätte man wohl für das Geld machen können, das dieser Rock kostet?

Die Blousen, antwortete Blanqui, sind wirklich schon gemacht. Die Wolle, aus der mein Rock besteht, ist nicht von dem Rücken der Schaafe auf den meinigen gekommen, ohne vom Landmann gekauft und von Jemand verarbeitet worden zu sein, der dafür seinen Lohn erhalten hat. Sie wurden ferner nicht umsonst gesponnen, zu Tuch gewoben, gewalkt und gefärbt. Meine Redingtone hat also auf dem Weg ihres Entstehens den Werth von mancher Blouse eingebracht, sie hat mehr als eine Person nach ihrem Bedürfniß bekleidet, ehe sie auf meine Schultern kam. Was sagen Sie hiezu, meine Herren, fragte er die Andern.

Alle gaben ihm Recht, nur der, welcher ihn unterbrochen hatte, sagte in unwilligem Tone: das mag vielleicht wahr sein, aber die Fabricanten sind dennoch große Spitzbuben. — Herr Blanqui ließ sich von dem weitern Geschwätz dieses communistischen Redners nicht irre machen; er drang tiefer und tiefer auf die Hauptsache ein, stellte den Gefangenen das völlig Gesetzlose und Unvernünftige ihres Unternehmens mit all' seinen Folgen vor Augen, und seine aus einem liebenden Herzen gekommene Zusprache machte einen so tiefen Eindruck auf diese Leute, daß mehrere von ihnen laut weinten.

Den meisten von ihnen mochte es gegangen sein, wie dem zuerst erwähnten jungen Menschen: sie hatten das Geschrei der Redner gehört, hatten den wilden Waffentanz gesehen und der Tollrausch hatte auch sie ergriffen, sie

konnten der Lust nicht widerstehen mit zu schreien, mit zu schießen und zu schlagen.

Dabei fällt mir eine artige Geschichte aus Dschelaleddin Rumis Lehrgedicht Mesnevi *) ein, welche die Ueberschrift führt: Von der Verderblichkeit des blinden Autoritätsglaubens. Wir erzählen sie hier dem Dichter in unsrer Weise getreulich nach.

Ein Sufi (persischer Mönch) kommt eines Tages hungrig und ermüdet zu einem andern Mönchskloster, um darin sein Nachtlager zu nehmen. Er war auf einem stattlichen Esel geritten, diesen nimmt er mit sich in den Hofraum, bindet vorsichtig ihn an und giebt ihm Futter. Die Brüderschaft der Sufis empfängt den Ankömmling freundlich und freudig, noch mehr aber als ihm, gilt seinem stattlichen Esel ihre Freude, denn das Kloster war arm und nährte sich hauptsächlich von dem Handel mit Eseln und andern solchen Acquisitionen, welche vielleicht die Leute an der Gränze nebenbei von Reisenden sich machten und den Sufis um ein Billiges abließen. Der letzte Esel, den sie besessen hatten, war so eben verkauft. Der werthe Gast wird zum Speisesaal geführt, man setzt sich mit ihm zum Abendessen nieder. Da erhebt sich ein Murmeln an der Tafel, es wird immer lauter; laßt uns, so rufen endlich Alle, heute einmal recht lustig sein, denn ein werther Gast ist bei uns eingekehrt!

Der Reisende hört dies gerne und läßt sich das Essen aus den besten Vorräthen des Klosters, bei welchem auch (denn die Perser nehmen es damit nicht ganz nach mohamedanischer Strenge) ein Becher Schiraswein nicht gefehlt

*) Findet sich in Tholucks ergötzlicher Blüthensammlung aus der orientalischen Mystik S. 125.

haben wird, sehr wohl schmecken. Die Lustigkeit wird so groß, daß die Brüder nach vollendeter Mahlzeit sich zum Tanze erheben. Einer spielt die Flöte, ein Andrer stimmt die Worte eines Singetanzes an, die von den übrigen im Chorus mit lauter Stimme nachgesungen werden. Man tanzt, daß der Staub aus dem Saale, der wohl lange nicht gekehrt war, in Wolken aufwirbelt. Indem der Tanzrausch so mitten im stärksten Zuge ist, stimmt der Flötenspieler plötzlich eine raschere und lustigere Tonweise an, und einer singt dazu, indem er sich an die Hüften schlägt: „Das Eselein ist fortgerannt.“ Da stimmt der Chorus mit lauter Stimme und gleichen Geberden ein: Eselein ist fort, Eselein fort, fort, fort! Dem Fremden, der vielleicht noch niemals oder doch lange nicht mehr getanzt hatte, kommt diese neue Wendung der Lustigkeit als ein ungeheurer, prächtiger Witz vor; er lacht und singt aus vollem Halse, lauter als die andern Alle: „Eselein fort, Eselein fort.“

Es ist jetzt Zeit Schlafengehens, man führt den werthen Gast zu seinem Lager. Er schläft ganz fest auf die gute Motion, frühstückt mit den Brüdern und verabschiedet sich dann. Er geht hinunter in den Hof, findet sein Sattelzeug da, wohin er es gestern gelegt hatte, vom Esel aber keine Spur. Da läuft er hin zu dem Diener, der die Pforte des Hofes bewacht, schreit diesen zornig mit der Frage an, wohin sein Esel sei? und droht ihm mit der Klage beim Kadi. — Wie? so fragt ihn der Diener, habt Ihr denn vergessen, daß der Esel fortgerannt ist? Mehrmalen war ich in vergangener Nacht im Tanzsaale, wollte Euch den Unfall anzeigen, da ich aber Alle schon von der Sache und Euch am lustigsten singen hörte: „Eselein ist fort, ist fort“ da dachte ich mir: ei wie fromm erträgt

doch dieser wahrhaft Weise sein Geschick, wie ergeben und heitern Muthes fügt er sich in seinen Verlust!

Was war da zu machen? Der Sufi mußte den unverdienten Lobspruch still dahinnehmen, er mochte gemeint sein, wie er wollte. „Ansteckend, wie der Hauch eines Pestkranken“, so rief er, sich selber anklagend, aus, „ist der Tollrausch der fremden Seelen; auch mich hat er, wie der Wind die Spreu mit fortgerissen. „„Hundertmal verflucht die blinde Nachfolge sei!““ Aber das Klagen kam zu spät, das Eselein war fort, der Sufi mußte in der brennend heißen Wüste zu Fuß weiter ziehen.

So hat auch Mancher unsrer heutigen jungen Volksbeweger, mancher wohlhabende und wohlbemittelte Bürgersmann in den Siegestanz der Demokraten „Eselein fort“ ganz laut und lustig eingestimmt. Wenn aber das, was die nur sangen, einmal zur That und Wahrheit wird, wenn das Eselein, darauf sie ritten: der äußere Wohlstand, bürgerliche Sicherheit, häusliche Ruhe, wirklich fortgerannt ist, dann werden sie wohl eben so laut über ihre Thorheit klagen als der Sufi. Und sie haben dazu noch mehr Ursache als dieser, denn mit dem äußern Wohlsein wird ihnen zugleich das innere: der Friede mit Gott, der Trost der Kirche, die geistige Zucht der Schulen, die Wohlthat des Gemeindelebens, die Sicherheit unter dem Schutz des Gesetzes, aller feste Boden der göttlichen und menschlichen Ordnung genommen sein. Aber die Tanzenden in ihrem Tollrausch hören auf keinen Zuruf der Thorwächter, auch wenn diese es redlicher, treuer mit ihnen meinen, als der an der Pforte des persischen Klosters.

5. Das Kleid macht nicht den Mann.

In einer Stadt, nicht fern von meinem kleinen Heimathsort, lebte vor länger als 40 Jahren ein Schuhmachermeister, den Gott mit vielen Kindern, zugleich aber auch mit zwei so rüstigen, fleißigen Händen gesegnet hatte, daß er für sich und die Seinigen sich stets den nöthigen Unterhalt erwarb. Der Mann ließ sich eines Tages bereden, an einer Schuld, die er von den Erben eines verstorbenen Kunden einzufordern hatte, statt des baaren Geldes ein Loos in der Dresdener Lotterie um ziemlich billigen Preis anzunehmen. Seine Frau, ein arbeitsames, haushälterisches Weib, war sehr unzufrieden, als er unter dem baaren Gelde, auf dessen ganze Summe sie gerechnet hatte, auch ein Papier mit nach Hause brachte, das ihm für mehrere Thaler zugeschrieben worden war, er aber beruhigte sie halb scherzhaft mit der Hinweisung auf die Möglichkeit eines vielleicht zwei- oder dreifachen Gewinnes.

Die Sache war vergessen, der Mann arbeitete nach seiner Gewohnheit fleißig fort, seine Frau besorgte wie sonst mit möglichster Sparsamkeit den Haushalt, und der einzige Aufwand, den beide sich erlaubten, war der, daß sie, wenn schönes Wetter war, an Sonn- und Feiertags-Nachmittagen mit ihren Kindern in ein benachbartes Dorf gingen und da nach Landessitte einen sogenannten Kaffee mit viel Milch und einigen Semmeln genossen. Das Lotterieloos lag unbeachtet im Tischkasten zwischen allerhand alten Papieren.

Da kommt eines Tages der Lotteriekollekteur zu dem Schuhmacher. Er redet diesen statt wie sonst mit Er mit Sie an und sagt: Sie haben mir viele Mühe gemacht mit Ihrem Gewinn. Ihr Lotterieloos war auf den Namen des seligen Herrn N. geschrieben, war nach dessen Tod an seine alte Jungfer Base, als die einzige Erbin, gekommen, diese ist auch bald nachher gestorben, und Niemand wußte, wohin das Loos gekommen sei, als zuletzt noch der Hauswirth, der es Ihnen selber gerathen hatte, Sie sollten das Loos um billigen Preis statt baaren Geldes annehmen. Nun ist dasselbe herausgekommen mit einem Gewinn von 6000 Thalern und Sie können das Geld bei mir abholen lassen, sobald es Ihnen beliebt. Nur bitte ich mir das Loos zur Ansicht aus.

Der Meister Schuhmacher konnte vor Staunen nicht sprechen, die Frau mit einer vor Freude zitternden Hand suchte nach dem Papierchen, und fand es endlich in einem alten Kalender; der Kollekteur, nachdem er es angesehen, empfahl sich. Jetzt stellten sich erst bei dem Ehepaar allerhand Bedenken und Zweifel ein, ob es denn auch wahr sei, was der Kollekteur ihnen gesagt hatte, sie konnten es gar nicht glauben, daß sie auf einmal so viel Geld haben sollten. Da tritt der Hauswirth des verstorbenen H. N. und seiner alten Base herein. Nicht wahr, sagt er lachend, das Geld war leicht verdient? Um drei Thaler ist Dir das Loos angerechnet, und nun hat es Dir 6000 eingetragen; so viel hättest Du Dein Lebtage mit Schuh- und Stiefelmachen nicht verdient. — Ja ist es denn wirklich wahr, Nachbar, fragte die Meisterin, daß wir das Geld bekommen sollen? — Wie könnt Ihr, sagte der Nachbar, daran zweifeln, kommt alle Beide mit mir zum Kollekteur und nehmt Euer Loos mit, wir tragen das Geld noch in

dieser Stunde mit einander in Euer Haus, denn für eines allein möchte die Last zu schwer sein, weil die Zahlung zum Theil in Groschenmünze geschieht.

Wie gesagt, so geschah es, noch an demselben Vormittag war das Geld nach dem gewöhnlichen Abzug von allerhand Gebühren und baaren Erkenntlichkeiten im Hause des Schuhmachers. So weit war alles gut und auch das war noch gut und klug, daß die Leute einen großen Theil ihres unerwarteten Reichthums bei einem soliden Kaufmann gegen billige Zinsen anlegten. — Was aber nun weiter geschah, das war nicht mehr gut und klug, obgleich es nur langsam, Schritt vor Schritt, von der Rechten zur Linken ging. Daß die beiden Eheleute, sobald ihr großes Glück in der Stadt und seiner nächsten Umgegend bekannt geworden, viele Besuche von Freunden und Bekannten erhielten, und eben so viele wieder abstatteten, war ganz natürlich, und daß bei dieser Gelegenheit das Arbeiten ausgesetzt werden mußte, war dieses nicht minder. Da bemerkte nun die Frau Schuhmacherin schon von selbst, und die Nachbarinnen und Gevatterinnen gaben es ihr auch zu verstehen, daß die ordinäre Kleidung, in der sie seither auf den Markt gegangen war, sich zu Besuchen an einer so vermögenden Frau, wie sie nun war, nicht schicken wolle, und dasselbe galt auch von der Kleidung ihres Mannes. In Zeit von wenig Wochen sah man denn die beiden Leute sammt ihren Kindern in neuer Wochentags- und in neuer Sonntagskleidung nach jenem Zuschnitt einhergehen, welchen die reichen Bürgersleute der Stadt an ihren Gewändern hatten. Zu den Kleidern kamen dann auch bald andere Schmucksachen, die zu ihnen gehören: goldne Ketten, Perlenschnüre, Ohrenbaumeln, theure Umhängetücher.

Man trägt so schöne Kleider nicht nur für das Haus,

sondern für die Gesellschaft; wozu sollte sich der Meister B., den man jetzt, wo er so reich war, nicht mehr Meister, sondern Herr nannte, wozu sollte sich auch seine Frau noch so abplagen? — Er hielt sich einen Obergesellen, der das ganze Handwerksgeschäft, sie aber eine Haushälterin, welche die Wirthschaft besorgte, und der Herr sammt der Frau mit ihren Kindern besuchten am Nachmittag und Abend die Gesellschaften, welche im Sommer in den Gärten, im Winter in Casino sich versammelten, ja statt zu gehen machte man es sichs öfters viel bequemer — man fuhr in einer Miethkutsche. Allmählig nahm die Arbeitslust und haushälterische Ordnungsliebe der beiden Eheleute immer mehr ab, die Lust am Putz, an gutem Essen und Trinken, so wie an Gesellschaften immer zu. Daß dabei auch das Kapital der 6000 Thaler nicht zunehmen, sondern immer nur abnehmen mußte, versteht sich von selbst. Mit dieser Abnahme ging es schon im zweiten Jahre nach der Empfangnahme des großen Gewinnes doppelt, ja dreifach so schnell, als es wohl sonst gegangen wäre, als der Mann anfing, nicht nur in eine, sondern in mehrere Lotterien zu setzen. — Er mochte denken: mit der Arbeit kommt doch niemals so viel heraus, als mit einem Gewinn in der Lotterie; habe ich damals durch das eine Loos, das ich nahm, 6000 Thaler gewonnen, warum sollte ich das nicht wieder können, wenn auch nicht gleich mit einem Male, so doch bei einem öfteren Hineinsetzen in das Glücksspiel.

Es wird nicht nöthig sein, unsern Lesern das Ende der kleinen Geschichte ausführlicher zu berichten, denn sie hat sich an gar vielen Orten unter den gleichen Umständen, obwohl an verschiedenen Leuten wiederholt. Der gewesene Schuhmachermeister und nunmehrige Herr hatte,

als er noch in seinem ordinären Rocke einherging, überall Achtung und Credit gefunden, denn er und seine Frau galten, so lange sie das Brod ihres Fleißes aßen, mit Recht als ordentliche Leute. Mit den schönen Kleidern zugleich war es aber, als wenn ein böser Geist, der Hochmuthsteufel, in das Ehepaar gefahren wäre, der dasselbe ganz umwandelte und herunterbrachte. Nach wenig Jahren wollte dem Manne, wenn er in seinem Herrenrock nach vornehmem Schnitt zu den Leuten kam, kein Mensch mehr nur zehn Thaler zum Ankauf von Leder vorstrecken. Sein ganzes Anwesen kam auf die Gant, und es blieben noch viele unbezahlte Schulden übrig, er selber ist als armer Mann, seine Frau im Spital gestorben; wie es den armen Kindern gegangen ist, weiß ich nicht, doch hoffe ich, wenn sie das Arbeiten und Beten gelernt haben, besser als ihren Eltern, seit der Zeit ihres großen Glückes und ihrer schönen Kleider.

Bei dieser ordinären Geschichte, die so viele ihres Gleichen hat, fällt mir aber eine andere, bedeutungsvollere ein, die nur wenige ihres Gleichen hat; es ist die Geschichte eines Bauern, der, so lange er in seinem Bauernkittel ging, ein recht außerordentlicher Mann war und alsbald aufhörte, dieses zu sein, als man ihm das Edelmannskleid angezogen hatte.

In dem würtembergischen Oberamt Göppingen, in der Gegend von Kirchheim unter Teck, im Dorfe Schlierbach, lebte in den siebenziger und achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ein frommer, höchst merkwürdiger Bauersmann, welcher die seltene Gabe hatte, nicht nur die Krankheiten anderer Menschen und selbst der Hausthiere zu erkennen, sondern auch die rechten Heilmittel für dieselben aufzufinden und anzugeben. Ja, nach dem Zeugniß

vieler glaubwürdiger Personen, die ihn genauer gekannt und beobachtet hatten, lag die Heilkraft der fremden Krankheiten nicht nur in den Mitteln, die er angab, sondern in seinem eigenen Körper, von welchem sie in sogenannter magnetischer Weise ausging, namentlich auch, wenn er sich gegen die Kranken in der gleichen Richtung mit der Sonne stellte, so daß jene in seinen Schatten zu stehen kamen. Nun, die Erörterung über das Wie und Woraus dieser wunderbaren Gabe würde uns hier zu weit führen, wir haben zunächst nur zu berichten, auf welche Weise dieselbe auf einmal ein Ende nahm.

Der Bauer hieß Martin und im ganzen Lande nannte und kannte man ihn unter dem Namen Martin von Schlierbach. Ein berühmter Mann, der damals in Z. lebte, hatte viel von den in Würtemberg so allgemein bekannten Heilungen des Mannes gehört, er lud ihn zu einem Besuche ein. Dem Namen sowie dem Beinamen nach hatte er ihn für einen Adeligen gehalten, und als von einem solchen hatte er gegen alle seine Freunde über ihn gesprochen. Da trat auf einmal der Martin in seinem Bauerngewand bei ihm ein. Der berühmte Gastfreund selber hätte sich wohl leichter in diese Ueberraschung gefunden, aber um der vielen vornehmen Freunde und Freundinnen willen, denen allen er den Martin als einen Edelmann angekündigt hatte, that ihm der Irrthum leid. Er wollte wenigstens bei dem ersten Auftreten seines Gastes in dem Kreise der Freunde ihn als vornehmen Mann erscheinen lassen und erst dann, wenn er durch mehrere Heilungen seine seltene Kraft erwiesen hätte, seinen wahren Stand entdecken. Er ließ deshalb dem ehrsamen Bauersmann andere, vornehme Kleider machen und setzte ihm nach damaliger Hoffitte eine Perücke auf. Aber siehe da!

der scheinbare Edelmann verlor mit dem Anzuge der Edelmannstracht die Gabe, die ihm als armen Bauern verliehen war: die Gabe der magnetisch-solarischen (zunächst in dem Glauben seines frommen Herzens begründeten) Heilungen und zugleich alle Kraft, den Sitz der Krankheiten in Menschen und Thieren, so wie die zu ihrer Heilung passenden Mittel zu sehen.

So Mancher, welcher aus der niedern Stellung seines äußerlichen Glücksstandes plötzlich in eine höhere gerückt und zu einem Geldreichthum gelangt war, den er nicht durch den Fleiß seiner Hände verdient hatte, ist einer ähnlichen Gefahr unterlegen, als der Schuhmachermeister, von welchem wir oben sprachen. Ungleich größer ist aber die Gefahr, wenn die geistig Armen zu geistig Reichen werden, die aus dem niedern Stande der Demuth und der kindlichen Abhängigkeit von der Hand des Vaters sich erheben zum Vermögen der eignen Gaben, zur Herrschaft des eignen Willens, oder welche sogar in solchen Gaben ihre Stärke suchen, die ihnen, wie den Martin aus Schlierbach seine Perücke und sein adeliges Gewand, nicht eigentlich zugehören, sondern von der Welt geborgt und geliehen worden sind.

---

6. Die wunderbarliche Begebenheit mit den drei Krähen.

Der deutsche Pflanzer in Arkansas, mit welchem wir den Leser in der ersten Erzählung dieses Büchleins bekannt gemacht haben, erwähnt (nach S. 24) bei derselben Gelegenheit, wo er die Anspielung auf die zwei Fehler eines braven Rosses macht, auch einer wunderbarlichen Geschichte von den drei Krähen des Alderman Mayor von London, welche wir, da sie nicht überall bekannt ist, hier nachträglich mittheilen wollen.

Es mag ohngefähr im ersten Jahrzehend des vorigen Jahrhunderts gewesen sein, da sprach man einmal in der ganzen Altstadt London und weit umher davon, daß dem Lord Mayor (dem Herrn Bürgermeister) etwas ganz Unerhörtes passirt sei. Derselbe habe sich nämlich eines Morgens, als er noch ganz nüchtern war, stark geräuspert, und da wären aus seinem Munde drei schwarze Krähen, eine nach der andern, hervorgekommen, welche sogleich zu dem offnen Fenster hinausgeflogen seien. Ein Bilderhändler, in der Nähe der großen Themsebrücke verkaufte sogar einen Holzschnitt, darauf der Alderman Mayor, dem der Künstler freilich dabei nicht sehr geschmeichelt hatte, als ein wohlbeleibter Herr mit weit geöffnetem Munde und mit den davon fliegenden Krähen vorgestellt war, und ein Zeitungsschreiber hatte die Geschichte ganz ausführlich in seinem Blatte beschrieben. Damals aber, mein lieber Leser, gab es noch nicht, wie in unsern beglückten Tagen, die goldne Freiheit der Presse; ein Zeitungsschreiber konnte

selbst wegen der Veröffentlichung einer solchen „wahren", allgemein stadtkundigen Geschichte, wie die von den drei schwarzen Krähen war, zur Rede und Antwort gezogen werden.

Und so geschah es auch wirklich. Dem Ober-Alderman schien es gegen seine Ehre zu gehen, daß man eine solche Hexen-Spuckgeschichte öffentlich von ihm aussagte; er konnte es betheuern und alle, die ihn genau kannten, es bezeugen, daß er niemals in seinem Leben Krähen zu sich genommen oder von sich gegeben habe; es mußte untersucht werden, von wem dies ehrenrührige Gerücht ausgegangen sei.

Der Zeitungsschreiber wurde zuerst vor Gericht gefordert; er sollte sagen, von wem er die Geschichte gehört habe? Der Mann war ganz unerschrocken. „Mein Wirth", so sagte er, „der Specereihändler Williams, ist in der ganzen Stadt als ein wahrheitsliebender, rechtschaffener Mann bekannt. Dieser hat mir die Sache erzählt, welche er nach seiner Versicherung von einem vollkommen glaubwürdigen Manne vernommen hat."

Der Specereihändler wird citirt, man hält ihm die Aussage des Zeitungsschreibers vor, und fragt ihn, ob er sich zur Wahrheit derselben bekenne?

„Mit den drei Krähen" so antwortet derselbe: „hat es wohl seine Richtigkeit, daß aber dieselben durch das offene Fenster davon geflogen seien, das habe ich nicht gesagt, dies hat der Zeitungsschreiber, der ein poetischer Kopf ist, dazu gemacht. Uebrigens hat mir die Geschichte der Sohn des Herrn Münzmeister Hodges erzählt, der sie selber von einem ganz zuverlässigen Manne vernahm."

Herr Hodges jun. wird gerufen; man hält ihm seine Aussage gegen den Specereihändler vor. Er aber

läugnet, daß er solle gesagt haben, der Lord Mayor habe drei schwarze Krähen ausgespuckt; es sei nur von zweien die Rede gewesen und so habe es ihm der Zolleinnehmer Herr John Raffles berichtet.

Der Zolleinnehmer muß jetzt auch vor Gericht. „Wie?" so fuhr derselbe bei der Frage ganz heftig auf, „ich soll von zwei Krähen gesprochen haben? Das ist eine grobe Unwahrheit. Nur eine schwarze Krähe hat Seine Herrlichkeit neulich am Morgen ausgeworfen, und der mir das erzählt hat, der ist damals selber als Augenzeuge dabei gestanden, denn es ist der Barbier des Lord Mayors und er wird für seine mir gemachte Aussage einstehen.

Auch der Barbier wird jetzt verhört. Dieser wundert sich sehr über die Anschuldigung, welche man ihm macht. „Ich habe", so versichert er, „zu Herrn Raffles kein anders Wort gesagt, als: Seine Herrlichkeit, der Lord Mayor, von dem ich so eben komme, haben, als ich ihn rasiren wollte, einen Hustenauswurf gehabt, der so schwarz war wie eine Krähe. Und daß ich nichts weiter als dieses zu dem Herrn Zolleinnehmer, der damals gerade auch an heftigem Husten litt, gesagt habe, das können mir die Leute, die so eben bei ihm im Zimmer waren, bezeugen. — Was denn auch wirklich geschehen und hiemit die Sache abgethan worden ist.

Der Plantagenbesitzer in Arkansas wollte bei seiner Anspielung auf die Geschichte von den drei Krähen vor der Leichtgläubigkeit gegen die übertreibenden Gerüchte von dem californischen Goldreichthum warnen. Man kann aber aus dieser Geschichte noch viel Andres lernen. Namentlich dieses, daß man den Stadtgesprächen und öffentlichen Gereden über all' solche Sachen, die auf irgend einen Menschen ein schlimmes oder lächerlich machendes Licht werfen,

nicht viel Glauben schenken soll. Denn es muß immerhin bedenklich erscheinen, daß solche übertreibende Gerüchte, die ein gutes Licht auf Jemand werfen könnten, sehr selten oder niemals zu „interessanten“ Stadtgesprächen werden, und daß dergleichen Anschwärzungen gewöhnlich die hochgestelltesten und hochachtbarsten Leute treffen.

---

7. Ein homöopathisches Präservativ gegen die Gefahren der Schmeichelei.

Es ist eine bekannte Sache, daß die Lüsternheit nach süßen Leckereien dadurch vertrieben werden kann, daß man den Lüstlingen solcher Art ein oder etliche Male den Genuß von dergleichen Leckereien bis zur Uebersättigung gestattet. Eine solche Cur mag selbst im Gebiet der geistigen Lüsternheiten zuweilen nicht ohne Nutzen sein, und namentlich das eitle Wohlgefallen an Schmeicheleien durch eine recht handgreiflich übertriebene Schmeichelei in's Lächerliche gezogen und dadurch geheilt werden können. Eine Erfahrung, welche für die Wirksamkeit eines solchen geistig homöopathischen Mittels sprach, machte eine Hofdame in London: die Herzogin von Devonshire. Dieser jungen Dame hatte man schon sehr viele Lobpreisungen über ihre Schönheit, vor allem aber über ihre prächtigen Augen gesagt; ja diese dunkeln gleich den Sternen strahlenden Augen waren sogar schon von manchem vornehmen Poeten besungen worden. Dennoch hatte sie noch niemals einen so poetisch kühnen Lobspruch über das Feuer ihrer Augen vernommen, als der war, den eines Tages ein Kehricht-

kärner darüber aussprach. Die schöne Herzogin war, da sie eben zu Hofe fahren wollte, mit ihrer Equipage in ein solches Gedränge der Wagen hineingerathen, daß sie mitten auf der Straße still halten mußte. Neben ihrer prachtvollen Kutsche stand mit seinem Karren ein Kehrichtsammler, der sich so eben seine kurze Pfeife mit Tabak stopfte. Als dieser von ohngefähr der Herzogin in ihre Augen blickte, rief er mit Verwunderung: „Gott segne Eure Herrlichkeit, ich wollte, ich dürfte mir an Ihren Augen meine Pfeife anzünden.“

Die Herzogin lachte über dieses unerhörte Compliment, und wenn man ihr später eine Schmeichelei über ihre schönen Augen sagen wollte, erinnerte sie lächelnd an die Lobpreisung des Kehrichtkärners, der doch keine andre an Kraft gleich kommen könne, machte dadurch die Schönthuerei selber lächerlich und gab dem Gespräch eine andre Wendung.

In solcher Art möchte man auch jenen Leuten, die sich in der Wissenschaft und im Verständniß der Politik für ungeheure Lichter halten, welche eine ganze Welt entzünden könnten, eine solche Belehrung wünschen, wie die war, welche der Straßenreiniger, ohne dies zu wissen, der Herzogin von Devonshire gab. Eine Belehrung, die sie zu der Erkenntniß führen möchte, daß sie mit der Macht ihres vermeintlich großen Lichtes nicht einmal eine Tabakspfeife, geschweige einen Vulkan zu entzünden im Stande seien.

8. Le Sac, der Tanzmeister.

Le Sac, ein französischer Tanzmeister zu London, fragte voll Erstaunen, ob es denn wahr, daß Sir Harley Graf von Oxford und Lord Schatzmeister geworden sei? Als man ihm dieses bejahte, sagte er: ich möchte wissen, was die Königin an diesem Menschen gefunden habe. Zwei Jahre bin ich zu ihm gegangen, um ihm die Kunst des Tanzens beizubringen, und ich kann behaupten, er war der größte Dummkopf, den ich jemals unterrichtete.

Diese kleine Anecdote, welche der berühmte Jonathan Swift uns aufbehalten hat, erinnert sehr an das seltsame Bemühen eines alten römischen Grammatikers und Pedanten, des M. Aurelius Fronto, der in den Zeiten des Verfalles der classischen Literatur seiner großen Nation lebte. Dieser, in der hohen Meinung von seiner grammatischen Tanzkunst der Rede, mahnt seinen Zögling, den Kaiser Antonin den Weltweisen, ab von wissenschaftlichen Beschäftigungen, die weder angenehm noch nützlich wären, und hält ihm die Anmuth seiner jugendlichen Arbeiten vor: gleichbedeutende Wörter zu sammeln, veraltete wieder aufzusuchen und im Gebrauche zu erneuern, Redesätze mannigfaltig zu stellen, sie mit Bildern auszuschmücken und durch eine alterthümliche Farbe zu heben. Ja, in seiner Blindheit für alle große Eigenschaften jenes zum tieferen Denken geneigten Kaisers rückt er ihm immer nur alle die Abweichungen von jenen Regeln der Redekunst auf, die nach seiner Meinung das einzige Wissenswerthe sein sollten.

Ueberhaupt aber erinnert Le Sac, der Tanzmeister, durch seine Verwunderung darüber, daß es außer der Geschicklichkeit für seine Kunst noch andere Eigenschaften an einem Menschen geben könne, die ihn der Auszeichnung und öffentlichen Beachtung werth machten, an das Urtheil all' der Leute, die nichts Höheres kennen, als das Erdgeschoß, darin sie hausen, weil ihnen die Kraft fehlt, sich auch nur ein Stockwerk höher, geschweige gar auf einen Thurm zu erheben.

9. Spanisch und Deutsch.

Man sagt im Sprüchwort: „es kommt mir spanisch vor", wenn man von etwas redet, das ganz jenseits der Grenzen des gewöhnlichen Verständnisses liegt, und die Spanier können in solchen Fällen ebenso gut sagen: „es kommt mir deutsch vor", denn beide Nationen in ihrem äußeren Wesen und ihren Sitten sind sich so fern, daß es jeder von beiden schwer fallen mag, die andere hierin ganz richtig zu begreifen und zu beurtheilen. Dennoch, so scheint es mir, hat der Spanier Sepulveda, der Erzähler der nachstehenden Anecdote, die Eigenthümlichkeit der Deutschen seiner Zeit recht gut aufgefaßt*).

*) In seiner Geschichte Kaiser Karls V., daraus Fr. v. Roth die kleine Erzählung für die Baierische Wochenschrift von 1821 entnommen hat.

„Als auf der Ebene vor Tunis schon die Hälfte des Heeres ausgeschifft war, landete Carl selbst, um zu verhüten, daß nicht den Soldaten, wenn sie ohne Führer sich zerstreuten, ein Unglück widerführe. Denn er gedachte des in diesen Landen mehrmals erlittenen Schadens, dessen Ursache vornämlich das ungeordnete Voreilen vom Ufer her gewesen. Davon die Spanier zurück zu halten, übertrug er dem Marchese del Guasto; er selbst begab sich zu Pferd, ohne ausgezeichnete Bekleidung noch Bewaffnung nach jener Seite, wo die Deutschen hinzogen, mit deren Sprache er nicht unbekannt war. Da er nun einen Schützen sah, welcher aus dem Gliede seitwärts lief, ritt er mit ausgestrecktem Speere scheltend auf ihn zu. Der Deutsche aber, der den Kaiser nicht kannte, rüstet sich zur Gegenwehr; er hielt Carl für einen spanischen Hauptmann, der ihn verwunden oder selbst tödten wollte, wie die spanischen und italienischen Hauptleute an unordentlichen und widerspenstigen Soldaten oft ohne Rücksprache augenblicklich thun, um andere durch diese Bestrafung, wäre sie auch viel zu streng für diesen Fall, abzuschrecken. Bei den Deutschen aber gilt das nicht; dieses Freiheit liebende Volk gehorcht lieber den Gesetzen als der Willkür und duldet selbst im Kriege nicht, daß jemand ohne Verhör bestraft, noch von andern, als seinen eigenen Oberen, verurtheilt werde. Der Deutsche richtet also auf den Reiter seine Büchse, und zeigt die brennende Lunte. Carl erschrickt und hält sein Pferd an; dann reitet er doch weiter, aber nicht gerade zu, sondern mit einer Umlenkung, und als er dem Schützen nahe kommt, hebt er die Spitze seines Speeres in die Höhe. Da senkte auch der Deutsche seine Büchse, und spricht wohlgemuth: „Deutsche und Spanier sind Ein Sinn, Ein Herz." Zugleich begehrt er die rechte Hand des Reiters

nach Freundes Art. Der Kaiser reicht ihm die Rechte und spricht: „Du redest wahr; aber fürs künftige müßt ihr mich, eueren Herrn, kennen lernen, sonst wird es euch die Strafe lehren."

Die vorstehende kleine Geschichte, die wir nur um des Gegensatzes mit der nächstfolgenden willen hier eingefügt haben, zeigt uns an dem Beispiel eines edlen, christlichen Herrschers, wie auch die Hochgestellten eine nicht aus bösem Willen kommende Grobheit ihrer Untergebenen nachsichtsvoll vergeben sollten. Hiemit ganz im Gegensatze zeigt uns die nachfolgende Erzählung, wie sehr sich oft die Hohen der Erde durch ihren unter den Schmeicheleien ihrer Umgebung großgezogenen Hochmuth zu einer Empfindlichkeit reizen lassen, welche auch die geringste Abweichung von dem gewohnten Tone der höchsten Unterwürfigkeit nicht ertragen und nicht ungeahndet lassen mag.

---

10. Mein Prinz, das thut die Uebung.

Man erzählt von einem persischen Prinzen, dem künftigen Thronerben seines Landes, daß er im Bogenschießen solche Geschicklichkeit und Fertigkeit besessen habe, daß er den schnellsten Falken oder Sperber mitten in seinem Fluge aus der Luft herunterschießen konnte. Wenn die Schmeichler, die ihn umgaben, eine solche Schützenthat von ihm sahen, da nahmen ihre lauten Lobsprüche und Verwunderungen gar kein Ende, sie verglichen den jungen Herrn mit Rustan und allen anderen hochgepriesenen Helden ihrer vaterländischen Sage, ja sie erhoben ihn noch weit über diese alle. Der Hofpoet besang die That; noch spät an

der Abendtafel wetteiferten die Hofleute und Diener in Erfindung von immer neuen Redensarten zum Preise des hocherhabenen Schützen.

Der Prinz hatte sich zu den andern, die bereits in seinem Harem wohnten, noch eine junge Gemahlin genommen, die sich durch außerordentliche Schönheit so wie durch ihren natürlichen Witz und Verstand so sehr auszeichnete, daß sie bald der Liebling seines Herzens wurde. Sie war die Tochter eines angesehenen Häuptlings, eines kleinen Fürsten, aus dem Stamme der Gebirgsbewohner, bei welchen sich, bis selbst auf unsere Tage, die Einfalt der patriarchalischen Sitte und des Hirtenlebens erhalten hat. Der Prinz hatte sich an den Umgang dieser seiner Favorit-Sultanin so gewöhnt, daß er sich selbst auf seinen Reisen im Lande umher von ihr begleiten ließ. Eines Tages, da er sich so eben mit der Jagd belustigte, schoß er auch in Gegenwart seiner jungen Gemahlin einen wilden Falken, mitten in seinem eiligen Fluge, aus der Luft herunter. Die Hofleute brachen, wie gewöhnlich, in laute Lobpreisungen aus, der Prinz aber wandte sich an seine Sultanin, welche mit vergnügten Mienen, dabei aber schweigend die That gesehen hatte.

„Und was sagst du", so fragte er dieselbe, „zu meiner Geschicklichkeit?"

„Mein Prinz", so antwortete sie mit kindlicher Unbefangenheit, „das thut die Uebung".

Dem jungen Schach war, seiner eigenen Hoheit gegenüber, eine solche Sprache der Natur noch niemals vorgekommen. Er nahm sie als beleidigende Grobheit, wendete sich mit Unwillen von der, wie er sie vor sich hinmurmelnd nannte, „rohen Bauerndirne" hinweg, ließ sie noch denselben Tag in die Residenz zurückbringen und sie dann, ohne

sie noch einmal zu sehen und zu sprechen, ihrem Wunsche gemäß wieder zu ihren Eltern, in das ferne Gebirge bringen.

In seinem Inneren war übrigens dennoch die Sache nicht so leicht abgethan. Die Leidenschaft für die schöne so schnell verstoßene Gemahlin war so mächtig, daß sie sich weder durch seine bald wieder verrauchte Empfindlichkeit, noch durch die Reden der Hofleute, welche die Bestrafung einer so beleidigenden Unhöflichkeit vollkommen gerecht und geziemend fanden, beschwichtigen ließ. Vergeblich versuchten es die Günstlinge, den Prinzen in eine andere Neigung zu verstricken, welche ihm die vorige sollte vergessen machen, er blieb gleichgültig oder machte sich bald wieder aus solchen Banden los, keine der andern Sultaninnen vermochte sein Herz so zu gewinnen, wie die Verstoßene. Ueberhaupt war er ganz verändert; nicht einmal die Jagd schien ihn so wie sonst zu vergnügen; seine Lust am Bogenschießen und an den Lobpreisungen der Zuschauer schien ihm ganz vergangen.

Mehrere Jahre waren verflossen, da führte den Prinzen einst auf dem Rückzuge von einem siegreichen, schnell beendigten Heereszug sein Weg durch eine von ihm noch nie betretene Gegend des Hochgebirges. Unten im Thale an einem Bache schlug man die Zelte für den jungen Schach und seine nächste Umgebung auf. Die Soldaten hatten sich indeß in der Umgegend zerstreut, um Lebensmittel zusammen zu tragen. Einige von ihnen nahmen ungefragt und gewaltthätig die schönsten Stücke aus den Heerden des Viehes, das am Bergabhang weidete. Da sahe man ein verschleiertes Weib herbei eilen, welche, um ihn vor den Soldaten zu retten, einen jungen Stier auf ihre Schultern nahm und schnellen Schrittes ihn nach

ihrer Wohnung trug. Der Prinz hatte dieses mit Staunen gesehen, er ließ die starke Person zu sich rufen, um mit ihr zu reden. Sie trat, in ihren Schleier gehüllt, vor ihn hin. „Sage mir, so fragte er sie, wie vermagst du eine solche That, die kaum für den stärksten Mann möglich, für ein Weib aber unerhört erscheint?"

„Mein Prinz", so antwortete unbefangen die Befragte, „das thut die Uebung."

Der Prinz hob den Schleier des jungen, wohlgestalteten Weibes auf und erkannte in ihr die noch immer geliebte, verstoßene Gemahlin, die, seitdem er sie zuletzt gesehen, noch viel schöner und anmuthiger geworden war. Er reichte ihr versöhnend die Hand, sendete ihrem Vater reiche Geschenke und nahm sie mit sich in seine Hofburg, um sie niemals, bis an sein Ende, wieder von sich zu entlassen. Er hatte durch diese einfache Gebirgsbewohnerin die Sprache der Natur und der Wahrheit kennen und dieselbe höher schätzen lernen, als die Sprache der lügenhaften Schmeichelei und der falschen Höflichkeit.

Aber es liegt noch für Jeden, der darauf achten mag, eine andere Lehre in den Worten: „mein Prinz, das thut die Uebung". Nicht nur die leiblichen, sondern auch die geistigen Kräfte und Fähigkeiten werden durch die Uebung gestärkt und groß gezogen, am allermeisten durch eine solche Uebung, welche in die früheste Zeit der Jugend fällt. Unsere jetzige Generation der Eisenbahnfuhren wird nur schwerlich solche Männer ziehen, wie unseren altehrwürdigen Moriz Arndt, der in seinen achtziger Jahren noch von Bonn nach Cöln und von Cöln wieder nach Bonn in einem Tag zu Fuße läuft! Auch werden aus der Schule eines

Tanzmeisters, wie der Herr Le Sac (nach der 8. Erzählung) war, schwerlich jemals solche gewaltige Helden hervorgehen, als unser preiswürdiger Radetzky ist. Denn um einen Solchen heranzubilden und für seine große Aufgabe zu bekräftigen, dazu gehört eine andere Uebung der Kräfte und des ausdauernden Muthes, als der Tanzboden und als die Salons sie geben.

Eben so wie für die Bildung und Bekräftigung des Leibes gilt auch für die des Geistes das Sprüchwort als ein wahres: Morgenstund' hat Gold im Mund'. Wer als Knabe und als Jüngling die Uebung der Geisteskräfte aus Trägheit und aus Bequemmacherei versäumt hat, der wird nie ein tüchtiges geistiges Werk hervorbringen. Die Morgenstunde der geistigen Entwicklung der Völker war die Zeit des classischen Alterthums. Die Werke der großen Meister dieser Zeit sind darum so gediegen, weil die Beschränktheit jener Mittel, die uns in solchem Ueberfluß zur Erweiterung unserer Kenntnisse dargeboten sind, zur Entwicklung und Anwendung der höchsten Kraft aufforderte. Das sogenannte vielseitige Wissen, das anjetzt in der Form der Conversation ohne große Mühe zu haben ist, führt neben der Leichtigkeit des Erwerbes zugleich Gefahr der Seichtigkeit mit sich.

Die wichtigste und folgenreichste Uebung des Geistes und Gemüthes, die man der Jugend unserer Tage wünschen möchte, ist die in der Demuth und im Festhalten an der ehrfurchtsvollen Liebe zu Dem, das allein der Ehrfurcht und der Liebe werth ist.

11. Ein Erbtheil aus dem Hause der Großeltern.

Christoph Ehrmann lebte noch in den siebenziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, als ein wohlbegüterter Handelsmann, in einer namhaften Stadt des südlichen Deutschlands. Einen großen Theil seines ansehnlichen Vermögens hatte er von seinen Eltern ererbt, denn sein Handelshaus war eines der ältesten in der Stadt; es gehörte zu jenen wenigen glücklichen, in denen sich der Wohlstand der Väter seit länger als anderthalbhundert Jahren ungeschmälert auf Kinder, Enkel und Urenkel bis ins fünfte und sechste Glied fortgeerbt hatte. Vielleicht deshalb, weil kein ungerecht erworbenes Gut in dieser altväterischen Handelskasse lag, keines, woran der Seufzer eines armen, gedrückten Arbeiters, oder die Thräne einer Wittwe, und mithin ein Fluch haftete, welcher das Haus darniederreißt, statt es zu bauen.

Ein solches günstiges Vorurtheil von dem Woher? ihres Vermögens mußte wohl jeder Mitbürger von Christoph Ehrmann und dessen Vorvätern fassen, welcher mit der Geschichte seiner Vaterstadt bekannt war; eine Menge der wohlthätigsten Stiftungen für die Kirche, für Schulen, Waisenhäuser, Versorgungs- und Krankenhäuser, welche die Familie Ehrmann, seitdem sie hierzu vermögend geworden, in der Stadt sowie in den Vorstädten gemacht hatte, konnten es bezeugen, daß diese Handelsleute das Gut, welches Gott ihnen anvertraute, zum Nutz und Dienst des Nächsten zu verwenden wußten.

Der letzte Besitzer des Hauses, welcher den Familien-

namen Ehrmann führte, der schon mehrmals genannte Christoph, zeigte sich in seinem ganzen Thun und Wesen als ein rechter Erbe und Nachkomme solcher Väter. Er war ein Mann, schlicht und recht in seinen Sitten, welcher in den Geboten Gottes wandelte untadelig. Obgleich er durch ein ganz besonderes Glück in seinem Handel, oder, um es besser zu sagen, durch Gottes Segen sein ererbtes Vermögen um ein Vielfaches vermehrt hatte, hielt er dennoch fest an der einfachen, bürgerlichen Hausordnung seiner Väter. Er, sowie seine ihm gleichgesinnte Hausfrau und seine drei Töchter, gingen im reinlichen anständigen Gewand der wohlhabenden Bürger und Bürgerinnen einher; nur etwa an den kostbaren Brabanter Spitzen oder andern dergleichen nicht stark in die Augen fallenden, werthvollen Dingen konnten die Kenner errathen, daß dies die Töchter reicher Eltern seien; von den damaligen Pariser Moden fand in Christoph Ehrmann's Haus keine Zutritt und Nachahmung. Ebenso einfach und, wie sich Viele ausdrückten, altväterisch, sah es auch in der großen höchst bequem eingerichteten Wohnung des wackern Mannes aus. Statt der Tapeten fand man da die Wände mit uralten, braunen hölzernen Täfeleien geziert, in derselben Art und von demselben Material waren auch die kunstreich geschnitzten Stühle und der große Familientisch. Auch das, was täglich auf diesen Tisch kam, paßte ganz zur übrigen Einrichtung. Es war die reichliche, nahrhafte, dabei aber einfache Kost der Bürgerhäuser; nach der Suppe nur ein schmackhaft bereitetes Gericht, ohne Nachtisch oder Zwischenessen; und selbst wenn Gäste, wie es gar oft geschah, mit an diesem Tische saßen, wurde wenig an der täglichen Ordnung geändert, nur die trefflichen alten Weine, welche dann Herr Ehrmann gern zum Besten gab, und das Ge-

backene, welches die geschickte Hand der Töchter bereitete, bezeugten es in solchen Fällen, daß heute ein festlicher Tag für die Familie sei.

Was auf diese Weise Herr Christoph Ehrmann und die Seinigen an sich selber sparten, das kam reichlich Andern zu gut. Wie man in so vielen andern Familien beständig auf Stadtneuigkeiten von schlimmer wie guter Art gespannt war und sich gern überall nach Zwischenträgern umsah, welche dergleichen Neuigkeiten ins Haus brachten, so gab auch den Ehrmann'schen Eheleuten und ihren Töchtern eine gewisse Art von Stadtneuigkeiten beständigen Stoff zur Unterhaltung, und sie hielten sich sogar ganz eigene Zuträger solcher Nachrichten. Doch war das Neue, nach welchem jene Leute so eifrig forschten, und das sie so sehr interessirte, gerade nicht nach Jedermanns Geschmack; es betraf die Noth der Hilfsbedürftigen und der armen Kranken der Stadt; die Thränen, welche die Wittwe weinte, den Jammer der Waisen, den Mangel des Fremdlings. Obgleich die meisten Wohlthaten, welche die Ehrmann'schen Eheleute ausübten, einen so stillen, verborgenen Weg nahmen, daß sie nur Gott bekannt geworden sind, wußten es dennoch die Bewohner der Stadt, wie so manche Wittwen und Waisen aus diesem Hause gespeist und gekleidet, so mancher talentvolle Knabe und Jüngling zur Schule und Lehre gehalten, redliche Anfänger oder schuldlos in Noth Gerathene auf's Kräftigste unterstützt wurden. Nur die Faullenzer und Schlemmer, welche Gottes wie der Menschen Wohlthaten blos dazu anwenden, sich in ihren Lastern zu bestärken, fanden sich in ihren Erwartungen getäuscht, wenn sie Ansprüche auf die allgemein bekannte Wohlthätigkeit des Hauses machten; sie erhielten nur das Almosen der gemeinen Bettler. Wohl aber bot ihnen

Herr Ehrmann jederzeit eine angemessene Beschäftigung und Lohn für diese an; auch geschah es mehrere Male, daß er fremden Landstreichern in der Absicht eine besondere Vergünstigung gewährte, daß sie ihm die Kinder, welche in ihrer Gesellschaft waren, zur weitern Versorgung und christlichen Auferziehung überließen. Ein oder etliche Male war es bei solcher Gelegenheit geschehen, daß Kinder, welche man ihren Eltern geraubt hatte, aus den bösen Händen ihrer Verderber waren gerettet und den Ihrigen wieder zugeführt worden.

So glich Herr Christoph Ehrmann mit seinem Hause einem guten Baume, gepflanzt an frischem Wasser, welcher reich ist an segensvollen Früchten und in dessen Schatten die Müden sich erquicken.

Daß der Mann dieses Alles vermochte, dazu gab ihm ein andrer Theil seiner Hausordnung die Kräfte, dessen wir bisher noch nicht erwähnt haben, weil es sich eigentlich von selber versteht. Wie im Leiblichen, so hielt sich Christoph Ehrmann mit den Seinigen auch im Geistigen an jene einfache, kraftvolle Kost, welche die Seele gesund und froh macht und sie stärkt auf ihrem Weg zum ewigen Leben. Jeder Tag wurde mit einem herzinnigen, christgläubigen Gebet und mit dem Lesen in Gottes theuerem, werthem Wort begonnen, und auf dieselbe Weise auch beschlossen; bei Tische wie bei jeder andern Gelegenheit opferte man Gott Dank und Preis; der Sonntag wurde in diesem Hause auf rechte, gesegnete Weise als ein Tag des Herrn gefeiert.

Wir haben bisher immer nur von den drei Töchtern der Ehrmann'schen Eheleute gesprochen. Diese Töchter waren auch ganz und gar die Ebenbilder ihrer frommen Eltern, und sind dies geblieben bis an ihr Ende. Die

eine hat sich an einen rechtschaffenen Arzt verheirathet; der Mann der andern war ein redlicher Kaufmann, der nach seines Schwiegervaters Tode die Ehrmann'sche Handlung übernahm und sich in allen Stücken als ein würdiger Nachfolger und Erbe seiner Vorgänger im Geschäft erwiesen hat; die dritte wurde an einen hochverdienten Schulmann vermählt; und alle drei haben sich als Muster guter Hausfrauen und treuer, christlicher Mütter gezeigt. Aber außer und nach diesen drei Töchtern gebar seine Frau dem Christoph Ehrmann noch in seinen spätern Tagen, als Niemand mehr an eine solche Vermehrung der Familie gedacht hatte, einen Sohn, Heinrich, den wir in der vorhergehenden Beschreibung des Hausstandes billig mit Stillschweigen übergehen konnten, weil er in der Zeit, von welcher wir sprachen, und in der seine Schwestern schon als Jungfrauen dastanden, noch Kind war und auch bei seines guten Vaters Tode erst zwölf Jahre zählte.

Der redliche, fromme Christoph Ehrmann muß es bei seinem Sterben geahnt haben, daß dieses spätgeborne, ihm sehr liebe Kind in seinem nachmaligen Leben auf einen Weg der großen Gefahren für die Seele, auf einen Weg der Mühe und Angst gerathen sollte. Er ließ den Knaben noch gar oft an sein Bett kommen, ermahnte ihn auf's Inniglichste zur Furcht des Herrn, warnte ihn vor den Lüsten des Fleisches, die gegen die Seele streiten, vor den Eitelkeiten der Welt und trügerischem Schein, vor den Gefahren des Unglaubens, der uns allen Trost im Leben wie im Tode raubt. Als er in seinem letzten Stündlein schon alle die Seinigen gesegnet hatte und nicht mehr sprechen konnte, da weilte sein brechendes Auge noch mit ganz besonderem, rührenden Ausdruck auf dem Heinrich,

den dieser Blick mit solcher Kraft ergriff, daß er vor innerem Schmerz laut aufschrie.

Eigentlich war damals, als der Vater starb, an Heinrich noch nicht viel von dem zu merken, was für seine Zukunft hätte Sorgen und Bedenklichkeiten einflößen können. Der Knabe war, als der Jüngstgeborne, als der einzige Sohn, in den ersten Jahren seines Lebens von der Mutter wie von den Schwestern mit allzu hingebender Zärtlichkeit behandelt und hiedurch etwas verwöhnt und verweichlicht worden; späterhin, als die Früchte dieser Behandlung sich kund gaben, hatte die fromme Mutter ihren Fehler eingesehen und nach Kräften durch eine liebend ernste Zucht ihn zu verbessern gesucht. Auch der Vater hatte es an den Mitteln zur Erweckung und Bestärkung des Guten bei diesem seinem Jüngstgeborenen nicht fehlen lassen; es war in seiner Behandlungsweise des Kindes weder etwas Uebertreibendes noch Fahrlässiges gewesen; und man sollte meinen, daß schon das gute Beispiel, welches der von Natur sehr weiche Knabe im Hause der Eltern täglich vor Augen sah, vom besten Einfluß hätte auf sein Herz sein müssen. Dennoch zeigte sich schon frühe an Heinrich ein solcher Leichtsinn, eine solch unersättliche Neigung zu den Zerstreuungen und sinnlichen Vergnügungen, welche dem kindlichen Alter dargeboten werden, daß der ernste Vater öfters, wenn er bei solchen Gelegenheiten den Knaben beobachtete, bedenklich den Kopf schüttelte, und nicht selten, wie die Mutter dies bemerkt hatte, darüber seufzte. Es fehlte dann auch nicht an strafbaren Ausbrüchen des kindischen Leichtsinnes, welche zwar jederzeit von dem Vater, und auf seine Bitten auch von den Lehrern, streng geahndet wurden, deß-

ungeachtet aber öfters nur zu bald, wenn auch in anderer Form, wiederkehrten.

Der Tod des Vaters schien einen tieferen, nachhaltigeren Eindruck auf Heinrich's flatterhaftes, leichtsinniges Gemüth gemacht zu haben. Er zeigte sich von da an auf längere Zeit ernster in seinem Betragen, theilnehmender bei der häuslichen Andacht der Seinen, aufmerksamer beim Lesen und Hören der heiligen Schrift, wobei er früher meist so gleichgültig gewesen war. Auch die Lehrer rühmten seinen verbesserten Fleiß wie sein sittliches Betragen, man durfte, so schien es, ohne bange Sorge für die weitere Entwickelung des Knaben sein. Doch dieser Nachlaß des tiefsitzenden Uebels, an welchem eine junge Seele litt, dauerte nur kurze Zeit, bald hatten die Vögel des Leichtsinns allen guten Samen, welcher auf den frühzeitig verhärteten Boden gefallen war, wieder hinweggenommen. Heinrich war zerstreuungssüchtiger, eitler, nichtsnutziger als jemals: es fehlten nur noch wenige Schritte zum Laster; wenige Schritte, um aus dem vor den Augen der Welt noch immer als gutmüthig geltenden Knaben einen Bösewicht werden zu lassen. Daß er dieses nicht wurde, daß ihn sein Leichtsinn zwar zum Rand des Abgrundes führte, aber nicht darin versinken ließ, das möchte man wohl als einen Segen der Gebete betrachten, welche Heinrich's fromme Eltern so oft, unter tausend Thränen, für diesen ihren Jüngstgeborenen dargebracht hatten.

Nach dem Wunsche der Mutter, welcher auch der Wunsch des verstorbenen Vaters gewesen war, sollte Heinrich sich der Handlung widmen und für die Folge einmal das Geschäft des Vaters übernehmen, welchem vor der Hand ein geschickter, redlicher junger Mann, der nachmalige Schwiegersohn des Hauses, vorstand. Der Ausführung

jenes Planes schien nichts entgegen zu stehen; Heinrich hatte, wenn er die Seinen davon sprechen hörte, niemals etwas dawider eingewendet. Als aber mit dem Eintritt in das Jünglingsalter seine Eitelkeit, sein Hang zum Großthun und Stolziren immer stärker sich regten, da kam ihm mit Einem Male der Gedanke ein, er wolle studiren, und wenn er dann, als Jurist, ein hohes Ehrenamt erlangt habe, mit Hülfe seines Vermögens ein recht prächtiges, fröhliches Leben führen. Zwar diesen eigentlichen Beweggrund, diesen eitlen Traum seines Herzens, der ihn von der bisherigen Bahn abführte, entdeckte er Niemandem von den Seinigen, am wenigsten der frommen Mutter; doch erklärte er von jetzt an bei jeder Gelegenheit seine Abneigung vor dem Handelsstand und seine Liebe zum Gelehrtenstand. Die Mutter fügte sich in diese Schickung, so sehr auch dieselbe dem Wunsch ihres Herzens entgegen war; sie hielt es für unrecht, einer Neigung ihres Sohnes zu widerstehen, welche vielleicht seinen inneren Beruf andeutete. So lange Heinrich in den Schulen seiner Vaterstadt war, erschien sein Benehmen noch immer sehr erträglich; seine glücklichen Anlagen, vor Allem sein gutes Gedächtniß, ließen ihn auch bei mangelhaftem Fleiße so eben noch unter dem Troß der mittelmäßigen Schüler vorwärts schreiten; zwar kosteten seine Verschwendungen schon damals der Mutter viel Geld, doch beruhigte sie sich mit der Hoffnung, daß der Sohn mit den Jahren zugleich an Einsicht und verständigem Betragen zunehmen werde.

Leider hatte das liebende Mutterherz sich getäuscht. Von da an, wo der Jüngling die Universität an einem von ihm selbst, angeblich wegen der berühmten Lehrer gewählten, ziemlich entfernten Orte bezogen hatte, war auch das letzte Band der Zucht, das bis dahin seinen

grenzenlosen Leichtsinn gehalten, zerrissen, er besuchte die Vorträge seiner Lehrer anfangs selten, dann lange Zeit gar nicht mehr, ohne Maß und Rückhalt gab er sich dem eitlen Wesen und den sogenannten Vergnügungen der schlechteren Genossen seines Standes hin, am Morgen konnte man ihn fast beständig beim Billardtisch, am Abend beim Kartenspiel oder im Weinhaus finden, am Nachmittag bei schönem Wetter ihn mit einigen reicheren Mitstudenten ausreiten oder ausfahren sehen. Oefters machte er größere „Ausflüge"; er brachte mitten in der Zeit des Studienhalbjahres ganze Wochen in einer benachbarten Residenzstadt zu.

Die gewöhnlichen Folgen einer solchen Lebensweise konnten den Seinigen nicht verborgen bleiben. Die sehr reichlichen Wechsel, welche die Mutter ihm sendete, reichten nicht zur kleinern Hälfte hin, um die verschwenderischen Ausgaben zu decken, welche der eitle Jüngling durch seine Putz- und Prunksucht, sowie durch seine täglichen Belustigungen machte. Alle seine Briefe enthielten zunächst nur Anforderungen um Geld; bald kamen auch andere Briefe, als die des Sohnes, an die gute Mutter: jene der Gläubiger, bei denen Heinrich große Schulden aufgehäuft hatte. Die Mutter, welche damals schon, wahrscheinlich großentheils aus Kummer um ihren Sohn, zu kränkeln anfing, hätte sich gern selber auf den Weg gemacht, um den Verirrten wieder auf den rechten Weg zu leiten, wenn ihre schwächliche Gesundheit es verstattet hätte; ihre Briefe voll ernster Zurechtweisung und zärtlicher Bitten machten auf den leichtsinnigen Jüngling nur wenig, zuletzt gar keinen Eindruck mehr; er war wie ein Trunkener, der nicht hört noch sieht; um den, wie er es nannte, „ungerechten Vorwürfen" auszuweichen, kam er in den letzten Jahren seines

Universitätslebens selbst während der Ferien gar nicht mehr in die Heimath, sondern machte kostspielige Reisen in andere Gegenden, wozu er das Geld von einem Geldverleiher aufnahm, dem das Ehrmann'sche Handelshaus gar wohl bekannt war, unter der Bedingung, daß er die ganze Schuld sammt Zinsen und Zinsen der Zinsen bezahlen wolle, sobald er, nach wenigen Jahren, Herr seines väterlichen Erbtheils sei.

So betrübend schon dieses Alles für die zärtliche Mutter sein mußte, war es dennoch nicht das Schwerste, was sie mit diesem einzigen Sohn erfahren sollte. Die Studienzeit an der Universität war vorüber; Heinrich kehrte endlich zu den Seinigen zurück und fand hier einen nachsichtsvolleren, zärtlicheren Empfang, als er wohl verdient und erwartet hatte. Nach einiger Zeit sollte er Rechnung thun von dem Haushalten mit den besten Jahren und Kräften seiner Jugend: er sollte jene öffentliche Prüfung bestehen, welche in seinem Vaterlande den Candidaten des Rechts vorgeschrieben war. In vollkommener Verblendung über sich selber trat der verirrte Jüngling vor die Commission, welche ihn prüfen sollte, hin, und, wie es zu erwarten war, er wurde völlig untauglich und kenntnißlos abgewiesen.

Es mag wohl eine Folge der tiefen Gemüthsbewegung gewesen sein, welche dieses traurige Ereigniß in der Mutter erregte, was der edlen Frau, wenige Tage nachher, in einem Schlagfuß ähnlichen Anfall den Tod brachte; Heinrich war jetzt aus seinem Taumel erwacht; bittre Thränen der Reue über eine sündhaft verschwendete Jugend, über all die Kränkungen, welche sein Leichtsinn der guten Mutter zugefügt hatte, flossen an ihrem Grabe. Wäre doch nur auch diese Reue auf rechten Grund ge-

baut und hierdurch in ihren Folgen von besserer Dauer gewesen! Aber leider! der rechte Grund, auf dem allein jene Traurigkeit und Reue gedeiht, welche Seligkeit wirkt, fand sich nicht mehr in des Jünglings Herzen, er war ihm, wie dies schon aus seinem ganzen Thun und Leben hervorging, verloren gegangen; der kindliche Glaube, der das beste Erbtheil seiner frommen Eltern gewesen, war vom Unglauben verdrängt worden; Heinrich hatte Christum und mit Ihm Gott, mit Ihm allen festen Anhalt, allen Trost im Leben wie im Sterben verloren.

Die Neigung zum Gelehrtenstande war ihm jetzt vergangen; nur zu spät entschloß er sich, den Wunsch der seligen Eltern zu erfüllen und sich dem Handelsstand zu widmen. Seine zweite Schwester hatte sich indeß mit Herrn Hauser, dem redlichen, bisherigen Vorstand der Handlung, vermählt, und dieser freute sich darauf, in seinem Schwager, den er herzlich liebte, einen künftigen Compagnon des weitläufigen Geschäftes zu erhalten. Die Lehrzeit wollte Heinrich nicht in seiner Vaterstadt zubringen. Die Scham vor den Leuten, wenn sie auf einmal den prunksüchtigen, verdorbenen Gelehrten als Handelslehrling im Laden gesehen hätten, war wohl natürlich, obgleich weder christlich noch edel, er trat die Lehrjahre in einer andern Stadt an, und obgleich sich hier bei ihm gar bald die Anwandlungen zum Großthun und zur Verschwendung wieder einstellten, erreichten sie doch nicht jene Höhe, wie an der Universität, weil der würdige Lehrherr, ein guter Freund des seligen Christoph Ehrmann, seinen Pflegling mit kräftiger Hand im Zaum zu halten wußte. Kaum war jedoch diese Hemmung hinweggenommen, kaum sah sich Heinrich als Handelsdiener in einer großen, norddeutschen

Stadt in voller Freiheit, als er sich allen früheren Zügellosigkeiten von Neuem überließ.

Er war jetzt mündig geworden. Die Aufforderungen seines liebevollen Schwagers, einen Antheil an der väterlichen Handlung zu übernehmen, wies er zurück; ihm gefiele es, so schrieb er, im nördlichen Deutschland besser; er wolle da eine eigene Handlung, ein Geschäft, welches über das Meer reichte, begründen; er bitte, daß ihm sein Antheil am elterlichen Erbe baldmöglichst ausgehändigt würde.

Heinrich's Verwandte zeigten sich auch bei dieser Gelegenheit großmüthiger gegen ihn, als er's verdient hatte. Alle die Summen, welche seine Verschwendungen der Mutter gekostet hatten, und von denen diese es den Erben freigestellt hatte, ob sie nicht wenigstens einen Theil davon dem Verschwender an seiner mütterlichen Verlassenschaft abziehen wollten, wurden ihm nicht angerechnet; er erhielt seinen ganzen, vollen Antheil am elterlichen Vermögen. Zwar regten sich jetzt alsbald alle seine vormaligen Gläubiger; namentlich war jene Schuld, welche er beim Wucherer noch während seiner Universitätsjahre gemacht hatte, durch die Zinsen der Zinsen und die Provisionen zu einer schamlosen Forderung angewachsen; dennoch blieb dem jungen Kaufmann noch ein sehr ansehnliches Vermögen zum Anfang seines Geschäftes.

Aber eben auf diesen Anfang verstand sich der bedauernswürdige Heinrich Ehrmann durchaus nicht. Statt mit dem zu beginnen, was das Wesentlichste im Haushalt und die Grundlage des äußeren Wohlstandes ist: mit sparsamer, verständiger Benützung der am leichtesten, am wohlfeilsten zu habenden Mittel, griff er es verkehrt bei dem Unwesentlichsten, bei dem an, was das Letzte sein sollte.

Er suchte sich durch den Schein des Groß- und Reichseins einen Credit zu begründen, welchen er in Handelsverhältnissen, in denen er noch Neuling war, alsbald zu den kühnsten, weitaussehendsten Unternehmungen benützte, die, wenn sie gelangen, allerdings einen ungemeinen Gewinn, im Falle des Mißlingens aber auch einen für ihn unübersehlichen Verlust bringen konnten. Bald hatte er, meist auf Credit, zwei Kauffahrteischiffe mit Waaren für Amerika, eines für Smyrna befrachtet; die Seestadt, in welcher er sich niedergelassen hatte, gab ihm überdies noch zum Anknüpfen anderer, kleinerer Geschäfte mit Spanien und Frankreich Gelegenheit. Seine Väter hatten arm und klein angefangen, und reich und groß geendet; er fing groß und reich an, und endigte nur zu bald klein und dürftig.

In jener Seestadt, in welcher Heinrich Ehrmann jetzt wohnte, herrschte bei einem großen Theil der Bürger noch eine ziemliche Einfachheit der Sitten; der Fremde konnte hier seine häuslichen Einrichtungen treffen, wie es ihm beliebte, man merkte nicht auf ihn. Aber eben dieses wollte der junge Ehrmann nicht; er wollte vielmehr von Allen bemerkt sein: darum kaufte er nicht nur eines der schönsten Häuser der Stadt, sondern er stattete dasselbe in seinem Inneren aus, wie einen Fürstenpalast, auch seine Equipage, in der man ihn öfters herumkutschiren sah, übertraf an Schönheit und Geldwerth alle andern, die sich in der Stadt fanden. Wie ungleich war er auch hierin seinen Vätern, die in einfach bürgerlicher Wohnung hausten und fast alle ihre Wege zu Fuße machten!

Wir deuteten schon darauf hin, daß diese kostspieligen Unternehmungen wenigstens großentheils nicht mit eigenen Mitteln, sondern mit fremdem Geld ausgeführt waren. Der leichtsinnige Mann hätte schon nach einem Jahre Haus

und Equipage und Alles, was er sein nannte, verkaufen und mit Schmach und Schande wieder abziehen müssen, wenn ihn nicht das Glück auf eine wahrhaft auffallende Weise begünstigt hätte. Und zwar nicht nur ein oder zwei, sondern wenn man einige wenige mißlungene Speculationen abrechnet, fast sechs Jahre lang. Heinrich Ehrmann hätte einer der reichsten Kaufleute der norddeutschen Hansestädte werden können, wenn er sich in seinem unverdienten Glücke hätte zu mäßigen gewußt, wenn er namentlich, nicht wie ein böser, leidenschaftlicher Spieler, alle die Mittel, welche seine Verschwendung ihm übrig ließ und sein großer Credit ihm darbot, zu immer tollkühneren Speculationen verwendet hätte, von denen zuletzt eine einzige ihn zum armen Manne machte.

Zu dem Glück, das bei all seinem Unverstand unser junger Kaufmann während der ersten Jahre seiner Geschäftsführung im Handel hatte, war noch ein viel höheres, besseres, zugleich aber auch unverdienteres gekommen; er hatte eine Lebensgefährtin gefunden, welche durch ihre Demuth und Gottesfurcht vor den Augen der wahren Menschenkenner ebenso ausgezeichnet war, als vor den Augen der großen Welt durch ihre Schönheit und weiblichen Geschicklichkeiten. Diese seltene Jungfrau war die Tochter eines wegen seines Amtes (als Bürgermeister) zwar angesehenen, dabei aber wenig bemittelten Gelehrten; und wir möchten es noch als eine Nachwirkung des Segens betrachten, den der alte, fromme Christoph Ehrmann seinen Kindern in der Sterbestunde gab, daß die Wahl seines Heinrich auf jene edle Perle fiel, und daß Maria (so hieß die Jungfrau) wirklich eine Neigung zu dem Bewerber faßte, auch nach kurzem Bedenken die Einwilligung ihres sonst so scharfsichtigen Vaters zu der Vermählung erhielt.

Seitdem Maria zum Segen für das Herz des Heinrich Ehrmann in sein Haus kam, wurde denn doch Manches anders und besser als vorher, wenn auch diese Veränderung nicht gerade der Welt in die Augen fiel. Zwar auf die gewagten Handelsunternehmungen ihres Gemahles maßte sich die junge Frau keinen hemmenden Einfluß an, denn sie verstand davon zu wenig, und auch der sehr besonnene Schwiegervater konnte nur im Allgemeinen warnen, weil ihm Heinrich keinen tiefen Blick in das Innere seines Geschäftes verstattete. Auch für den großen Aufwand, der im Hause gemacht wurde, konnte Marie nur einzelne Einschränkungen durchsetzen, weil der verblendete Gemahl die Meinung hegte, sein Credit, sein Ansehen in der Stadt, könnte leiden, wenn man ihn auf einmal so die Segel streichen sähe. Die gute Frau konnte daher immer nur im Kleinen sparen, was ihr Mann im Großen vergeudete; sie mußte sich mit den Versprechungen desselben begnügen, daß er seine großen Ausgaben für den äußeren Glanz allmählig, aber nur nicht auf einmal einschränken wolle, obgleich diese Versprechungen immer unerfüllt blieben. Dennoch, wir wiederholen es, hatte Marie einen Segen und Gewinn in das Haus gebracht, welcher mehr werth war, als alles Gold und Silber, als alle Vortheile, die ihrem Gemahl seine damals meist noch glücklichen Speculationen brachten. Dieses war der stille, fortwährende Einfluß, welchen der kindliche Glaube, welchen die ungeheuchelte Gottesfurcht der edlen Frau auf das Herz ihres sie leidenschaftlich liebenden Mannes ausübte, der für solche Eindrücke, mitten in seinem Leichtsinn, noch nicht erstorben war. Er ließ es gerne geschehen, daß seine Marie bei ihm eine geistliche Hausordnung einführte, welche jener, die bei seinen Eltern geherrscht hatte, sehr ähnlich war; nicht selten

geschah es, daß er die Thränen der Rührung nicht verbergen konnte, wenn seine Hausfrau so kindlich gläubig, so kräftig um Gottes Gnade und Beistand zu allem Guten, um Seinen wahren Segen im Geistigen wie im Leiblichen, um Demuth und Reinigung des Herzens betete; die guten Erinnerungen an seine fromme, im Hause der Eltern verlebte Kindeszeit wachten auf, und manches Samenkorn des Wortes Gottes fing jetzt an zu keimen und aufzugehen, das so viele Jahre lang wie todt in seinem Herzen gelegen war. Alle diese Segnungen einer wahrhaft beglückenden Ehe waren vornehmlich seit jener Zeit in reichlichem Maße auf Heinrich's Haupt und in sein Herz gekommen, seitdem ihm, im zweiten Jahre ihrer Ehe, seine Marie einen Sohn geboren hatte, der mit allen Reizen der lieblichsten Kindheit begabt war. Schon in seinen ersten Jahren suchte die Mutter in seinem Herzen die Liebe zu Christo dem Herrn zu wecken, und ihn mit den großen Thaten Gottes an den Menschen bekannt zu machen. Dieses gelang ihr auch so gut, daß der kleine Johannes (so hatte man das Kind nach seinem mütterlichen Großvater genannt) gar bald von nichts Lieberem hören und sprechen mochte, als von biblischen Geschichten, und bei dieser Gelegenheit zuweilen kindliche Worte sprach, welche selbst das Herz seines Vaters tief rührten. Heinrich blieb jetzt noch viel mehr und lieber in seinem Hause als vorher; die schöne Equipage stand oft Tage lang unbenützt, wenn nicht seine Gemahlin und das Söhnchen ihn begleiten konnten; es war allerdings in seinem Herzen ein Anfang zur Umkehr nach einem Besseren gemacht, und dieser Anfang hatte vorzüglich an dem Sterbebette seines trefflichen Schwiegervaters, der im freudigen Glauben an Christus dahinschied, eine große Befestigung erhalten.

So stand es in Heinrich Ehrmann's Haus und Herzen, als ihn auf einmal im sechsten Jahre seines Handelsgeschäftes und im fünften seiner glücklichen Ehe zwei Ereignisse trafen, die sein äußeres Glück vernichteten und ihn ganz zu Boden schlugen. Die Nachricht von dem völligen Mißlingen einer Handelsspeculation, an welche er, mitten in der damaligen Kriegszeit, eine Summe gewagt hatte, die den Werth seines ganzen Habes und Gutes fast überstieg, kam ihm gerade in dem Augenblick, in welchem seine geliebte Marie an einem bösartigen Fieber daniederlag, das eben damals in der Stadt herrschte. Kaum eine Stunde vorher, ehe der Brief mit der Unglücksbotschaft eintraf, war der Arzt bei der Kranken gewesen; er hatte beim Hinweggehen den Kopf geschüttelt und dem tieferschütterten Gemahl nur wenig Hoffnung zur Rettung seines theuern Weibes gegeben. Was war aller Verlust an Geld und Gut gegen den, der ihm jetzt drohte; Heinrich, unter tausend heißen Thränen, bat Gott, er möge nur diesen Schmerz von ihm abwenden, sonst, wenn es sein heiliger Wille sei, ihm alles äußere Gut nehmen, er wolle gern mit Handarbeiten eines Taglöhners sein liebes Weib ernähren, wenn es ihm nur leben bliebe.

Heinrich hatte seit seiner Kindheit, er hatte vielleicht noch niemals in seinem Leben so inniglich, so heiß gebetet; dennoch war Gottes Rath ein anderer als seines Herzens Wunsch und Flehen. Marie starb; für Heinrich schien jetzt keine Freude mehr auf Erden; selbst seinen armen kleinen Johannes konnte er nur mit Thränen der herzlichsten Wehmuth betrachten. Als er nach den Tagen der heftigsten, betäubendsten Schmerzen wieder im Stande war, an sich selber und an die Angelegenheit seines Hauses zu denken, da erkannte er erst ganz, wie nahe diesem der

Untergang stehe. In dieser ernsten Zeit, da Gedanken an Gott und Ewigkeit sein Herz erfüllten, waren ihm die Augen über sein ganzes bisheriges Thun und Handeln aufgegangen. Er konnte sich's nicht verbergen, daß er durch seine leichtsinnigen Unternehmungen nicht nur auf Gefahr seines eigenen, sondern auch des fremden Gutes gesündigt habe; so manche redliche Familie, ja selbst manche Wittwe hatte ihm, dem vermeintlich unermeßlich reichen Kaufmann, ihr ganzes Vermögen anvertraut; sollte er jetzt an diesen zum Dieb und zum Betrüger werden?

Sein Entschluß war bald gefaßt; es war der Entschluß eines Christen. „Lieber als Knecht und Matrose dienen," so dachte er, „als ein Schurke werden." — Noch war sein großer Verlust keinem in der Stadt bekannt, denn das Ereigniß, das ihn herbeiführte, hatte sich in einem andern Welttheil zugetragen. An dem durch den Tod seiner geliebten Frau so heftig betrübten Manne, der sich seitdem von allen Vergnügungen der Welt, von allen Gesellschaften zurückgezogen hatte, konnte es nicht auffallen, daß er seine Equipage, sein schönes Landhaus, ja daß er sogar sein großes Wohnhaus gegen nicht unansehnliche Summen zu einem öffentlichen Zweck an den Magistrat der Stadt abließ, welcher früher es kaum hatte verschmerzen können, daß Herr Ehrmann ihm beim Kauf desselben zuvor gekommen war. Als man den vorher so prachtliebenden Mann nach seiner Aeußerung „auf einstweilen" in ein fremdes Haus zur Miethe ziehen sah; als man vernahm, daß er selbst den größten Theil seiner kostbaren Geräthschaften an eine gräfliche Familie, welche in die Stadt zog, verkauft habe, weil er in seiner beschränkten Miethwohnung sie nicht unterzubringen wisse, da sagte Mancher kopfschüttelnd: „Laßt nur den seltsamen Mann,

den seine Betrübniß auf einige Zeit zum Schwärmer gemacht hat, gewähren, es wird gar bald die Zeit kommen, wo ihm das schönste Haus und die kostbarste Einrichtung nicht zu theuer sein, und wo man ihn wieder in prächtiger Equipage wird einherstolziren sehen. Es hat sich schon mancher Wittwer vor Betrübniß in den Tod legen wollen, der doch nachher bald wieder getröstet worden ist."

Heinrich Ehrmann ließ sich keine Zeit, auf die Urtheile und Nachreden seiner Mitbürger zu merken; er arbeitete von früh bis Abend fleißiger denn jemals in seinem Comptoir, schloß noch manches kleinere Geschäft mit den großen Vorräthen von Colonialwaaren ab, welche er an sehr verschiedenen Orten gelagert hatte, und sah nun zu seiner großen Beruhigung, daß er sich aus seinem Geschäft als ein zwar ganz armer, aber auch ehrlicher Mann werde zurückziehen können. Ihm war es, als hätte seine liebe, selige Marie ihm ihren freudigen Glauben, ihr kindliches Vertrauen auf Gottes Hülfe und Erbarmen hinterlassen; und dieses Erbtheil machte ihn glücklicher, als alle seine früher besessenen Tausende. Er zahlte jetzt allmählig alle die fremden Gelder, welche in seiner Handlung lagen, zurück, schloß noch mit Ehren seine gegenseitigen Rechnungen mit andern Handelshäusern ab, und behielt nach diesem Allen, außer dem unschätzbaren Kleinod seines ehrlichen Namens, nur so viel übrig, daß er mit seinem kleinen Sohne ein halbes Jahr nothdürftig davon hätte leben können. Seine Lage wurde jetzt bekannt; es fanden sich mehrere redliche Männer, welche ihm gerne Vorschuß zum Anfang eines neuen Geschäftes geleistet hätten; er wies diese Anerbietungen von sich, weil er noch nicht im Stande sei, davon Gebrauch zu machen. Auch seinen treugesinnten Verwandten hatte er nur den Tod seiner Marie, nicht seine

ökonomische Verlegenheit gemeldet; überhaupt war er mit seinem redlichen Schwager, seitdem dieser vor mehreren Jahren ihm seinen thätigen Beitritt zu einer großartigen, dabei aber gewagten Speculation rund abgeschlagen hatte, fast außer aller Correspondenz gekommen.

Es mag wohl ein Rest des alten, tiefgewurzelten Stolzes gewesen sein, was den Heinrich Ehrmann bewog, alle ihm dargebotene Freundeshülfe abzulehnen, und allein auf die eigenen Mittel, welche ihm noch zu Gebote standen, ein Unternehmen zu gründen, das ihm und seinem Sohn den künftigen Unterhalt gewähren sollte. Seine frühere Gewohnheit, die Fäden seiner Speculationen in weiter Ferne, meist über das Meer hinüber, anzuknüpfen, führte ihn auf den Weg dazu.

Mit Spanien war er, ehe die Hemmungen eintraten, welche bald nachher den Handel belasteten, in lebhaftem Verkehr gewesen. Namentlich in Cadix blühte ein Handelshaus, mit welchem er große Geschäfte gemacht, und an welches er noch einige, für seine jetzige Lage nicht unbedeutende Forderungen zu machen hatte. Mit großer Wahrscheinlichkeit schien sich darauf rechnen zu lassen, daß diese Forderungen wenigstens in Waaren würden alsogleich erfüllt werden können, wenn er selber nach Cadix reiste und dort in eigner Person seine Angelegenheiten betriebe. Hiezu hatte ihm auch ein junger deutscher Handelsfreund, der sich zu jener Zeit in Andalusien aufhielt, in seinem letzten Briefe Hoffnung gemacht. Heinrich war deshalb bald entschlossen; ein Schiff, das nach der Levante absegelte, nahm ihn in Gesellschaft seines kleinen Johannes, denn von diesem konnte und wollte er sich nicht mehr trennen, unter den billigsten Bedingungen nach Cadix an Bord.

Die Fahrt auf dem Meere war glücklich; nach we-

nigen Wochen hatten die beiden Reisenden das Ziel erreicht. Aber freilich, hier an diesem Ziele, in Cadix, hätten sie zu keiner unglücklicheren Zeit eintreffen können, als gerade damals. Es war im Jahr 1800, wo das gelbe Fieber mit einer pestartigen Gewalt in Andalusien sich ausgebreitet hatte. Gerade in den Tagen, in denen Heinrich Ehrmann, seinen Sohn an der Hand, in das gegen menschliche Waffen so wohl verwahrte Cadix einzog, waren die Verheerungen der Seuchen in der unglücklichen Stadt aufs Höchste gestiegen. Gegen 200 Todte wurden täglich zur Erde bestattet; viele blieben unbegraben in den ganz ausgestorbenen Häusern liegen. Wohin man auf den Straßen trat, da empfand man den furchtbaren Leichengeruch; die Häuser und Kaufmannsläden waren aus Furcht vor der Ansteckung verschlossen; es wagte sich fast Keiner an einen Ort zu gehen, wo er Andern, etwa schon Kranken begegnen könnte; die Kirchen, sowie alle Gebäude und Plätze der öffentlichen Versammlungen, standen leer; aller Verkehr war aufgelöst; man hörte fast keinen Laut als den der Todtenglocken und das Rasseln der Leichenwägen.

Ein tiefes Grauen durchdrang Ehrmann's Seele, als er durch die menschenleeren Gassen ging; der kleine Johannes bat weinend seinen Vater, doch wieder mit ihm umzukehren nach dem Schiffe. Aber wenn dieser auch gewollt hätte, wäre es doch schon zu spät gewesen. Das Schiff, das ihn in seinem Boote an die Küste setzte, hatte den günstigen Wind benutzt und sich eilig von der verpesteten Stadt entfernt, in welcher es sonst kein Geschäft hatte. Ueberdies sah es mit der Baarschaft, welche Ehrmann noch bei sich führte, gar traurig aus; er mußte durchaus darauf bedacht sein, einen Theil jener Einnahme

bald in seine Hände zu bekommen, auf welche er sich in Cadix Rechnung machte.

Gleich für den ersten Abend nach seiner Ankunft war es ein großes Glück für ihn und seinen Johannes, daß ein Zuckerbäcker, von Geburt ein Schweizer, sie aus Mitleid in sein Haus aufnahm und für ihre Verpflegung sorgte, denn sie würden schwerlich anderswo eine Herberge gefunden haben. Am andern Morgen machte sich Herr Ehrmann so bald als möglich auf, um sein Geschäft anzuknüpfen. Aber das Haus wie der Laden des Kaufmanns, mit welchem er zu thun hatte, waren verschlossen; Niemand that ihm auf sein Pochen auf; er fragte einen Mann, der sich, um Wasser zu holen, aus einem der benachbarten Häuser herausgewagt hatte auf die Straße, wer aber konnte damals alle die Opfer kennen, welche der Tod dahingerafft hatte; der Mann wußte nicht zu sagen, ob die Besitzer des Handelshauses noch lebten, oder ob man sie auch, unter den Tausenden der andern Leichname, zu Grabe getragen habe. Diesen und noch etliche Tage wendete unser bedauernswürdiger Landsmann dazu an, um wenigstens zu einem Anknüpfepunkt seines für ihn so dringenden Geschäftes zu gelangen; endlich hatte er doch Jemand aufgefunden, der zur Familie des Kaufmanns gehörte, den er aufsuchen wollte. Hier erfuhr er, daß der Herr des Hauses mit all den Seinigen schon vor mehreren Wochen, als die Seuche noch nicht so heftig war, sich nach Xeres geflüchtet habe; in der Stadt sei nur ein alter Handlungsdiener mit zwei Knechten zurückgeblieben; von ihnen habe man schon längst keinen mehr gesehen; ob sie noch lebten oder der Pest erlegen seien, wisse man nicht.

Ehrmann, dem jeder Augenblick des Verweilens an jenem „Orte der Thränen und der Trauer“ eine harte

Prüfung war, entschloß sich alsbald, mit dem einzigen Schatz, den er noch auf Erden besaß, mit seinem Johannes, Cadix zu verlassen und nach dem benachbarten Xeres auszuwandern, welches, wie man ihm versicherte, eine viel gesündere Lage hatte als Cadix, und von der Krankheit nur wenig und gelind heimgesucht war. Die Morgensonne leuchtete über das Meer her, als er mit seinem kleinen Sohne aus dem Thore der Stadt hinaustrat. Das Kind war so fröhlich, als es sich jenseits der Gartenmauern wieder im Freien sah; hier war die Luft nicht mehr vom Leichengeruch verpestet, sondern sie wehte frisch und rein; Weinreben, voll reifer, blauer Trauben, rankten sich an den schlanken Azedarachbäumen und dem Rüster hinan und bildeten Guirlanden von einem Baume zum andern. Ein Ziegenhirt, welcher auf dem grünen Rasen saß, theilte dem kleinen Johannes freigebig von den süßen Trauben und Pfirsichen mit, die neben ihm aufgehäuft lagen; der Knabe hüpfte vor Freude. Da bemerkte er, daß der Vater, der mühsam neben ihm herschlich, Thränen im Auge hatte. „Vater," so sprach er, „du bist so traurig, du siehst so bleich aus und weinst, und doch ist es hier außen so schön." — „Laß uns ein wenig sitzen, du gutes Kind," sagte der Vater, „ich fühle mich so matt und müde, daß ich nicht weiter kann; fast fürchte ich, mich hat auch das böse Fieber ergriffen, und wenn ich da stürbe, was sollte aus dir werden hier im fremden Lande, du armes, verlassenes Kind!"

Johannes ergriff die Hand seines Vaters und weinte bittere Thränen darauf; „du wirst mir ja nicht sterben wollen," sprach er, „mein lieber Vater!"

Der Vater schwieg mit ernster Mine; nach einer kurzen Ruhe erhob er sich wieder und ging langsam mit

seinem Kinde weiter. Man konnte Xeres, das Ziel der kleinen Tagereise, schon von ferne sehen, da begegneten den Beiden einige Leute. „Wo wollt ihr hin?“ fragte einer von diesen den Herrn Ehrmann zuerst auf Spanisch, und als er die Unkunde der Sprache an ihm bemerkte, auf Französisch. Nach Xeres, antwortete Jener. „Dann kehrt nur gleich mit uns um!“ sprach der Mann weiter, „denn die Bande der sonstigen Freundschaft und Bekanntschaft zwischen dem hart bedrängten Cadix und seiner Nachbargegend haben sich, bei gegenwärtiger Noth, ganz aufgelöst; man hat uns, wie wir so eben, um den Todesgefahren in unserer Stadt zu entfliehen, uns Xeres naheten, mit Steinwürfen zurückgescheucht, obgleich ich selber mehrere Verwandte in dem Orte habe und sonst öfters Wochen lang da verweilte.“

Die Leute gingen ihres Weges weiter; Ehrmann, vom Schrecken betäubt, stand unentschlossen stille. Wie man später aus dem Briefe erfuhr, den er am Morgen vor seinem Abgang aus Cadix, in Ahnung des nahen Todes, an seinen Schwager geschrieben hatte, führte er damals nur noch anderthalb spanische Thaler in seiner Tasche. Doch seine Armuth würde ihn nicht so sehr bekümmert haben, hätte er nicht mit jedem Augenblicke die Hitze des Fiebers und mit ihm zugleich die Entkräftung sich steigern gefühlt. Er hatte seine Schritte seitwärts von der Straße nach Cadix, gegen ein großes, auf einem Hügel gelegenes Gebäude gerichtet; es war ein Kloster. „Ich kann nicht weiter,“ sagte er nach einiger Zeit, er setzte sich unter einer schattigen Korkeiche, bei einer kleinen Kapelle nieder, und lehnte die glühende Stirn an das Gemäuer; sein Johannes, laut weinend, stand daneben und beobachtete, zitternd vor Angst, jede Miene, jede Bewegung des Vaters.

Dieser schien einige Zeit wie ohnmächtig, dann erwachte er wieder, sah seinen Sohn an und bat diesen: „gib mir zu trinken dort von dem Brunnen neben der Kapelle, du liebes Kind.“ Ein irdener Krug stand, nach dem freundlichen Gebrauche des Landes, bei dem Brunnen; der Kleine füllte ihn und brachte ihn dem Vater. Dieser erquickte sich und winkte dann seinem Johannes, sich bei ihm hinzuknieen. Der Knabe gehorchte, und der Vater sprach nun ein Gebet und Segnungen über den kleinen Erdenpilgrim aus, den er hier im Lande der Fremdlingschaft, so allein, so verwaist zurücklassen mußte. Der Worte jenes Gebetes konnte sich zwar Johannes später nicht mehr erinnern, wohl aber blieb ihm der Inhalt desselben für die ganze Zeit seines Lebens tief ins Herz gedrückt, und dieser Inhalt, zusammen mit jenem Brief, den Heinrich Ehrmann noch von Cadix aus an seinen Schwager, voll Reue über alle seine früheren Verirrungen, schrieb, konnte bezeugen, daß dieser einst verlorne Sohn den Vater wieder aufgesucht und ihn gefunden habe; er ist in freudigem Glauben an seinen Erlöser aus der Welt dahingeschieden und hat volle Gnade und ewigen Frieden erlangt.

Als der Vater sein Gebet und seine Segensworte geendet hatte, sprach er mit schwacher Stimme zu seinem Johannes: „jetzt gehe, mein Kind, dort hinan zu dem großen Hause, das auf dem Hügel liegt, und rufe Leute, die deinen kranken Vater hinauftragen können. Ich weiß, Gott wird mit dir sein und dich offene Thüren und mitleidige Herzen finden lassen; denn unsere Noth ist groß, darum wohl auch Gottes Rath und Hilfe nicht fern.“

Der Kleine machte sich sogleich auf den Weg zu dem Kloster; ein Mönch that ihm die Pforte auf. Aber der sterbende Vater hatte weniger an sich als an sein Kind

gedacht, als er dieses aus seinen nun bald erkaltenden Händen hinweg wieder zu Menschen sendete, denen er Mitleid gegen ein armes Waislein zutrauen durfte. Wie konnte der Kleine Hülfe für seinen Vater begehren, da im ganzen Kloster Niemand war, der seine Sprache verstand. Er erzählte auf Deutsch die Ursache seiner Thränen; die Mönche fragten ihn auf Spanisch; er verstand weder jene noch sie ihn. Dennoch redeten die Thränen und Mienen, so wie die hinab nach dem Thale deutenden Hände verständlicher als die Worte; einige der Mönche, zum Mitleiden bewegt, folgten dem weinenden Kinde, das sie hinführte zu der Stelle, wo der sterbende Vater lag. Dieser aber war jetzt kein Sterbender mehr, sondern ein bereits Gestorbener. Die Krankheit, deren Anfängen er wahrscheinlich schon seit mehreren Tagen Gewalt angethan, hatte nach der unverhältnißmäßigen Anstrengung in einem Schlagfluß=ähnlichen, tödtlichen Zufall geendigt.

Der Knabe, als er den Vater mit gebrochenen starrenden Augen, verbleicht und regungslos da liegen sah, stürzte sich weinend auf den kalten Leichnam; die Mönche hoben ihn mitleidig empor und trugen den Todten hinweg, während sie das Kind mit sich nach dem Kloster nahmen. Dieses verlangte ohne Aufhören nach seinem Vater, und einer der Klostergeistlichen, der bei seinem kindlichen Gemüthe selber ein ganz besonderer Freund der Kinder war, verstand das Verlangen des Knaben, welches sich durch vielfache Bewegungen verrieth, und brachte ihn in das Todtengewölbe, wohin man die Leiche, bis zu ihrer Bestattung, beigesetzt hatte. Er befahl dem Laienbruder, der das Geschäft des Todtengräbers verrichtete, in der Nähe der Thüre des Gewölbes zu harren, er selber aber entfernte sich und ließ das Kind in der Gruft allein. Seine

Erwartung hatte ihn nicht getäuscht; das natürliche Grauen, welches das Leben vor dem Tode hat, bemächtigte sich bald des armen, nun ganz verwaisten Johannes; er lief ängstlich hinaus an das Licht der Sonne und blieb jetzt gerne bei den lebenden Menschen, obgleich ihr Gesicht und ihre Sprache, so wie die Weise ihres Lebens, ihm durchaus fremd und unverständlich waren.

Tief und unvergeßlich war ihm auch der Eindruck geblieben, den er am andern Morgen empfing, als man die Leiche seines Vaters begrub. Gegen die natürliche Weise seines Alters hatte der Knabe eine fast ganz schlaflose Nacht zugebracht. Es war zum ersten Mal in seinem Leben, daß er allein in einem Zimmer schlief; denn bis gestern war sein Lager neben dem Lager, früher seiner Mutter und späterhin seines Vaters, gewesen. Und die leere Zelle, worin man ihm hier im Kloster sein Nachtlager angewiesen hatte, sah so dunkel aus mit ihren schwarzbraunen Bretterwänden; ein Todtenkopf lag unter dem Crucifix da, das Lämpchen, das daneben stand, brannte so düster, daß es gerade nur den gebleichten Schädel und einen Theil des Tisches recht deutlich ins Auge fassen ließ. Als man am Abend, nachdem er gegessen hatte, dem kleinen Johannes sein Lager anwies, da war er so schlaftrunken, daß er dem Mönche, der ihn bei der Hand führte, kaum folgen konnte; als jedoch sein Begleiter, nachdem er das Lämpchen angezündet hatte, sich entfernte, und die Thüre mit lautem Gerassel des Bundes Schlüssel, womit der Mönch sie geöffnet hatte, sich zuthat, da war es dem armen Knaben, als ob ein Gefäß mit eiskaltem Wasser ihm über Haupt und Rücken geschüttet würde. Wie ein Fieberfrost durchschauerte ihn die Furcht; das, was ihm heute begegnet: das Bild des sterbenden und dann zur Leiche erkalteten Vaters, das

Todtengewölbe, worin er diesen zuletzt gesehen hatte, mit den Todtenbahren und ihren schwarzen Tüchern, — alles dies trat so lebhaft vor seine Seele, daß er der Angst nicht mehr widerstehen konnte; er lief zur Thüre und wollte hinaus; er konnte das schwere Schloß nicht öffnen; er schrie laut um Hülfe; Niemand hörte seine schwache Stimme, da die Zelle, in dem jetzt leer stehenden Seitenflügel der Pilgerherbergen, fern von den Wohnzellen der Mönche lag. Endlich setzte er sich weinend und zitternd vor Angst auf die Thürschwelle, bis der Frost, der seine zarten Glieder durchdrang, ihn zur Bergungsstätte des Lagers trieb. Aber auch hier konnte das arme Kind in seiner thörichten und dennoch in solcher Lage verzeihlichen Furcht nicht eher einschlafen, bis fast gegen Morgen das Läuten der Glocken die Bewohner des Klosters zum Frühgottesdienst rief.

Als nach Sonnenaufgang der Mönch, der ihn gestern zur Lagerzelle geführt, hereintrat und eine Schaale voll warmer Milch nebst Weißbrod brachte, da schlief Johannes nach so großer Unruhe so fest, daß er den Kommenden nicht bemerkte; und wenn dieser gewußt hätte, wie spät der kleine Schläfer zu dieser Ruhe gelangt sei, er würde ihn nicht durch Schütteln bei seiner Hand aufgeweckt haben. Johannes, als er sich beim Erwachen noch immer in der dunkeln Zelle sah, welche ihm wie ein Gefängniß erschien, fuhr eilig auf und lief dem Mönche nach, der so eben zur Thüre hinaustreten wollte. Dieser verstand die ängstlichen Mienen und Bewegungen des Knaben und ließ die Thüre halb geöffnet, winkte aber zugleich dem Kleinen nach dem Tische hin, wo sein Frühstück stand. Johannes ließ sich nicht Zeit, dieses in Ruhe zu genießen, er zog seine Schuhe an, die er am gestrigen Abend, als er sich in sei-

ner ganzen übrigen Kleidung auf's Lager streckte, von sich gelegt hatte, trank dann einige Schlücke von der warmen Milch, steckte das Weißbrod zu sich und eilte hinaus aus dem Zimmer, das ihm so viel (freilich unnöthiges) nächtliches Grauen verursacht hatte.

Das Sehnen nach seinem lieben nun auf alle Erdenzeit von ihm geschiedenen Vater trieb ihn zu den Klostermauern hinaus nach dem Friedhof, in dessen Gewölbe man gestern den Leichnam verwahrt hatte. Er kam hier gerade in dem Augenblick an, als man seinen Vater begraben wollte. Die Leiche lag nach der Sitte des Landes ohne Sarg auf der Bahre; ein Mönch, welcher dem unbekannten Fremdling die Pflicht der christlichen Bestattung erwies, war der einzige Begleiter; die Träger legten den ganz entkleideten Leichnam auf Seile und ließen ihn hinabsinken auf die andern Körper der Todten, welche da unten moderten. Der arme Johannes weinte laut, er schaute der Leiche nach, bis der Todtengräber den schließenden Stein auf die Gruft legte; was dieser Mann und was der Mönch zu ihm sagten, das verstand er nicht; ihm kam das, was man seinem Vater gethan, in seiner Unwissenheit als eine Grausamkeit vor, welche sein kindisches Herz in Unmuth gegen die guten Männer erfüllte, die doch so eben eine ernste Pflicht des Menschen erfüllt hatten.

Er blieb in der Nähe der Gruft, außen im Vorplatz vor der Kirche sitzen. Ein hoher Palmbaum stand da; es war der erste, welchen Johannes in seinem Leben sah, doch kannte er den Baum und seine Blätter aus den biblischen Abbildungen, die seine selige Mutter ihm so oft gezeigt und erklärt hatte, und wußte, daß er ein Zeichen des Sieges und des himmlischen Friedens sei. Der Wind bewegte die Wipfel des Baumes, das Kind wurde sich seiner

eigenen Gedanken nicht klar bewußt, doch eine Ahnung ergriff sein junges Herz von einem Frieden, von einer Seligkeit, welche über den Gräbern Derer ist, die Gott lieben. Er wurde ruhig, und sah jetzt um sich her. Der Hügel, auf dem das Kloster liegt, gewährt eine weite Aussicht über die ganze Landschaft. Hier neben ihm stand das Kloster, in welchem Niemand ihn verstand und Keiner, ihm verständlich, mit ihm sprach; ihm graute vor dem Gedanken, noch einmal in die dunkle Zelle bei dem Todtenschädel eingesperrt zu werden. Dort unten zeigte sich aber das Meer und im Hafen der Stadt mehrere Schiffe. Auf einem solchen Schiffe aus Bremen, auf welchem die ganze Mannschaft aus Deutschen bestand, war er mit seinem seligen Vater hieher gekommen in das fremde Land; der unerfahrene Knabe stand in dem Wahne, daß da unten bei den Schiffen Jeder ihn verstehen und Jeder in verständlicher Art mit ihm reden könne. Das Gefühl der Einsamkeit, der Verlassenheit, das ihn auf so peinliche Weise drückte, verwandelte ihm seine ganze jetzige Umgebung in einen Käfig; die Thüre des Käfigs war geöffnet, und der kleine Vogel entflog; der Knabe, in dem unbegründeten Wahne, als ob Jemand aus dem Kloster ihn verfolgen werde, lief schnell am Abhang des Hügels hinunter. Er kam zu dem Brunnen, aus welchem er gestern seinen sterbenden Vater getränkt hatte; so sehr ihn dürstete, mochte er dennoch hier nicht trinken; die Lust am Leben war in voller Kraft in ihm erwacht; sie führte ihn, wie im scheuen Fluge, an allen Gedanken des Todes vorüber. Erst bei jenen Gärten, bei denen gestern der Ziegenhirt ihn mit Früchten labte, hielt er den eiligen Lauf ein; er setzte sich unter ein Gebüsch von Granaten, an dem die rothen Früchte hingen, und ruhte aus. Jetzt regten sich heftig in

ihm der Durst und der Hunger; sein Weißbrödchen war bald verzehrt, er stand auf und schaute in die offene Thür eines Gartens hinein, ob da nicht, wie daheim in seiner seligen Eltern vormaligem Garten, ein Springbrunnen sei? Eine vornehm gekleidete Frau erblickte ihn, sie winkte ihm zu sich hin, fragte ihn Vieles auf Spanisch, er aber redete in seiner Sprache mit ihr, was sie nicht verstand. Seine nach der Gegend des Hafens hinabdeutende Hand ließ sie vermuthen, daß er das Kind eines fremden Schiffers sei, sie beschenkte ihn mit Orangen, Feigen und Gebackenem, so viel er dessen nur zu tragen vermochte, und entließ ihn freundlich. Johannes konnte sich nicht erinnern, daß ihm jemals in seinem Leben ein Mahl so wohl geschmeckt, ihn so erquickt habe, als dieses Gericht der süßen Früchte und des Gebackenen, das er in einiger Entfernung vom Garten seiner Wohlthäterin, im Schatten eines Felsens verzehrte.

Nach der so willkommenen Sättigung hatte der Schlaf, der in der vergangenen Nacht versäumt war, sich gemeldet; mit einem Stück des Gebackenen noch in der Hand war der ermüdete Knabe in Schlummer versunken. Was sollte nun jetzt weiter aus dem armen Waisen, hier in der weiten Ferne vom Vaterland und von allen Bekannten, werden? Wenn er sich auch glücklich durch die Festungswerke, welche die Stadt umgaben, hinabfand zum Hafen, was konnte sein Schicksal sein unter den rohen spanischen Schiffern und Fischern, davon Keiner ihn ein Wort verstand? Was war dort wahrscheinlicher, als daß einer dieser Leute des verlassenen Knaben, wie eines Handelsartikels, sich bemächtigte und ihn an die Muhamedaner der nahe gegenüber gelegenen afrikanischen Küste als Sklaven verkaufte?

Ein solches, oder selbst noch schlimmeres Schicksal

hätte freilich unten im Hafen dem armen Johannes zustoßen können; aber ihm widerfuhr Nichts dergleichen. Man sagt mit Recht, daß über kleine hilflose Kinder gute Engel schützend wachen. Dieses galt auch besonders dem kleinen Johannes, denn wer konnte eines schützenden Engels bedürftiger sein als er? Im Schlafe, wo er auch die nahende Todesgefahr nicht gesehen, wo er keiner der giftigen Schlangen hätte ausweichen können, deren es dort am gebüschreichen Felsen manche geben mochte, kam ihm auf eine kaum zu erwartende Weise die Hilfe. Ein Stoß an seine Hand hatte ihn aufgeweckt; erschrocken blickte er um sich und sah einen Hund, der ihm das Stück Gebackenes, das bei seiner Hand lag, hinweggerissen hatte und dieses so eben verzehrte. Es war keiner jener halbverwilderten Hunde, deren man in und bei den Städten des südlichen Spaniens so viele herumlaufen sieht; seine Gestalt wie sein zierliches Halsband bezeugten, daß er einem Herrn angehöre, der einen gewissen Werth in das Thier setze. Dieser Herr kam auch jetzt um die Ecke des Felsens herum und bemerkte noch so eben, wie sein Hund die letzten Bissen seiner gestohlenen Beute verzehrte, und der Knabe, ganz erschrocken, dabei stand. Der Mann redete den Kleinen an; dieser erzählte auf Deutsch, was der Hund ihm gethan, und verwundert fragte jetzt der Andere: wie? du bist ein deutsches Kind? und wie kommst du hieher? wo ist dein Vater?

Dem kleinen Waisen ging sein Herz auf, als er in verständlicher Sprache mit sich reden hörte, er faßte ein kindliches Zutrauen zu dem fremden Manne; so gut er's vermochte, erzählte er ihm Alles, was ihm in der letzten Zeit begegnet war. Der Fremde war zum Mitleid bewegt. „Ich merke", so sagte er, „daß du hier in Cadix eben so

fremd bist als ich und keinen Menschen da hast, der sich deiner annähme. So komm' denn mit mir, zu Hause wollen wir sehen, was sich weiter mit dir anfangen läßt."

Der Mann, mit welchem der kleine Johannes auf so sonderbare Weise bekannt geworden, war ein Schiffscapitän aus Triest. Er hatte portugiesische und spanische Produkte, vor Allem Weine, geladen und zuletzt auch noch an der nordafrikanischen Küste Datteln mitgenommen. Als er schon auf der Heimfahrt begriffen war, hatten ihn widrige Winde und zuletzt ein Seesturm bis in die Nähe der Säulen des Herkules getrieben und im Hafen von Cadix zum Einlaufen genöthigt. Der Mann, sein Name war Gottfried, hatte auf seinen vielen Reisen die Welt und die Menschen kennen gelernt und war deshalb nicht ohne Bildung; in seinem äußern Benehmen erschien er öfters rauh und hart, wie das ungestüme Element, mit welchem er seit so vielen Jahren seines Lebens in beständigem Kampfe war; sein Herz aber, wie dies auch schon sein Benehmen gegen das arme, verlassene Kind bezeugte, war voll Wohlwollen und Milde. Sein Schiff mußte unten im Hafen auf günstigen Wind warten und lag in dieser Erwartung schon seit mehreren Tagen still. Er selber, der witterungskundige Seemann, war auf den Berg hinaufgestiegen, um da den Sonnenuntergang zu beobachten, und aus dem Anschein von diesem, so wie aus der Stärke des Windes, der sich am Abend vom Gebirge her aufmachen würde, ein Anzeichen zu erhalten für den herrschenden Wind des morgenden Tages.

Der Kleine folgte dem Kapitän auf jedem seiner Schritte, stieg mit ihm zur freien Höhe im Norden der Stadt und dann wieder herabwärts auf den beschwerlichen Felsensteig, welchen der Triestiner nicht ohne Begünstigung

des an den äußern Festungswerken Wache haltenden Militärs gegangen war, weil er den freilich bequemeren Weg durch die verpestete Stadt aus Scheu vor der Ansteckung vermieden hatte. Ohne fast nur ein Wort mit dem Knaben zu sprechen, hatte der nicht sonderlich redeselige Seemann seine Beobachtung vollendet, und war hinab in den Hafen gekommen, wo ein Boot seiner wartete, das ihn mit dem kleinen Johannes hinbrachte an das naheliegende Schiff. Der Knabe war schon bei seiner Herreise an das Leben auf dem Schiff gewöhnt worden; ihm war es hier alsbald unter dem meist deutsch redenden Schiffsvolk ungleich heimathlicher zu Muthe, als unter den Spaniern; nur fehlte ihm überall sein guter Vater. Der Capitän nahm ihn mit sich in die Kajüte, ließ ihm etwas zu essen geben, und wies ihm dann eine der Bänke zwischen seiner und des Steuermanns Lagerstätte zur Nachtruhe an. Wie ganz anders und ruhig schlief es sich da auf der Seegrasmatratze, unter der leichten Decke, als in der vorhergehenden Nacht im Anblick des Todtenschädels in der dumpfigen Zelle. Das laute Sprechen des Steuermanns und das Getöse, das die Matrosen bei ihrem Geschäft machten, konnten den Schlaf des müden Knaben nicht stören; er bemerkte nichts davon, daß sein heutiger Ruhestörer, der Hund, dessen bisheriges Nachtlager er einnahm, zu ihm hinaufsprang und sich traulich neben ihn hinschmiegte. Erst spät am andern Morgen erwachte er.

So wenig auch der Capitän, außer den Commandoworten, die er seinem Schiffsvolk zurief, und außer seinen kurzen Bemerkungen über Wind und Wetter, zu sprechen pflegte, so war er dennoch — und zwar dieses um so mehr — ein Mann, der sich auf's Thun und Handeln verstand, und Beides gern zum Nutz und Dienst des Nächsten

übte. Er hatte sich nun einmal des verlassenen Kindes angenommen und wollte dieses nicht halb thun. Aus dem Kleinen, das bemerkte er wohl, war nichts zu erfragen; das noch nicht fünfjährige Kind hatte ihm zwar seine Vaterstadt genannt, dabei aber nicht einmal den Namen seines Vaters, noch weniger dessen Stand auf eine dem Capitän zuverlässig scheinende Weise angeben können. Daß aber sein Vater dort oben auf dem Hügel, bei dem aus weiter Ferne erkennbaren Klostergebäude, begraben sei, das hatte er mehrmalen auf eine Weise versichert, daß man seiner Aussage Glauben schenken mußte. Da nun ohnehin der widrige Wind das Schiff noch mehrere Tage im Hafen zurückhielt, benutzte der Capitän diesen Aufschub treulich, um dort im Kloster nähere Nachricht über den Vater des Knaben einzuziehen. Er sendete einige seiner Leute, in Gesellschaft eines Mäklers aus Cadix, welcher für das Schiff allerlei Einkäufe besorgt hatte, hinauf zu den Mönchen. Diese guten Leute aber wußten von dem Fremdling, dessen Leichnam sie mit solcher Freundlichkeit die letzte Pflicht erwiesen hatten, eben so wenig als der Capitän, denn sie trafen ihn nicht mehr am Leben, als sie, dem Kinde folgend, ihm zu Hülfe kommen wollten. In den Taschen des Verstorbenen hatten sie eine Brieftasche mit vielerlei Schreibereien gefunden, welche sie weder lesen noch verstehen konnten, weil dieselben mit Schriftzügen und in einer Sprache geschrieben waren, die Keiner von ihnen kannte. Jene Schreibereien mit dem ganzen übrigen Nachlaß des Todten, bestehend in Kleidern, die er getragen, und in dem wenigen Gelde, das man darin gefunden, übergaben die redlichen Ordensgeistlichen den Leuten des Capitäns. Dieser, als er den Inhalt der Brieftasche untersuchte, lernte jetzt freilich die Herkunft seines Pfleglings

besser kennen als aus den kindischen Berichten desselben. Er erfuhr daraus, daß der Vater des Kindes jener nämliche Heinrich Ehrmann sei, mit welchem er früher selber zuweilen in Geschäftsverkehr gestanden war. Daß der Kleine wirklich, so wie seine Aussage lautete, der Sohn jenes Kaufmanns sei, das ging sowohl aus dem Reisepaß, als aus einem noch unvollendeten Briefe des Verstorbenen an einen Freund in Bremen hervor. Dieser Brief voll Hindeutung auf manche der früheren Verirrungen, ließ auch den Capitän einen kleinen Blick in die äußeren Verhältnisse thun, in welche der vormals so reich und groß erscheinende Heinrich Ehrmann zuletzt gerathen war. Auch die Ansprüche auf ein Handelshaus in Cadix wurden durch mehrere der Papiere bestätigt; der Mäkler, den man über jenes Haus und seine Verhältnisse befragte, gab zur Befriedigung jener Ansprüche für die Zukunft nur wenig, für den gegenwärtigen Augenblick der Hemmung alles Verkehrs gar keine Hoffnung.

Der edelmüthige Capitän hatte nun für den armen Waisen, der ihm so unvermuthet und ungesucht zugelaufen war, Alles gethan, was für jetzt geschehen konnte. Der Gedanke, den Johannes Ehrmann späterhin öfters äußerte, wenn er die Züge aus der Geschichte seiner Kindheit erzählte, — der Gedanke, daß vielleicht der Edelmuth jenes wackeren Seemanns eine Veranlassung könne gegeben haben zu dem Unfall, der ihn kurz hernach traf, hat allerdings etwas Betrübendes. Man möchte nur zu gern aus jeder edlen Handlung eines guten Menschen Folgen hervorgehen sehen, welche jener Handlung entsprächen; möchte den Lohn für jede gute That recht handgreiflich noch auf Erden kommen sehen. Und wenn nun vollends gar eine solche gute That Folgen nach sich zieht, die uns nicht als

Glück, sondern als ein Unglück erscheinen, da wird man leicht irre und vergißt, daß Gottes beste und höchste Wohlthaten mehr auf das künftige ewige Heil, als auf das äußere vergängliche Wohlbefinden eines Menschen gerichtet sind, und daß seine Liebe zu diesen gar oft dann am höchsten sich kund gibt, wenn sie Trübsale sendet.

Mag es nun wirklich gegründet gewesen sein, daß, wie man später in Triest sagte, die Schiffsleute, welche die Kleider und die übrige kleine Nachlassenschaft des verstorbenen Heinrich Ehrmann brachten, zugleich hiermit einen Ansteckungsstoff zur bösartigen Krankheit mit sich in's Schiff trugen, oder war die Ansteckung durch andere, unabwehrbare Unvorsichtigkeiten der Seeleute, von denen mehrere ohne Wissen des Capitäns die Stadt besucht hatten, eingeschleppt worden, — so viel ist gewiß, daß wenige Tage nach der Abfahrt des Schiffes unter der Mannschaft desselben ein Fieber ausbrach, welches ganz den schlimmen Charakter jener Seuche trug, durch die Cadix verheert wurde, und die zu jener Zeit, wenn auch in etwas verschiedener Form, in mehreren Küstenstädten des südlichen Europas, namentlich in Genua, herrschte. Bedenklich war es immer, daß gerade einer von jenen Männern, welche der Capitän hinauf zum Kloster gesendet hatte, zuerst von der Krankheit befallen wurde, und noch ehe man Majorka, auf welches der Capitän zusteuerte, erreichen konnte, an derselben starb. Auf eine minder heftige Weise erkrankten bald nachher noch mehrere Andere. Der Schiffsarzt selber, der in seiner Kunst nicht unerfahren war, widerrieth es dem Capitän, nach Marseille zu segeln, weil in dem dortigen Pestspital, in welchem man würde auf längere Zeit eingesperrt worden sein, ein ähnliches bösartiges Fieber herrschte, wie das, welches auf dem Schiff

ausgebrochen war. Die schnelle Veränderung der Luft, bei einer günstigen Seefahrt, schien einen heilsameren Erfolg zu versprechen, als der, wenn auch mit manchen Bequemlichkeiten versehene, strenge Gewahrsam in einem Quarantänehaus.

Der Capitän war gern mit dem Vorschlag des Arztes zufrieden, die Reise fortzusetzen, um so mehr, da ein Nachlaß der Krankheit auf seinem Schiffe einzutreten schien. Als jedoch jenseits Malta, im Jonischen Meere, eine langwierige Windstille kam und den bisher so schnellen Fortgang der Fahrt hemmte, da regte sich mit diesem Ungemach zugleich auch die Krankheit wieder heftig; der Steuermann ward von ihr ergriffen und lag lebensgefährlich an ihr darnieder, einer der Matrosen starb daran. Auch bei der Wiederkehr eines günstigeren Windes ließ das Uebel nicht nach; jenseits der Nähe von Ancona erkrankte selbst der wackere Capitän, vielleicht zum Theil in Folge der großen Anstrengungen, welche auf ihn gefallen waren, seitdem er die Hülfe des Steuermanns und mehrerer seiner besten Seeleute entbehren mußte. Endlich landete das Schiff in Triest; seine Mannschaft mußte sich einer strengen Quarantäne unterwerfen; während der Dauer derselben starb der edle Capitän, der Steuermann aber kam von seinem langen Krankenlager wieder auf.

Der arme kleine Johannes verstand noch kaum, daß ihm jetzt abermals ein väterlicher Versorger und Freund gestorben sei. Der Capitän hatte sich in der letzten Zeit der Drangsale nur wenig mit dem Kinde beschäftigen können, das bei günstigem Wetter den ganzen Tag auf dem Verdeck sich unterhielt und nach Kräften dem Küchenjungen bei seinen Arbeiten behülflich war oder den Matrosen bei den ihrigen zusah. Dennoch hatte jener gute

Mann selbst noch auf seinem Krankenlager Sorge dafür getragen, daß dem Knaben nichts abgehe. Jetzt aber nach dem Tode seines Versorgers war Johannes wieder ganz, wie die jungen Raben, welche schreiend nach Futter fliegen, der Vorsorge des himmlischen Vaters überlassen, welcher ja der Trost und Pfleger aller Wittwen und Waisen ist. Und dieser ließ es ihm freilich auch an nichts fehlen, sondern führte ihn mit wunderbarer Hand auf den Weg des zeitlichen wie des ewigen Glückes und Heiles.

So lange die Zeit der Quarantäne währte, ließen die Matrosen, welche bei all' ihrer äußeren Rohheit das wohlgezogene sanfte, dabei äußerlich wohlgebildete Knäblein gerne hatten, es an ihren Mahlzeiten Theil nehmen. Als aber jetzt die ärztliche Haft vorüber war, da zerstreuten sich die noch mit dem Leben und leidlicher Gesundheit entronnenen Seeleute, der eine hierhin, der andere dorthin, ohne sich um Johannes zu bekümmern. Der Capitän war seit mehreren Jahren Wittwer und hatte keine Kinder, überhaupt keine sehr nahen Verwandten hinterlassen, weshalb man glauben möchte, daß er gesonnen gewesen sei, den Waisenknaben, dessen er sich so freundlich angenommen hatte, in ein näheres Verhältniß mit sich zu setzen. Auch würde er gewiß noch vor seinem Tode für des Johannes Zukunft einige Sorge getragen haben, wenn er überhaupt sein Ende für nahe gehalten, und wenn ihn nicht in seinen letzten Tagen die heftige Phantasie des Fiebers zu allen solchen Gedanken unfähig gemacht hätte. Die Erben nun, welche auf die gesammte Verlassenschaft Anspruch machten, waren diesem edlen Mann am wenigsten in Rücksicht auf Gesinnung und Handlungsweise verwandt. Zwar hatte der Steuermann ihnen erzählt, daß der Verstorbene in Cadix ein armes Waisenkind zu sich genommen und während

der Reise für dasselbe gesorgt habe; jene Leute aber ließen es sich nicht in den Sinn kommen, solche Wohlthätigkeit nachzuahmen oder fortzusetzen. Als sie am Tage des Ausgangs der Quarantäne die Koffer und Kisten des Verstorbenen in Empfang nahmen, thaten sie nicht, als bemerkten sie das Kind, und dieses, dem die Verhältnisse der menschlichen Gesellschaft noch so unbekannt waren, achtete auch seinerseits nicht auf die ihm fremden Leute, sondern, da es jetzt alle seine bisherigen Reisegefährten fortgehen sah, lief es auch hinaus in die so lange entbehrte Freiheit.

Johannes erinnerte sich später, daß er habe dem Küchenjungen nachlaufen wollen; wie er aber diesen aus den Augen verloren habe und auf einmal in das Gedränge der Straßen hineingerathen sei, das wisse er nicht mehr. Wenn auch alle bisherigen Gefährten ihn verlassen hatten, so war doch einer treulich bei ihm geblieben und mit ihm gelaufen; dies war der Hund des Capitäns, jenes treue Thier, dem Johannes die erste Bekanntschaft mit seinem verstorbenen Wohlthäter verdankte. Sonderbarer Weise mußte dieser Hund bald nachher der Führer zu einer neuen, für den Knaben ebenso wichtigen und noch folgenreicheren Bekanntschaft werden. In diesem Augenblick schon gewährte der zuthätige, thierische Begleiter dem verlassenen Kleinen einen Trost und eine Beruhigung, wie etwa dem Erwachsenen ein treuer, zuverlässiger Freund, wenn er einen grauenvollen, beschwerlichen Weg gehen muß. Denn diese Leute da, welche durch die belebten Straßen der ansehnlichen Handelsstadt hin und her zogen, sprachen zwar meistens deutsch, sie Alle aber waren dem kleinen Johannes neu und fremd; Keiner achtete auf ihn, Keiner sprach mit ihm. Und doch hätte er es so gern gesehen, wenn eine

der Frauen, welche an den Straßenecken Obst verkauften, oder einer der Bäcker ihn gefragt hätte, ob er hungrig sei und etwas essen wolle: denn er hatte den ganzen Tag noch nichts gegessen, und jetzt, beim Anblick der vielen Eßwaaren, fühlte er einen gar heftigen Hunger. Bisher hatte der arme Knabe fast noch niemals Speise von Jemand begehrt; so lange seine Eltern lebten, gaben ihm diese ungefordert, was er bedurfte; auf dem Schiffe warf ihm der Capitän, so lange dieser gesund war, gar oft, wenn er auf dem Verdeck an ihm vorbeiging, eine Hand voll Datteln in sein Hütlein oder in seinen Schooß und nahm ihn jedesmal mit sich zur Mahlzeit; auch später war ihm immer, ohne daß er darum ansprach, das geworden, was er bedurfte. Er stellte sich deshalb auch jetzt schweigend zu der Bude einer Obsthändlerin hin, welche die meisten und besten Früchte zu verkaufen hatte und harrte immer darauf, daß diese ihm wie den andern Leuten, welche bei ihr kauften, etwas darbieten werde. Eine Frau, welche bei der Oebstlerin Einiges gekauft hatte, mochte die bittende, verlangende Miene des Kindes verstehen, vielleicht weil sie selber Mutter von Kindern war: sie reichte dem Kleinen aus ihrem Körbchen einige Birnen; er nahm sie freudig dankend und aß sie.

Johannes hatte kein Ziel, nach welchem er hinging und keinen Plan; denn wie konnte das unwissende Kind, das jetzt wie die Vögel unter dem Himmel bewußtlos von Gottes Erbarmung geführt ward, einen Plan haben? Er ging deshalb überall hin, wohin sein Hund ging, welchen eben so wie seinen kleinen Herrn der Hunger peinigte, den ihm die Stücklein der Birnen, welche der gutmüthige Knabe ihm darbot, nicht stillen konnten. Nachdem die Beiden noch einige Zeit auf den Gassen der Stadt hin

und hergelaufen waren, hatte der Hund auf einmal gefunden, was er suchte. Die Thüre zu einem Salon, von welchem man eine freie Aussicht nach dem Meere hatte, war von einem eben herausgehenden Gaste nur angelehnt worden; der kluge Hund that sie durch Kopf und Pfote auf und rannte hinein; ihm folgte der kleine Johannes. Der Salon war das Nebengebäude von einem der größern Gasthäuser, die an der Nordostseite des Hafens stehen; obgleich schon im Dezember, war es heute in dem freilich mildergelegenen Triest ein so warmer, sonniger Tag, daß sich viele der Gäste, Einheimische wie Fremde, herausgesetzt hatten in den Gartensaal. Der Hund war gegen einen kleinen Tisch hingelaufen, an welchem zwei fremde Herren so eben zu Mittag speisten. Das arme Thier stand wedelnd bei ihnen, und neben den treuen Hund stellte sich auch der kleine Johannes hin, welcher schweigend bald das Brod auf dem Tische, bald die beiden Herren anblickte. Der hungernde Hund brach das Schweigen zuerst; mit einigen winselnden Klagetönen gab er sein Verlangen nach Speise zu erkennen. Der eine von den beiden Fremden, der ein gar gutes, freundliches Gesicht hatte, reichte dem Thier einige Bissen, und bemerkte bei dieser Gelegenheit auch den kleinen Knaben, der seitwärts von seinem Stuhle stand. „Gehört der Hund dir?" fragte er, und der Kleine, der die Frage nicht nach dem Sinne des Rechts verstand, nickte bejahend. Hast du auch Hunger?" fragte der freundliche Mann weiter; und als der Knabe auch dies bejahete, reichte er ihm reichlich Fleisch und Brod, welches jedoch der Kleine brüderlich mit seinem Hunde theilte. Die beiden Herren setzten indeß ihr Gespräch, das sie vor und nach Tische beschäftigt hatte, eifrig fort; es war ein Gespräch von ernstem Inhalt. Der Marqueur trat jetzt mit dem

Nachtisch herbei; er warf gar scheele Blicke auf den Kleinen und seinen Hund, und man konnte deutlich merken, daß ihn nur die Rücksicht gegen den vornehmen Herrn, der die Beiden mit Speise versehen hatte, davon abhielt, sie mit „Marsch, fort!“ hinauszujagen. Der Herr bemerkte dies, und fragte den Marqueur: „wem gehört der kleine, hübsche Knabe?“ — „Ich weiß das nicht“ sagte der unfreundliche Mensch, „er wird wohl aus der Vorstadt sein, wo so viel solches Volk beisammen wohnt.“ — „Der Knabe ist nicht aus der Vorstadt,“ rief eine starke Baßstimme, von einem der ferner stehenden Tische; „er ist weiter her als wir Alle; sein Vater war ein vormals reicher Kaufmann in Norddeutschland, liegt aber jetzt bei Cadix begraben.“ Sobald der Mann mit der Baßstimme zu sprechen anfing, wendete sich Johannes mit fröhlichem Gesicht nach ihm hin; es war der Steuermann des Triestiner Schiffes, der so eben in den Salon gekommen war, um da eine Tasse Kaffee zu trinken und Taback zu rauchen. Ein Mauthbeamter aus der Stadt, welcher nicht weit von dem kleinen Tische saß, an dem die beiden Herren speisten, und welcher den Steuermann zu kennen schien, fragte: „ist das nicht der Kleine, den der Capitän Gottfried, der vor 14 Tagen in der Quarantäne gestorben ist, mit aus Spanien gebracht hat? Ei sagt mir doch, wie ist denn der Capitän zu dem fremden Kinde gekommen?“ Der Steuermann bejahte die Frage und erzählte Alles von der Geschichte des kleinen Johannes, was er von dem Capitän gehört hatte, nannte dabei auch den Namen und gewesenen Wohnort des verstorbenen Heinrich Ehrmann. Als der fremde Herr diesen Namen hörte, stand er auf, trat näher hin zu dem Steuermann und erkundigte sich mit der gespanntesten Theilnahme um Alles genauer. „Ich kann es Ihnen noch

gewisser machen," sagte der Steuermann, „ich darf mir nur die Papiere, die man bei dem verstorbenen Ehrmann gefunden hat, von den Erben meines Capitäns geben lassen. Die Leute wohnen nicht weit von da, in Zeit von einer Viertelstunde bin ich wieder hier." Der wackere Mann stand auf und ging hinaus; der Hund und sein kleiner Begleiter liefen mit ihrem alten Bekannten. „Ihr bringt mir doch den Kleinen wieder?" rief der Fremde ihm nach. „Versteht sich," sagte der Steuermann, „den machen uns die jetzigen Erben des Capitäns nicht abspenstig."

Der Fremde trat jetzt wieder zu dem Freunde hin, mit welchem er gespeist hatte, und setzte sich bei ihm nieder. „Ich sprach vorhin" so redete er den Freund an, „von einer Vorsehung, die sich mit erbarmender Liebe jedes Einzelnen, auch des Kleinsten und Geringsten, annimmt. Sehen Sie abermals in der Geschichte des armen Knäbleins, dem ich so eben einige Bissen zu seiner Sättigung reichte, ein recht lebendiges Beispiel von jener großen Wahrheit. Hören Sie meine und des Kindes Geschichte mit wenig Worten. Gerade in diesem Monat sind es vierzig Jahre, da kam ich mit einigen elenden Landstreichern in das Haus des Großvaters jenes kleinen Waisen, eines gottesfürchtigen mildthätigen Kaufmanns. Die Landstreicher hatten mich meinen Eltern, die an der böhmischen Grenze wohnten und Bergleute waren, geraubt, damit das Weib, welches bei ihnen war, auf mich hin das fremde Mitleid lenken und einträglicher betteln könnte. Der alte Christoph Ehrmann rettete mich aus jenen bösen Händen, pflegte, versorgte und erzog mich zu einem brauchbaren Bürger und, was mehr ist, zu einem durch That und Wahrheit gläubigen Christen. Erst nach vielen Jahren,

durch eine Führung Gottes, deren Erzählung mich zu weit führen würde, fand ich meine lieben Eltern, denen ich nun auch noch vor ihrem Tode durch die guten Früchte Freude machen konnte, welche ich im Zeitlichen wie im Ewigen meinem theuern alten Pflegevater verdankte. Den Vater des kleinen Knaben, den Heinrich Ehrmann, habe ich auch persönlich gekannt, und später noch Manches von seinen Schicksalen gehört; doch vor Allem ist es der alte Groß-vater, dem ich in seinem Enkel noch dankbare Liebe er-weisen möchte. Durch eben jene göttliche Erbarmung, welche des Verlassenen gedenkt, wird mir dieser kleine Enkel meines Christoph Ehrmann in einem Augenblicke zugeführt, da meine Hülfe ihm am nöthigsten war; und nur um eine Stunde später, dann wäre ich abgereist gewesen; ohne das Hereinkommen des Steuermanns und ohne die Auf-schlüsse, welche er über das Kind gab, hätte ich dieses von mir hinweggelassen — vielleicht mit einem Almosen — sonst aber so hülflos, wie es war."

Während dieses Gesprächs war der Steuermann wie-der hereingetreten und in seiner Begleitung der kleine Johannes mit dem Hunde, so wie einer der Erben des Capitäns. „Der Mensch da," sprach der Steuermann, „wollte den Hund, weil er dem Capitän gehört habe, be-halten, der Kleine aber will nicht ohne das Thier fort, darum habe ich sie alle drei mitgebracht." Der fremde Herr fand sich alsbald mit dem eigennützigen Erben wegen des Hundes ab. Er streichelte den kleinen Johannes, nahm ihn auf seinen Schooß und sagte: „du und dein Hund, ihr dürft beide mit mir in der Kutsche fahren."

Auf die hinterlassenen Papiere des Heinrich Ehrmann warf der Fremde nur einen flüchtigen Blick, und steckte sie, als Eigenthum des Kindes, zu sich. Der ehrliche Steuer-

mann war sehr erfreut, daß nun für den kleinen Waisen so gut gesorgt sei, und nahm, als der Fremde abfuhr, mit Thränen von Johannes Abschied. Diesem aber war es sogleich bei dem fremden Manne recht heimathlich und wohl zu Muthe. Und warum hätte es ihm nicht so sein sollen! Herr Mühlmann, ein angesehener, trefflicher Architekt, der erst vor wenig Jahren in hohem Alter gestorben ist, hatte ein Herz, das ganz in der Liebe zu Gott und den Brüdern lebte; man darf von ihm im ächten Sinn des Worts sagen: er war so gut als ein Kind, darum schloß sich auch jedes gute Kind so leicht und gern an ihn an. Er kehrte jetzt von einer Reise nach Italien, die er im Auftrag seines Fürsten gemacht hatte, nach seinem Wohnort im südlichen Deutschland zurück. Gott hatte ihm in seiner übrigens glücklichen Ehe keine Kinder geschenkt. Mit desto innigerer Elternliebe nahmen dann er und seine gleichgesinnte Hausfrau sich der Erziehung des kleinen Johannes an. Und Gott ließ diese gelingen, der Knabe gedieh an Geist und Leib, zur Freude aller Guten. In ihm lebte ganz das Ebenbild des alten Großvaters, des Christoph Ehrmann, auf, an ungeheuchelter Gottesfurcht, Einfalt und Reinheit der Sitten. Es war, als hätte der gute Pflegevater jenes Erbtheil mit aus dem großväterlichen Hause genommen und für den Enkel aufbewahrt, dem er es in seiner christlichen Erziehung mittheilte.

Johannes Ehrmann hat sich dem Gelehrtenstand gewidmet und ist durch sein wohlangewendetes Talent eine Zierde seines Standes geworden. Er lebt in derselben Stadt, in welcher sein Großvater, der alte, fromme Christoph, gewohnt hat, und in der die Schwestern seines Vaters mit ihren Männern ansässig waren, welche an diesem Neffen gar viele Freude und Ehre erlebt haben. Er hat

später gar oft die Schicksale seiner Kindheit mit großrr Rührung und inniger Dankbarkeit gegen Gott erzählt. „Sehet,“ so pflegte er seine Erzählung zu schließen, „wie wunderbar die Mittel und Wege sind, die Gott zur Rettung seiner Menschen wählt. Mir hat er zwar nicht durch die Raben Speise bringen, sondern vielmehr durch einen Hund das Brod aus der Hand nehmen lassen; aber dieser Hund ist mir der treue Führer zu meinem väterlichen Freund und Erzieher, und durch diesen zu Christo dem Herrn, meinem Heil, meinem Trost im Leben wie im Sterben, gewesen.“

---

12. Ein Abendlied von aufweckender Kraft.

Vor nicht langer Zeit, so erzählt man, machte ein vornehmer Officier, ein Deutscher von Geburt, der im Dienste einer nordischen Macht steht, eine Reise von Tebris nach den südlichen Gegenden von Persien. Er hatte mehrere seiner Standesgenossen als Begleiter bei sich, der eigenen Dienerschaft waren noch mehrere Eingeborene aus Tebris beigesellt, welche, des Weges über die Gebirge kundig, als Führer dienen sollten. Es war in den ersten Tagen des März; in der tieferen Ebene grünte und blühte schon der Frühling; auf den Bergeshöhen aber hauste noch der Winter.

Man hatte noch etwa eine starke Tagereise nach Karmanschah, da zog sich der Weg zu der Nähe einer jener winterlichen Höhen hinan, von denen in dieser Jahreszeit die Wolkendecke mit ihren Stürmen nur selten sich ganz hinwegzieht. Der Himmel war getrübt, die Aussicht durch das dichte Schneegestöber gehemmt, selbst der Weg war durch die Windwehen auf lange Strecken hin verdeckt und versperrt. Es lag deshalb nicht an den Führern, daß man von der Richtung nach Karmanschah abkam und schon in einer frühen Nachmittagsstunde in ein Seitenthal gerieth, das in einen sackförmig verschlossenen Gebirgskessel endigte, aus welchem kein weiterer Ausweg sich zeigte als jener, auf dem man so eben gekommen war. Man hatte, durch den bisherigen glücklichen Fortgang der Gebirgsreise sicher gemacht, fest darauf gerechnet, schon am Mittag an eine Wohnstätte zu kommen, wo sich, nach der Aussage der Führer, Lebensmittel und Futter für die Reiter und ihre

Thiere finden sollten, von dort war auch die andere Station nicht weit entfernt, die man zum Nachtlager bestimmt hatte. Die Vorräthe, welche man von Tebris aus mitgenommen, waren bis auf einen kleinen Rest verbraucht worden, denn schon morgen bei guter Zeit hoffte man auf dem reichen Bazar von Karmanschah Alles in Fülle zu finden, was den Bedürfnissen der Weiterreise genügen konnte. Hungrig und ermüdet durch die Beschwerden des Weges, dessen letzter Theil von der steilen Gebirgshöhe herab selbst von den Reitern, mit dem Zügel ihrer Pferde und Maulthiere in der Hand, zu Fuße gemacht werden mußte, konnten die Reisenden nicht daran denken, noch heute die verfehlte Straße wieder zu erreichen; es schien, als müsse man sich entschließen, hier in der Nähe, so gut es gehen wollte, das Nachtlager aufzuschlagen. Aber wenn auch die Menschen, wie sollten die hart mitgenommenen Lastthiere das lange Fasten ohne großen Nachtheil ertragen?

Während man zögernd und überlegend, geschützt vor dem Sturm durch eine überhängende Felsenwand, rastete, heiterte sich von Westen her der Himmel auf; die Sonne brach durch die Wolken und beleuchtete das kesselförmig gebildete Thal, mit seinen gähen Ringgebirgen, von denen zahlreiche Wasserfälle herabstürzten, die sich nach dem unteren Ende des Thales hin zu einem Wildbach vereinten. Aber fast zugleich mit dem Wolkenschleier der Höhen verzog sich auch der Nebel von der Tiefe, und die Reisenden sahen zu ihrer großen Freude im Hintergrund des Thales die aufsteigenden Rauchsäulen, welche Wohnungen, und, wie einige Neulinge in diesem Lande sich ausdrückten, „den gastlichen Herd" von Menschen verriethen.

„Den gastlichen Herd?" so fragte ein Anderer. „Ihr

habt, wie es scheint, noch niemals etwas von den Bewohnern der backtiyarischen Gebirge gehört und erfahren, deren Stamm auch über diese Gegend sich ausbreitet. Bei diesem Volke herrschen noch das Faustrecht des deutschen Mittelalters und die Sitten unserer Raubritter. Obgleich die einzelnen Familien- oder Stammhäupter seltner unter sich in Fehde sind, als die kampflustigen Ritter des europäischen Mittelalters dies waren, sind dennoch beide in ihrem Gewerbe sich gleich, das zunächst im Berauben der vorüberziehenden Caravanen und der einzelnen Reisenden besteht. Eine seltsame Aehnlichkeit zwischen beiden liegt auch in der Waffenrüstung. Die Backtiyaren tragen wie unsere alten Ritter eiserne Helme, Panzer, Schilde, Lanzen und Bogen, doch haben sich zugleich auch viele von ihnen aus der Beute, die sie den Fremden abnahmen, mit Schießgewehren versorgt, und mit dem Gebrauch derselben durch Uebung bekannt gemacht. Seitdem sind sie den Reisenden, die in ihre Gegend kommen, noch gefährlicher geworden als vormals, wiewohl sie, wenn sie nicht zu kräftigem Widerstand gereizt werden, nicht so leicht auf blutige Niederlage der Fremden, sondern nur auf den Besitz ihrer Habe ausgehen. Dies sind die Leute, deren Obdach wir uns hier in dieser weit von der Straße abgelegenen Gegend nahen, obwohl ich dennoch ihrem Herde den Ruhm der Gastlichkeit nicht ganz absprechen möchte. Denn selbst der einzelne Reisende, wenn er das Glück hat, ohne vorher feindlich angegriffen und beraubt worden zu sein, in die Wohnung eines solchen Ritters zu kommen, der findet mit der Aufnahme unter dem Dache eines Backtiyaren zugleich den Schutz eines Wirthes. Aber ein solches Abenteuer mag schwer zu bestehen sein, hier, wo sogar Frauen und Jungfrauen in männliche Waffenrüstung gehüllt, zuweilen auf solche

Raubgeschäfte ausgehen und die Pfade unsicher machen. Für uns indeß wird diesmal wenig zu fürchten sein. Unsere Zahl, unsere guten Waffen, gegenüber der wahrscheinlich geringen Zahl der Bewohner der dort vor uns liegenden Ortschaft, sind so bedeutend, daß man uns wahrscheinlich, vielleicht schon in Erwartung eines guten Gastgeschenkes, wohl aufnehmen und mit Allem, was wir bedürfen, versorgen wird."

Die Reiter saßen auf, man ließ die Waffen, mit denen Jeder versehen war, blinken im Schein der Sonne, die jetzt unverhüllt am Himmel stand, und, die ermüdeten Thiere, die Pflege des Stalles von ferne witternd, eilten, ohne der Sporen zu bedürfen, dem kleinen Dorfe zu, das unter wohlangebauten Gärten und Feldern lag. Ein seltsames Gebäüde, von hohen Mauern mit Zinnen, gleich unsern alten Ritterburgen, umgeben, fiel da vor allen andern in's Auge. Es war unverkennbar, daß hier die Wohnung des Häuptlings, des vornehmsten Mannes der Ortschaft, sein müsse; ohne sich lange zu bedenken, ritten die Reisenden durch das offene Thor in den Hofraum hinein, auf welchem sich jetzt, nicht wie es von außen geschienen hatte, nur ein, sondern mehrere Gebäude zeigten, welche durch ihre Stellung ein regelmäßiges Viereck bildeten, das in seiner Mitte einen zweiten, inneren Hofraum umschloß. Alle diese Gebäude, obwohl aus Stein aufgeführt, waren nur einstöckig, und so niedrig, daß nur die Plattform der Dächer über die Ringmauer hinausragte.

Kaum waren die Reisenden in den äußeren Hofraum hineingeritten, da trat ihnen der Hausvater, ein kräftig schöner Greis, entgegen, der ihnen in persischer Sprache den Gruß des Friedens zurief, und einigen jungen Männern, es waren die jüngsten seiner Söhne, den Auftrag

ertheilte, für die Gäste und für ihre Thiere zu sorgen. Die Officiere gaben ihre Pferde und größeren Schießgewehre an die Diener und ihre sie begleitenden Soldaten ab, welche sie auf deutsch und russisch ermahnten, wohl auf ihrer Hut zu sein; sie selber aber folgten dem Hauswirth hinein in das ansehnlichste Gebäude seiner Hofhaltung. Hier schien ein geräumiger Saal zur Aufnahme der vornehmeren Gäste bereit zu stehen. Seine Wände wie sein Boden waren mit Teppichen von den verschiedensten Farben und allerhand kostbaren Zeugen bekleidet und bedeckt, die wie in einem Kaufmannsladen ein mannigfach buntes Gemisch bildeten. Man brauchte nicht zu forschen, woher diese Zeuge, unter denen sich neben den indischen und persischen auch viele europäische Fabrikate fanden, gekommen seien; sie waren alle um wohlfeilsten Preis, nur durch das Drohen der Lanze und des Schwertes, wehrlosen oder furchtsamen Kaufleuten abgehandelt worden, welche das Unglück gehabt hatten, gerade am rechten Ort und zu rechter Zeit auf eine Schaar der Backtiyarischen Buschklepper zu stoßen. An den Wänden des Saales fanden sich mit Seidenzeug und hin und wieder mit Gold gesticktem Sammet geschmacklos überzogene Divans, auf welche der alte Hausherr die Gäste, nachdem er dieselben noch einmal mit Handschlag bewillkommnet hatte, niederzusitzen einlud. Alsbald brachten einige Diener für jeden der Fremden eine Tasse mit Kaffee, die Pfeife mit Taback und eingemachte Früchte, die auch nicht in diesem Thale gewachsen waren. — „Jetzt", so sagte einer der Officiere, der mit den Sitten des Landes vertraut war, „könnt ihr ruhig auch eure Pistolen und Säbel ablegen. Ich bürge euch mit meinem Leben für die Sicherheit eurer Person und eures Eigenthums; ihr seid nun Gastfreunde des Hauses

geworden, dem Wirthe so nahe stehend, wie seine eigenen Blutsverwandten."

Obgleich die Unterhaltung zwischen den Gästen und ihrem alten Wirth nur durch einen Dolmetscher geführt werden konnte, denn selbst die persische Landessprache, deren einer der Reisenden kundig war, hatte sich hier in diesem Winkel des Gebirges zu einer fremdartig lautenden Mundart umgestaltet, war man dennoch von beiden Seiten bald sehr zutraulich geworden. Die Gäste hatten, ohne sich hierin an die Sitte des Landes zu binden, ihre Ruhesitze verlassen und waren, einige hinaus in den Hofraum, andere in eine Seitenhalle getreten, in welcher allerhand Waffen hingen. Zu den letzteren Gästen hatte auch der alte Hausherr sich gesellt. Diesem schien es nicht wenig zu schmeicheln, daß die Fremden, deren hohen militärischen Rang er wohl errathen mochte, seinen Waffenvorrath mit solchem unverkennbaren Interesse betrachteten. „Seht," sagte einer der Officiere zu seinen Freunden, „diese Rüstungen hier, sammt den Schildern und Schwertern, stammen doch offenbar aus dem christlichen Europa; hier an diesem Schild ist das Wappenzeichen der Tempelherren, an diesem da eine alte französische Aufschrift, welche eben so wenig als die Kreuze, durch den Gebrauch abgerieben worden ist. Ohnfehlbar sind die Waffen und vielleicht viele andere, deren sich die Bewohner der Backtiyarischen Gebirge noch jetzt bedienen, aus den Zeiten der Kreuzzüge, wo nicht die Rüstungen der erschlagenen christlichen Krieger allein in die Waffenkammer, sondern auch öfters sie selber lebend in die Gefangenschaft dieser Völker geführt wurden, bei denen sie in fremdem Boden ihr Grab fanden.

Dem Tone der letzteren ernsten Erinnerungen gab die Entdeckung, die einer der andern Officiere gemacht

hatte, eine neue, zum Theil erheiternde Richtung. Man sah an einer der ganz mit Waffen behängten Säulen der Halle nicht nur Flinten und Säbel von neuerer französischer, sondern auch solche von russischer Abstammung. Der Hausherr wurde befragt, woher er sie habe? Der Alte antwortete: „etliche sind die Kriegsbeute, die mein ältester Sohn, der in fremden Diensten stand, aus der Ferne gebracht hat, andere haben wir hier in der Nähe von Reisenden bekommen, die sie, weil ihre Zahl viel geringer war, als die unsrige, gutwillig an uns abgaben. Denn sehet, wir hier in unsrer Einsamkeit freuen uns sehr, wenn Fremde, wie ihr gethan, als Freunde bei uns zusprechen. Wenn sie aber fern von uns auf der Straße vorbeiziehen, ersuchen wir sie wenigstens, uns ein Andenken zu hinterlassen. Wir begnügen uns übrigens mit ihren Waffen, ihren Waaren und Lastthieren und nur zuweilen, um unsern Frauen auch etwas mitzubringen, nehmen wir auch ihre schönen Kleider von ihnen an. Sie selber, mit Leib und Leben, lassen wir gehen wohin sie wollen."

Während der alte Raubritter dieses naive Geständniß ablegte, trat einer der Officiere, die sich indeß im Hofraum umgesehen hatten, zu seinen Begleitern herein und rief diese hinaus, um dort eine Scene anzusehen, von welcher er selber höchst überrascht und gerührt schien. Unter den dienenden Frauen, welche am Brunnen des Hofes beschäftigt waren, fand sich ein junges, etwa 14 oder 15jähriges Mädchen, das, wie die andern Mägde und Sclavinnen, unverschleiert ging. Durch die Bildung ihres Gesichtes, ihre blauen Augen und gelblichen Haare unterschied sich diese junge Dirne in sehr auffallenden Weise von ihren Gefährtinnen, deren schlankerer Bau, dunkle Hautfarbe, sammt den schwarzen Augen und Haaren die orientalische

Abkunft verrieth. Ein alter Reiterknecht aus der Dienerschaft der Officiere, der von Geburt ein Würtemberger war, hatte, während er am Brunnen seine Pferde tränkte und wusch, mit lauter Stimme sein gutes, deutsches Abendlied gesungen. Er hatte dabei nicht auf die in seiner Nähe beschäftigten Mägde geachtet und auch diese blieben bei seinem Gesang gleichgültig bis auf die junge Dirne, welche bei dem Hören des Abendliedes in eine sonderbare Bewegung gerieth. Sie stellte ihr Wassergefäß zum Boden, stand eine Zeitlang, nach dem alten Reitknecht hinstarrend, unbeweglich. Dann aber näherte sie sich ihm, knieete weinend und mit gefalteten Händen am Boden hin und bemühte sich, unter lautem Schluchzen einzelne Töne und Worte des Liedes mitzusingen. Der alte Würtemberger wurde aufmerksam, er redete das weinende Kind in seiner Muttersprache, der einzigen, welcher er mächtig war, an, und das Mägdlein, freudig lächelnd, indem sie mit den Fingern auf sich selber deutete, sprach: „Ja, Johanne". Der Alte redete noch weiter in sie hinein, sie antwortete ihm nur mit einzelnen unzusammenhängenden Worten, unter denen sie die Namen Vater, Mutter, Bäbele, Anna Mareile mit vielen Thränen aussprach, indem sie dabei mit der weithin ausgestreckten Hand gegen Norden hindeutete.

Der unerwartete Vorfall hatte die Fremden, die so eben im Hofraum waren, herbeigezogen, zu ihnen kamen jetzt auch die andern heraus und alle standen um den Reitknecht und das Mädchen versammelt.

Ich müßte mich sehr irren, sagte einer der Officiere, wenn diese junge Dirne nicht das wäre, wofür ich sie halte, nämlich eines der geraubten Kinder, die vor mehreren Jahren ans den Colonieen der Würtemberger Einwanderer, in den ost-kaukasischen russischen Besitzungen, bei einem

feindlichen Ueberfall der Tartaren, hinweggeschleppt worden sind.

Der alte Hausherr und einer seiner Söhne hatten sich jetzt auch zu der Versammlung vor dem Brunnen gesellt. Diese fragte der Vornehmste der Officiere durch den Dolmetscher, woher die Dirne und wie sie hier in dieses Haus gekommen sei? Ganz unbefangen erzählte der Alte, daß er sie von einem Sclavenhändler gegen ein Paar Pistolen von geringem Werthe erhandelt habe. Sie sei damals noch ein Kind von wenig Jahren gewesen, die Worte, welche sie sprach, verstand Niemand; weder von ihr, noch von dem Sclavenhändler habe er erfahren können, woher sie gebracht worden.

Der ehrliche Würtembergische Reitknecht sprach indeß noch immer mit dem Mägdlein fort, das sein Vergnügen an der Unterhaltung mit Lachen zu erkennen gab, und aus dessen Erinnerung allmälig immer mehr Worte und selbst einzelne, wenn auch unvollkommen gebildete Sätze hervortraten. Der alte Landsmann sagte ihm etliche ganz eigenthümliche Ausdrücke und Benennungen aus der gemeinsamen Muttersprache vor; sie sprach sie geläufig nach, und gab durch Zeichen und Hindeuten auf den genannten Gegenstand zu erkennen, daß sie die Ausdrücke verstand. Es blieb kein Zweifel mehr, daß die Dirne vom Stamm der Würtemberger sei und wo konnte sie in so zarter Kindheit anders hergekommen sein als aus den, freilich noch immer ziemlich weit entfernten, doch im Verhältniß zum europäischen Vaterland nächsten deutschen Niederlassungen.

Mit dem alten Raubritter wurde man bald Handels eins. Dieser gab die junge Sclavin gegen eine nicht sehr bedeutende Summe Geldes, nebst einer schönen Flinte und einem Säbel mit kostbarem Griffe hin, und der Officier

sagte aus, daß der Mann in Beziehung auf die von ihm gewählten Waffen einen sehr guten Sachverstand gezeigt habe, denn es seien so ziemlich die besten in ihrer Art von allen denen gewesen, welche die Reisenden bei sich führten.

Die Bewirthung, welche die Gäste empfingen, war vortrefflich. Sie schliefen auf prächtigen Polstern, die, wer weiß woher? erbeutet sein mochten, hätten der Wachen, die sie der Vorsicht halber aufgestellt hatten, nicht bedurft, setzten am andern Morgen, noch einmal gestärkt von einem köstlichen Frühstück und begleitet bis zur Straße von den Söhnen des Hauses, die sie reichlich beschenkt hatten, ihren Weg nach Süden fort und kamen nach mehreren Wochen mit der losgekauften Gefangenen, die der Reitknecht in seinen Schutz und seine Pflege genommen hatte, nach Tebris zurück. Von hier aus stellten sie sogleich Forschungen nach der Heimath und dem Elternhause des geraubten Kindes an. Es fand sich ganz so, wie man vermuthet hatte, das Mädchen, mit seinem Taufnamen Johanne, war mit ihrem um etliche Jahre älteren Schwesterchen Bäbele und Anna Mareile von den Tartaren geraubt worden; die beiden Schwestern hatte man wieder losgekauft und ihren Eltern zugestellt, die kleine Johanne aber war von diesen als todt oder verloren betrauert worden. Der wackere Reitknecht hatte von seinem Herrn, als dieser nach mehreren Monaten nach der Heimath zurückkehrte, die Erlaubniß und den Auftrag erhalten, das Mädchen seinen Eltern zu bringen. Wenn der Alte von dem Empfang, von der Freude des Kindes und seiner Eltern so wie seiner Geschwister erzählte, konnte er sich niemals der Thränen enthalten. So muß es, sagte er, einmal dort im Himmel sein, wenn selige Kinder ihre seligen Eltern wieder finden,

nur daß dort keines wieder vom andern scheiden und weggerissen werden darf.

Es liegt doch in einem Liede von solchem Inhalte, wie der des Abendliedes sein mochte, das der alte Reitknecht sang, eine ganz besondere Kraft. Die Herren Officiere hatten vor den Ohren des Kindes in der deutschen Muttersprache sich unterhalten; der Knecht hatte auf gut schwäbisch mit seinen Pferden gesprochen, ohne die Aufmerksamkeit der Kleinen zu erregen. Als diese aber das Lied, mit den Tönen, Worten und Namen hörte, die ihre fromme Mutter ihr bei der Wiege gesungen hatte, da wachten mit den Erinnerungen an die Kindheit und das Elternhaus alle die seligen Gefühle auf, deren für Zeit und Ewigkeit fruchtbare Keime in dem Sinn und der Bedeutung des Gesanges lagen. Glücklich sind die Kinder, in deren junge Seelen solche Keime gelegt werden, die der Sonnenstrahl zu Bäumen des Lebens emporziehen kann!

13. Der Krüppel von Rottenstein.

In einer kleinen Hütte außen vor dem Dorfe Rottenstein wohnte vor mehreren Jahren ein armer Krüppel, der von Geburt an bis zu seinem 62. Jahre, in welchem ihn Gott aus den Banden seines elenden Leibes erlöste, fremder menschlicher Hilfe bedürftig gewesen war. Denn sein ganzer Körper war wie zu einem Knäuel verwachsen; die Kniee waren an das Kinn herangezogen, er konnte die Füße nicht ausstrecken noch ordentlich bewegen, konnte mithin auch niemals gehen, sondern höchstens auf ganz ebenem Boden einige Schritte weit rutschen, und auch dieses vermochte er in den letzten Jahren seines Lebens nicht mehr, weil sein armer Leib durch das beständige Sitzen auf Einem Flecke ganz wund geworden und durch die unaufhörlichen Schmerzen völlig entkräftet war. Seine Arme waren fast eben so mißgebildet als die Füße, doch hatte er in seinen jüngeren Jahren wenigstens die Hände und ihre Finger bewegen können und hatte diese Glieder auch so fleißig gebraucht, daß er durch Strümpfestricken, Nähen und andere leichte Arbeiten sich den Haferbrei und das Brod verdiente, welche seine tägliche Nahrung waren, ja sogar noch etwas übrig behielt. Späterhin, als ihn in einem für seine Gegend sehr strengen und anhaltend kalten Winter die reißende Gicht überfiel, verlor er auch den Gebrauch der Hände, und von seinem 56. Jahre an mußte er gefüttert werden wie ein ganz kleines Kind.

Die Wohnung hatte er freilich umsonst, denn die Hütte, in welcher er lebte, gehörte der Gemeinde; sie war

das sogenannte Siechhaus des Dorfes, in welchem vor alten Zeiten, als noch die Pest öfters in's Land kam, die tödtlich Kranken waren untergebracht worden. Darum lag diese Hütte auch ziemlich weit von dem Dorfe ab, am Saum des Waldes, zwischen einigen Sandsteinfelsen, an denen keine Straße vorbeiführte. Auch an der unentbehrlichsten Pflege hatte es dem armen Krüppel nicht gefehlt, so lange die alte Hirtenwittwe noch lebte, welche ebenfalls, weil sie so alt und gebrechlich war, ihre freie Wohnung im Siechhaus hatte. Denn diese alte Frau, von deren jüngeren Jahren man freilich nicht viel Gutes zu rühmen wußte, war in späteren Jahren Allen, die sie kannten, ein Musterbild von Geduld, Sanftmuth und Gottesfurcht gewesen; sie hatte an dem armen Krüppel wie eine Mutter gehandelt, für ihn die Nahrung heimgetragen und bereitet, das Holz für den Winter im Walde zusammen gelesen, ihn gepflegt und gewartet, jeden Bissen, den ihr mitleidige Leute zukommen ließen, mit ihm getheilt.

Damals, als den armen Jakob, so hieß der elende Mann, das Unglück der Lähmung auch seine Hände traf, war die alte Hirtenwittwe schon 82 Jahre alt; und man darf wohl vermuthen, daß Jakob von dem heftigen Krankheitsanfall würde verschont geblieben sein, wenn nicht seine alte Pflegerin auch, durch ein plötzlich ihr zugestoßenes Uebelbefinden, auf mehrere Tage wäre an's Lager gebunden gewesen; so aber war damals Niemand da, der im Ofen Feuer machen und das zerbrochene Fenster, an dem der Sturmwind das vorgeklebte Papier aufgerissen hatte, wieder verwahren konnte. Als die Alte wieder so weit genesen war, daß sie vom Lager aufstehen und wieder einige Geschäfte verrichten konnte, nahm sie sich ihres elenden Hausgenossen mit desto zärtlicherer Sorgfalt an; Alles, was

nur in ihren Kräften stand, das that sie zu seiner Erleichterung und Erquickung.

Aber der arme Jakob hatte diese Wohlthat nur noch vier Jahre lang zu genießen; seine mütterliche Pflegerin starb in ihrem 86. Jahre, und Gott hatte ihr dabei die Gnade erzeigt, daß sie gar nicht lange krank gelegen, sondern plötzlich in der Nacht verschieden war. Man kann sagen, diese zuletzt durch viele Leiden reif und zeitig gewordene Frucht war ohne Windstoß und gewaltsames Schütteln vom Baume abgefallen; sie hatte den Tod nicht kommen sehen; er hatte sie als ein sanfter Schlaf überrascht. Denn am letzten Tag vor ihrem Ende war sie noch an ihrem Stabe in das Dorf geschlichen, und hatte eine gute, fromme Pächterswittwe besucht, von der sie seit Jahren gar manche Gabe der Milde empfing. Dieser alten Wohlthäterin hatte sie auf recht bewegliche Weise mit Hand und Mund für all' die Beweise ihrer Barmherzigkeit gedankt, und sie gebeten, daß sie doch, wenn sie etwa in mehreren Tagen nicht käme, sich nach ihr und dem armen Jakob möchte umsehen lassen, denn es ahne ihr, daß es mit ihr nicht mehr gar lange dauern werde. Am andern Tag, gegen Abend, fiel der Pächterswittwe ein, was die arme alte Liese zu ihr gesagt hatte; sie sendete eine Dienstmagd hinaus in die Hütte; diese brachte die Nachricht mit, daß die alte Hirtin in der vorigen Nacht gestorben sei. Der arme Jakob, den seine Gichtschmerzen nicht viel schlafen ließen, hatte gar nichts von dem Ende seiner Stubengenossin gemerkt; er glaubte, sie schliefe nur heute so lange und sanft; als aber die Sonne an ihr Bett schien, und sie erwachte noch nicht, da hob er, so weit er's konnte, sein Haupt in die Höhe, und sah, daß seine Pflegerin todtenbleich war; die starren, gebrochenen Augen standen ihr

offen, und doch war Niemand da, der sie der Todten zudrücken konnte.

Seitdem man die alte Liese begraben hatte, war der arme Jakob ganz allein in der Hütte; er hätte müssen verhungern und in seinem ungepflegten Zustande vergehen, wenn ihm nicht Gott einige andere wohlthätige Herzen erweckt hätte, die, so viel sie bei ihrer schweren Arbeit es vermochten, nach ihm sahen, und sich seiner Noth erbarmten.

Dieses Alles hatte der junge Pfarrer zu Rottenstein, der erst seit etlichen Monaten zu dieser Gemeinde gekommen war, von andern Leuten erfahren. Von diesen hatte er gehört, daß die alte Liese in ihren jüngeren Jahren ein ganz überaus zänkisches, böses Weib gewesen sei, und daß Jedermann im Dorfe den armen Krüppel, der die Geduld und Sanftmuth selber sei, bedauert habe, als die Hirtin ihre Wohnung im Siechhause bekam, daß diese aber, zu Aller Verwunderung, späterhin ganz anders geworden sei. Von ihnen erfuhr er auch Einiges von dem armen Jakob, und pflegte ihm seitdem öfters etwas von seinem Tisch zur Labung zu schicken; auch hatte er ihn während des Winters einige Mal besucht und sich jedes Mal über diesen elenden Krüppel verwundert. Denn an der Entstellung des Leibes hatte der Kopf und vor Allem das Gesicht des Mannes nicht Theil genommen; die Blicke und die Mienen waren so lebendig und freudig, als sie der Pfarrer noch bei wenig Menschen gesehen, der Kranke sprach nicht viel, aber jedes Wort war gut und löblich, und es war immer, als wenn man in den Augen und Mienen noch sehr vieles lesen könne, das der arme Jakob verschwieg, vielleicht weil der junge Herr Pfarrer niemals lange Zeit hatte, mit ihm zu sprechen und auf ihn zu hören.

Im Februar war sehr nasses Wetter eingetreten; die Hütte, worin der Kranke wohnte, war überall morsch und schlecht, vor Allem ließ das Dach, so oft auch ein treuer Freund des armen Jakob daran herumgeflickt hatte, die Nässe durchgehen, welche auf die zerrissenen Dielen und selbst auf das Lager des Kranken herabträufelte. Dies bekam dem armen Jakob sehr übel, denn die Hülle des Leibes, worin diese edle Seele wohnte, war noch viel morscher und gebrechlicher, als das armselige Siechhäuslein am Saume des Waldes bei Rottenstein. Eines Morgens, als man dem Kranken seinen Krug mit Wasser und die Mehlsuppe, welche eine mitleidige Bäuerin ihm sendete, an sein Bett hinstellen wollte, fand man ihn in tiefer Ohnmacht daliegen. Man hielt ihn schon für todt und wollte ihn von seinem Strohlager hinwegnehmen; da kam er wieder zu sich, konnte aber vor großer Mattigkeit kein lautes Wort reden. Darauf machte man Feuer in den Ofen, rückte das Bett des Kranken an einen bessern Ort, und eine mitleidige Seele sendete eine trockene Decke, die man gewärmt über ihn breitete, so wie ein warmes, stärkendes Getränke. Da blickte Jakob auf seine alte Weise wieder ganz heiter und fröhlich um sich, und das Erste, das er wieder mit vernehmlicher Stimme sprechen konnte, war die Bitte, daß man doch den Herrn Pfarrer bitten möchte, ihn heute noch zu besuchen und ihm das heilige Abendmahl zu reichen.

Als der junge Geistliche in einer frühen Nachmittagsstunde zu dem Siechhäuslein hinaus ging, da hatte sich das dichte Regengewölk zertheilt; die Sonne schien auf die Tropfen, welche an den Nadeln der Tannenbäume hingen. Er trat hinein in das armselige Zimmer, in welchem er, bei dem armen Jakob am Lager sitzend, einen silberhaarigen

Greis mit zitterndem Haupt fand, in dessen Augen eine Thräne glänzte. Er hatte diesen Alten auch wohl schon ein und das andere Mal in seiner Kirche gesehen, obwohl er nicht zur Gemeinde Rottenstein gehörte.

Die Sonne schien zu dem kleinen Fenster herein; der Pfarrer, welcher bisher nur noch selten am Bette der Armen und Sterbenden gewesen war, blickte mit einiger Scheu im Zimmer umher. Es war aber hier nichts, das die Sinne beschweren konnte: eine sorgfältige Reinlichkeit und Ordnungsliebe hatte selbst über diese armselige Umgebung des Kranken einen mildernden Anschein verbreitet; er selber, der Kranke, war in reine, weiße Wäsche gekleidet. Doch dieses Alles war es nicht, was die Blicke des jungen Seelsorgers am meisten auf sich zog; seitdem er heute den armen Jakob recht in's Auge gefaßt hatte, war es ihm, als könnte er gar nicht mehr von ihm wegsehen.

Was kann aber in dem Anblick eines armen, elenden Krüppels liegen, wornach ein Menschenauge gerne hinschauen oder woran es sich ergötzen möchte? Und doch gibt es etwas, das auch einem kranken, bleichen Angesicht eine Art von Schönheit verleihen kann; dies ist der Ausdruck des Friedens mit Gott und der herzinnigen Liebe zu dem Herrn Jesus. Es war ein gutes Zeichen für den in solchen Dingen zwar noch unerfahrenen, sonst aber recht braven Pfarrer, daß er diese Schönheit an einem armen, alten Krüppel erkannte und Wohlgefallen an ihr fand. Und daß er dieses that, das bezeugte heute jedes seiner Worte, jede seiner Mienen; das Herz war ihm ungewöhnlich weich geworden bei dem Anblick des armen Jakab. Denn dieser, wenn er ihm in seine Augen und in sein Gesicht sah, kam ihm vor wie eine überglückliche Braut, welche ein großer, reicher Herr aus ihrem armen Stande sich zu

der Seinigen erwählt hat, und welche, im Bewußtsein ihrer Armuth und zugleich ihres überschwenglichen Reichseins, es nicht vermag, noch in ihrer Demuth begehrt, das mit Worten auszusprechen, was ihre freudetrunkenen Mienen und Blicke verrathen.

Der Pfarrherr, da er den Kranken stärker fand, als er es erwartet hatte, wollte zuerst einige Worte mit ihm sprechen, ehe er die heilige Handlung begänne. „Ihr scheint mir," so sprach er, „die Gefahr zu erkennen, in welcher Euer Leben schwebt, mein lieber Jakob, und zu Eurem Ende bereit zu sein."

„Ich bin gleich bereit zum Leben wie zum Sterben," antwortete Jakob mit unbeschreiblich freudigen Blicken; „mein Leben ist in des Herrn Hand, Er kann es mir noch länger schenken, wenn Er will, oder nehmen nach Seinem Wohlgefallen."

„Wie, mein lieber Jakob?" fragte der Geistliche, „ist denn nicht jeder Gedanke in Euch ein sehnlicher Wunsch und Seufzer nach der Erlösung aus Eurem elenden Leide; könnt Ihr denn wirklich ohne Angst an die Verlängerung eines Lebens denken, das für Euch nur ein beständiger, fortwährender Jammer und Schmerz war?"

„Ich sehne mich wohl," erwiderte Jakob, „schon seit vielen Jahren von ganzem Herzen nach dem Stündlein, da der Bau dieser armen Schmerzenshülle wird abgebrochen und meiner Seele eine andere, schönere Behausung wird gegeben werden von der Hand meines lieben Herrn; aber mein Leben auf Erden ist doch auch kein so beständiger Jammer und Schmerz gewesen, daß ich nur mit Angst an seine Verlängerung denken könnte; ich muß es mit herzlichem Dank gegen meinen Schöpfer erkennen: mein Leben

war, die einzelnen bösen Stunden abgerechnet, ein recht fröhliches und glückliches."

„Armer Mann!" sprach der Pfarrer; „es ist löblich an Euch, daß Ihr nicht so, wie viele Andere, nur jammert und klagt, sondern vor Allem an das Gute gedenkt, das Gott auch Euch in Eurem Leben erwiesen hat. Wahrscheinlich seid Ihr in Eurer Jugend oder doch in Eurer Kindheit recht froh und glücklich gewesen, und denkt eben heute noch einmal an diese Zeiten? Denn in späteren Jahren habt Ihr doch mehr Schmerz und Jammer auf Euch gehabt als irgend ein Mensch, der mir näher bekannt ist."

„Wie man's nehmen will, Herr Pfarrer," sagte der Krüppel. „Meine Jugend und Kindheit sind freilich auch glücklich gewesen, wenn ich's recht bedenke; aber damals, wo diese Zeit da war, ist sie mir nicht immer so vorgekommen. Mein Vater war Soldat, und ich habe ihn niemals gesehen, denn er stand, als ich geboren wurde, bei einem weit entfernten Regiment, und ist bald nachher im Rhein ertrunken; meine Mutter, die immer sehr kränklich war, ist auch bald nach meiner Geburt gestorben, und man sagt, daß ihr der Kummer über den Tod ihres Mannes, so wie darüber, daß sie ein so elendes, krüppeliges Kind geboren, das Herz gebrochen habe. Ueber mich erbarmte sich meine alte, gottesfürchtige Großmutter; diese nahm mich zu sich in ihr Dachstübchen, und pflegte mich mit derselben Liebe, als ob ich ein schönes, gesundes Kind gewesen wäre, obgleich ihr öfter, wenn sie meinen elenden Zustand ansah, die Augen vor Jammer übergingen. Aber meiner guten Großmutter ging es selber sehr hart, denn sie wohnte bei einer Schwiegertochter, die sich nicht gut gegen sie betrug, und sie hatte Niemand im Hause, der

sich ihrer annahm, denn ihr Sohn, der gewesene Mann der Schwiegertochter, war gestorben, und diese hatte wieder einen Fremden geheirathet, dem es zuwider war, daß die Alte ein freies Wittwenzimmer in seinem Hause hatte, und daß er ihr, weil es so ausgemacht war, auch sonst noch Manches geben mußte. Dieser Mann sprach zuweilen, wenn die Großmutter mich ein wenig herumtrug vor der Hütte an die liebe Sonne, so harte, zornmüthige Worte über mich armen Krüppel aus, daß mir das Herz im Leibe davon erstarrte, denn ich hatte ihm ja niemals etwas zu Leide gethan. Aber meine Großmutter schwieg, und wenn wir wieder mit einander allein waren, sagte sie: Jakob, du mußt für den Michel (so hieß der harte Mann) beten, daß Gott ihn und sein Haus segnen wolle, dann wird jeder Fluch, den er über dich sprach, zu einem zehnfach größeren, lieben Segen für dich und mich werden. Bei dem Allen mußten wir Beide, die Großmutter und ich, viel Noth und Mangel leiden. Denn meine gute Großmutter, die in ihren früheren Jahren wohlhabend gewesen war, wollte Niemanden als nur Gott allein ihr Leid klagen, und Gott half ihr auch von einem Tag zum andern hinüber, bis Er endlich ihre vielgeprüfte Seele reif gemacht hatte für Seinen Himmel. Damals, als ich noch ein unverständiges Kind war, habe ich es freilich nicht eingesehen, daß ich eigentlich besser daran sei als viele tausend andere Kinder, denn ich hatte und genoß das reichlich, was unvergleichbar viel herrlicher ist als alles gute Essen und Trinken oder schönes Spielzeug. Meine Großmutter war eine so kindlich-gläubige und dabei eifrige Beterin, daß sie bei ihrem Spinnrad oder andern Arbeiten fast ohne Aufhören betete und liebliche Lieder sang. Dazwischen hatte sie mich selber lesen gelehrt, was ich auch, da ich sonst gar keinen Zeit-

vertreib hatte, sehr begierig annahm. Da ließ sie sich dann täglich von mir aus ihrer lieben Bibel vorlesen, und das that ich so gerne, daß ich, wenn sie es verlangt hätte, wohl den ganzen Tag beim Lesen geblieben wäre; aber die Großmutter lehrte mich auch arbeiten, denn damals waren meine, wenn auch schon verkrüppelten Hände und Finger noch so beweglich, daß ich mancherlei damit verrichten konnte. So war ich wenigstens an der Seele sehr wohl genährt und gestärkt, als Gott in meinem zwölften Jahre meine treue Pflegerin zu sich nahm. Diese hatte in ihren letzten Lebenstagen, als sie ihr Ende nahe fühlte, mit ganz besonderer Inbrunst Gott gebeten, daß Er sich doch von nun an meiner mit zärtlicher Mutterliebe annehmen, und mir das reichlich durch ewige Güter ersetzen möge, was mir an zeitlichen abgehe. Und dieses Gebet ist auch erhört worden. Denn als die Großmutter gestorben war, und sie ihre Leiche hinaustrugen aus dem Dachstübchen und ich armer Krüppel konnte nicht einmal mit zu Grabe gehen, da fühlte ich mitten unter meinem innigen Weinen einen Trost in meinem Herzen, den ich noch niemals empfunden hatte. Mir war es wahrhaft und wirklich so zu Muthe, als wenn der Herr Jesus, an dessen Erbarmen mich meine sterbende Großmutter angewiesen hatte, bei mir stände und zu mir sagte: Ich will dich nun heben und tragen, pflegen und trösten, wie eine gute Mutter ihrem Kinde thut, und es soll dir an nichts mangeln. Da blieb ich auch getrost, als ich's noch eine Zeit lang in dem Hause des Vetters, wie man zu sagen pflegt, recht schlimm hatte. Denn es sah sich jetzt kein Mensch im Hause mehr nach mir um; aber der kleine Sohn eines Nachbars, dem ich öfters Geschichten aus der heiligen Schrift und aus Bunyan's Reise erzählt hatte, kam zu mir, und theilte mit mir sein Brod.

So ging auch diese Zeit hin, bis mich die Gemeinde hierher in das Siechhaus brachte, wo ich nun seit fünfzig Jahren mein gutes Obdach und Versorgung habe."

„Armer Jakob," sagte der Pfarrer, „wie mag es Euch da manchmal in Eurer Einsamkeit und Verlassenheit so weh zu Muthe gewesen sein; fünfzig solche schwere Lebensjahre, o Gott, wie lange!"

„Ist mir doch meine Zeit niemals lang geworden," erwiderte der Krüppel, „und ich bin auch selten ohne Gesellschaft, niemals aber verlassen gewesen. In den ersten zwei Jahren wohnte mit mir zugleich im Siechhause ein alter Invalid, dem im siebenjährigen Kriege beide Beine waren abgeschossen worden. Es war ein ehrlicher Mann, der öfters mit mir ein geistliches Lied sang und mir manche Handreichung that in meiner Hilflosigkeit. Damals besuchte mich auch öfters ein recht gottseliger Candidat der Theologie, der Sohn unsers vorvorigen Pfarrherrn; er war bei seinem Vater Substitut, trug aber den Keim zu seinem nahen Tode, ein gefährliches Leiden in der Brust, schon damals mit sich herum, und ist auch bald gestorben. Dieser fromme Candidat sollte mich, im Auftrag seines Vaters, zum erstmaligen Genusse des heiligen Abendmahls zubereiten, und er freute sich, da er befand, daß ich das liebe Bibelbuch so viel gelesen und durch Gottes Gnade so Manches daraus zu Herzen gefaßt hatte. Als er mir am grünen Donnerstag das heilige Abendmahl reichte, da sagte er mit Thränen in den Augen: „Jakob, ob wir gleich hier ganz allein in einer armen Hütte, nicht in einer Kirche, waren, ist mir doch niemals feierlicher bei der heiligen Handlung zu Muthe gewesen als heute. Ich weiß es gewiß, wir werden uns Beide vor dem Throne Gottes selig wiedersehen, und möge mir Gott nur auch einen so

frohen Glaubensmuth schenken, als Er dir bescheert hat.“ Beim Abschied hat mir der gute Herr so herzlich die Hand gedrückt, als wenn nicht ich von ihm, sondern er von mir große Liebesbeweise empfangen hätte. Es muß ihm wohl geahndet haben, daß es zum letzten Male war, daß er zu mir in die Hütte kam; denn gleich in der Woche nach Ostern hat er sich gelegt und ist auch nicht wieder vom Krankenlager aufgestanden, sondern noch vor Anfang des darauf folgenden Winters selig verschieden. Als mir der Invalid es erzählte, daß der Herr Substitut gestorben sei, und daß er schon morgen begraben würde, habe ich freilich um den treuen Freund und Tröster herzlich geweint; aber es war mir dabei zugleich so inniglich froh und wohl zu Muthe, als ob ich in fester Hoffnung etwas schmeckte von dem Frieden und den Freuden, welche dieser seligen Seele dort warteten. Ueberhaupt habe ich nach dem erstmaligen Genusse des heiligen Abendmahls eine recht lange Zeit große Freuden in meinem Herzen genossen, so daß mir's oft war, ich sei schon im Himmel. Auch hatte ich damals im Aeußerlichen keine Noth, denn ich litt an keinen leiblichen Schmerzen, und meine Hände verdienten mit ihrer Arbeit, so viel ich brauchte, so daß ich auch meinem alten Hausgenossen Manches für seine Dienstleistungen abgeben konnte.“

„Nach dem Tode des Invaliden kam ein altes gebrechliches Weib zu mir in das Siechhaus, und dieser hat die Gemeinde nach und nach etliche aufgefundene oder elendiglich verwaiste Kinder in die Pflege gegeben. Da konnte ich doch auch meine Freude an und mit Kindern haben, obgleich auch manche Unruhe dabei war, denn die alte Margarethe ging öfters auf viele Stunden, ja wohl auf ganze Tage fort und überließ mir die Kleinen allein.

Wenn die dann weinten und nach Pflege schrieen, konnte ich weder mir noch ihnen helfen. Vor nun etlich und zwanzig Jahren zog dann die Wittwe des vorigen Hirten, die alte Elisabeth, zu mir herein, von welcher der Herr Pfarrer werden gehört haben. Diese war anfangs wohl ein wenig unruhig; wir haben aber später dieses Obdach in Frieden mit einander getheilt, und sie hat mir viele Wohlthaten erzeigt, welche Gott ihr in der Ewigkeit vergelten möge. Auch nach dem Tode der alten Elisabeth bis auf den heutigen Tag haben mich sehr oft gute Freunde besucht, und ich bin also nicht viel allein gewesen. Verlassen aber war ich noch weniger, denn gerade dann, wenn gar kein Mensch um mich und Alles still und wie ausgestorben war, dann habe ich recht inniglich das tröstliche Nahesein meines Herrn gefühlt, der mir ja freilich von meinen Kindesbeinen an bis in's Alter mehr Liebe und Treue erwiesen hat, als eine Mutter ihrem Kinde erzeigen kann."

„Aber, mein lieber Jakob," sagte der Pfarrer, „ich weiß doch, daß die Krankheit und das Wundsein des Körpers Euch recht große Schmerzen gemacht haben, habe auch manchen leisen Seufzer gehört, den Euch der Schmerz auspreßte; wie war es Euch denn dabei noch möglich, fröhlich und getrost zu bleiben, wie Ihr es, Eurer Erzählung nach, geblieben seid?"

„Lieber Herr," erwiderte der Krüppel, „schon in frühern Jahren, noch mehr aber von da an, wo meine gebrechlichen Hände nichts mehr zu wirken vermochten, habe ich mich in der Bereitung von zweierlei Heilmitteln geübt, welche alle Schmerzen lindern und alles Leid vergessen machen. Das eine Heilmittel ist die Demüthigung vor Gott, das andere ist die freudige Erhebung zu Gott. Wenn

mich die Schmerzen meines Leibes etwas zu hart angreifen wollten, da gedachte ich all' der Barmherzigkeit und Treue, welche mein Schöpfer von meiner Geburt an mir erwiesen hat, wie Er mich gerade durch meinen krüppelhaften Zustand vor vielen Sünden, in welche die Gesunden fallen, bewahrt, mich gespeist, getränkt, gekleidet und gewärmt, vor Allem aber, wie Er mich zu Seinem Sohne gezogen, durch Seinen Geist getröstet und mit unsäglichen Freuden erquickt, ja schon hienieden durch dieses Unterpfand zu einem Mitgenossen Seiner ewigen Seligkeit und Herrlichkeit geweiht habe. Wenn ich mir nun zu all' diesen Wohlthaten mein eigenes Nichts und meine Unwürdigkeit dachte, wenn ich mich armen krüppelhaften Wurm und mir gegenüber den Herrn des Himmels und der Erden betrachtete, der Sich also durch Wohlthun zu mir herniederließ, da fühlte ich mich so inniglich tief gebeugt, daß mir's war, als käme ich unter die Schmerzen zu stehen, die ja allesammt nicht gleich zu achten sind der Herrlichkeit, die an uns soll offenbart werden; es war mir dann, als wenn diese Schmerzen, wie Wasserwogen über einem Taucher, hoch über mich hinrauschten, ohne mich zu berühren. Oder auch, ich erhob mich im Geiste bis zu Ihm, der herab kam vom Himmel in das Elend und die Noth der Erde, dachte mir Sein Leiden, aber auch Seine Auferstehung und Himmelfahrt, und wenn ich so that, da war es mir, als wenn ich wie ein Vögelein, das hoch über einem zusammenstürzenden Hause schwebt, mich über meine Schmerzen erhöbe, so daß ich sie nicht mehr merkte. In solchen Stunden sind meine Seufzer zu einem Dankgebet, meine Wehklagen zu einem Lobgesang geworden: und so darf ich wohl sagen, daß ich armer Krüppel in meinen Lebenstagen ein fröhlicher Mensch gewesen bin, der viel Gutes genossen hat

von der Hand Seines Gottes. Ist doch sogar draußen am schönen Sonnenschein kein Sommer und kein Herbst gewesen, der mich nicht mit seinen lieblichen Gaben gelabt hätte; denn sobald es reife Kirschen gab oder Birnen, Aepfel oder Trauben, da gedachten die frommen Freunde an den armen Jakob, und brachten ihm reichlich von Allem."

Der junge Pfarrer, als er den Krüppel so sprechen hörte, war sehr bewegt. Solchen Glauben hatte er in Israel noch nicht gefunden; der arme Jakob hatte, ohne es zu wissen, seinem Prediger selber eine Predigt gehalten, welcher dieser gerade heute sehr bedurfte, weil er von einigen kleinen Widerwärtigkeiten, die ihm begegnet waren, sich gar sehr zum Unmuth und Unglauben hatte stimmen lassen. Jakob sprach seine Beichte. So kann nur ein Mensch sprechen, der die Gegenwart des lebendigen Gottes in ihrer ganzen Macht und Kraft fühlt. Der Geistliche reichte dem Kranken das Abendmahl; die Abendsonne ließ ihre letzten Strahlen auf Jakobs bleiches Gesicht fallen, welches, wie von Kräften des Himmels verklärt, gar freudig und selig aussah; und das, was der junge Pfarrer beim Abschied aus der Hütte mit sich nahm, war der Vorschmack eines seligen Friedens, wie er ihn auf Erden noch niemals sonst empfunden.

Der arme Jakob erholte sich noch einmal, und führte sein Leben der innerlichen Freuden und äußeren Schmerzen noch einige Monate lang fort. In dieser Zeit besuchte ihn der junge Pfarrer öfter, und nahm jedes Mal mehr Trost und Stärkung mit sich, als er dem Kranken gebracht hatte. Gegen den Herbst hin konnte man freilich zusehends bemerken, wie Jakobs Kräfte bis zum Verlöschen abnahmen, und wie es mit ihm zu Ende ging. Noch einmal

war der Geistliche bei ihm; der Kranke konnte nicht mehr laut reden, seine Blicke sprachen desto mehr, und was sie sprachen, das war nichts Anderes als herzinnige Liebe, Demuth und Dankbarkeit. Diesen liebevollen Dank nickte er dem Pfarrer noch einmal zu, als dieser Abschied nahm, und blickte dann nach oben. Dem jungen Geistlichen war es so zu Muthe, als wenn ihm selber ein naher Verwandter oder Freund am Sterben läge. Er sendete noch am Abend seinen Knecht, einen treuherzigen Burschen, nach dem Siechhäuschen, damit er in der Nacht bei dem Sterbenden bleiben sollte. Diese Vorsorge wäre nicht nöthig gewesen, denn als der Knecht hin kam, fand er zwei Männer bei dem armen Jakob, davon der eine ihm aus dem siebenzehnten Kapitel des Evangeliums Johannis vorlas. Uebrigens war es dem Pfarrer doch lieb, daß er den Burschen hingesendet hatte, denn diesen hatte das selige Ende des armen Krüppels so tief gerührt, daß er es später niemals wieder vergessen konnte, und er erzählte es auch mit vielen Thränen seinem Herrn.

Jakob war noch vor Mitternacht in einen sanften Schlaf gefallen; wie die beiden Männer sagten, hatte er seit mehreren Monaten nicht mehr so sanft geschlafen. Während des Schlafes, der mehrere Stunden dauerte, war sein Gesicht immer bleicher geworden, hatte aber dabei ganz besonders ausgesehen, so daß der eine Mann sagte: „Dieß ist das Angesicht eines Seligen.“ Endlich wäre er aufgewacht, hätte um sich geschaut, wie Einer, der vor lauter Freude nicht sprechen kann, und nach einiger Zeit habe er mit lauter, vernehmlicher Stimme gesagt: „Siehe, nun ist es wirklich da und meine Augen haben es schon geschaut, mein Herz hat es schon empfunden, was ich auf Erden geglaubt und gehofft habe.“ Darauf habe der

Kranke überaus fröhlich gelächelt und in die Höhe geschaut, gleichsam als wenn da oben eine Oeffnung gewesen wäre, durch die man hinein blicken könnte in den schönen Himmel. Dann hätte er wieder hingeschaut auf die Leute an seinem Bette, hätte die beiden Männer bei ihrem Namen genannt, und sie, so wie auch ihn ermahnt, daß sie dem Herrn Jesu sollten treu bleiben in Wort und Wandel bis an's Ende, und sich unbefleckt erhalten von den bösen Lüsten, die gegen die Seele streiten; dann habe er sie Alle gesegnet. Zuletzt habe er die Freunde gebeten, daß sie noch einmal den 103. Psalm mit ihm beten möchten; da es aber zu den Worten kam: „Und dich krönet mit Gnade und Barmherzigkeit," habe er seine Augen geschlossen und sei sanft und selig verschieden. Der schöne Morgenstern schien so eben zum Fenster der Hütte herein, als der eine der beiden Männer dem armen Jakob die Augen zudrückte. „Der hat's nun selig vollendet," sagte er, „der hat wahrhaftig Glauben gehalten bis an's Ende; laßt uns Gott bitten, daß Er uns auch einen solchen guten Glauben schenken und uns so treu bewahren wolle." Darauf hätten sie Drei noch mit einander gebetet und manches gute Gespräch gehalten, bis es Tag geworden war; dann hätten sie die Leiche abgewaschen und mit reiner Wäsche angekleidet auf's Bett gelegt.

„Ich kann's Euch gar nicht sagen, lieber Herr," so schloß der Bursche seine Erzählung, indem er sich die Augen trocknete, „wie es mir heute zu Muthe ist, so leicht, und doch auch so schwer um's Herz. In den wenigen Monaten, seitdem wir hier sind, hatte ich den armen Jakob noch niemals besucht und gesehen, und doch hat mir derselbe einen Segen hinterlassen, den ich ihm in Ewigkeit nicht genug verdanken kann."

Es war ein schöner milder Herbsttag, als man die Hülle des armen Jakob zu Grabe trug. Die Zugvögel zwitscherten über dem Felde und in den Zweigen, ihr Ton lautete so fröhlich, als wüßten sie es, daß sie bald in ein schönes Land kommen sollten, in welchem es keinen Winter und kein Leichentuch des Schnee's gibt, sondern immer grünende Bäume voll duftender Blüthen und goldner Früchte, so wie grünende Wiesen. Zwei Tage vorher hatte man einen reichen Bauern aus dem Dorfe begraben, und es waren wohl sehr viele Leute mitgegangen zum Leichenbegängniß; aber man hatte unter der ganzen Versammlung keinen einzigen Menschen gesehen, der eine herzliche Thräne um den Verstorbenen geweint hätte; denn wie man sich erzählte, hatte der reiche Mann den Armen in seinem Dorfe zwar manchen Tagelohn zu verdienen gegeben, hatte auch seine Arbeiter jedesmal reichlich gespeist und getränkt, aber er hatte sich dabei doch immer so gegen die Leute benommen, als wenn er Niemand recht lieben könnte. „Du armer Jakob," sprach der Pfarrer, indem er sich zur Leichenbestattung ankleidete, „wer wird denn mit dir zu Grabe gehen und wer wird denn um dich eine Thräne weinen? Du hast Keinem etwas zu verdienen gegeben, hast Keinen gespeist und getränkt, sondern bist selber von der Gemeinde erhalten worden; du warst der geringste von Allen, hast auch gar keinen Verwandten und Angehörigen im ganzen Dorfe. Nein, du armer Krüppel," so sprach er weiter, „wenn auch Niemand in der Welt eine Thräne um dich weint, so werde ich es doch thun, denn ich weiß am besten, was du mir gewesen bist und was ich dir verdanke; und mein Knecht, der gute Bursche, wird auch mit Liebe hinter deinem Sarge drein gehen."

Wie sehr erstaunte der junge Pfarrer, als er den

Trägern, welche den Sarg von der Siechhütte herein-
brachten, entgegen ging und den großen Leichenzug erblickte,
der sich angeschlossen hatte. Fast aus jedem Hause war
Einer oder Etliche gekommen, die sich auf dem Wege nach
dem Kirchhof anschlossen; wer nicht mitgehen konnte, der
stand, die Männer mit entblößtem Haupte, da, und sah
in stiller, ernster Theilnahme dem Zuge nach. Was aber
den Geistlichen am meisten in Staunen setzte, das war die
tiefe, herzliche Rührung, die sich bei vielen der Begleiter
und Begleiterinnen zeigte. Nicht nur die weichherzigeren
Frauen oder Jungfrauen, sondern selbst etliche Männer
und Greise vergoßen Thränen, als wenn ihnen ein lieber
Vater oder großer Wohlthäter gestorben wäre; wie sonder-
bar erschien doch ein solches Leidwesen um einen armen,
elenden Krüppel!

Der Pfarrer sprach über die Worte: „Sei getreu
bis in den Tod, so will ich dir die Krone des
Lebens geben.“ Er hatte noch niemals mit solcher
Wärme bei einem Grabe gesprochen; es blieben nur we-
nige Augen in der ganzen, großen Versammlung trocken.
Als die Worte der Hoffnung der Auferstehung und dann
der Segen gesprochen waren, und der größte Theil der
Leichenbegleitung nach Hause gegangen war, da verweilte
der Pfarrer noch am Grabe bei etlichen Leuten, die hier
stehen blieben. Gerade diese Leute hatten heute seine Auf-
merksamkeit ganz besonders erregt. Es waren dieselben,
die sich bei dem Leichenbegängniß des armen Jakob als die
zunächst Leidtragenden benommen und die meiste, herzlichste
Rührung dabei gezeigt hatten; unter ihnen fand sich der
Greis, den der Pfarrer einmal in der Siechhütte gesehen,
und die beiden Männer, die dem Kranken in seinen letzten
Stunden Gesellschaft leisteten; aber außer diesen noch

mehrere Andere, die der Geistliche bisher noch nicht näher gekannt hatte. Allem Anschein nach waren die meisten von ihnen arme Leute; etliche darunter, die nicht aus der Gemeinde, sondern oben von den Walddörfern heruntergekommen waren, hatten weit nach Hause. „Es ist kein Verwandter da," sprach der Pfarrer, „der den Leichenbegleitern des armen Jakob aus schuldiger Dankbarkeit einen Trank und einen Bissen Brodes reichen könnte; darum will ich die Stelle übernehmen, und ich bitte euch, ihr lieben Freunde, kommt mit in mein Pfarrhaus, und genießt mit mir, was ich euch gerade anbieten kann."

Die Leute nahmen die freundliche Einladung dankbar an, und man setzte sich um den Tisch des Pfarrers. „Es hat mich gefreut, aber auch zugleich gewundert," so nahm dieser das Wort, „daß heute so viele Menschen um den armen, frommen Krüppel geweint haben, dem wir Alle die ewige Ruhe so gerne gönnen müssen, und der doch während seines ganzen Lebens nicht im Stande gewesen ist, einem seiner Nebenmenschen auch nur einen Trunk Wassers zu reichen oder sonst einen Dienst und eine Wohlthat zu erweisen."

„Es sind freilich," so sprach einer der Männer, „nur Thränen der Liebe und nicht des Schmerzes, die wir um den Jakob weinen. Denn wir gönnen seinem presthaften, von heißen Schmerzen gepeinigten Leibe die Ruhe im stillen, kühlen Grabe wohl, seiner Seele aber die ewigen Freuden, die sie bei ihrem Erlöser genießt; aber darin, lieber Herr Pfarrer, irren Sie sich, daß Sie meinen, der Jakob habe bei seinen Lebzeiten keinem Menschen einen Trunk Wasser reichen noch sonst einen Dienst oder eine Wohlthat erzeigen können. Sehen Sie", so fuhr er fort, „ich bin als armes, von meiner mir unbekannten Mutter der Ge-

fahr des Todes ausgesetztes Kind von der Gemeinde in das Siechhaus gethan worden, wo damals außer dem Jakob ein altes Weib wohnte, die mich warten und pflegen sollte. Das Weib hat mich wenig gewartet und gepflegt; der arme Krüppel aber hat's gethan; dieser hat Alles, was er sich damals noch mit Strümpfestricken und Nähen verdiente, hergegeben, daß die alte Margareth mir Milch und Mehl zu Brei, und Leinwand zu Windeln und warme Bettlein kaufen sollte. Er hat mich, weil die Margareth so fest schlief, daß sie bei Nacht mein Schreien nicht hörte, mit meinem Bette neben sich auf seinem Strohlager gehabt und meinetwegen manche Unruhe erduldet. Als ich größer war, hat er mich lesen gelehrt, dann zur Schule gehalten, und da ich aus der heraus war, hat er fast alle seine wenigen, durch Stricken verdienten Gulden hergegeben, daß ich das Schuhmacherhandwerk lernen konnte. Aber was mehr denn Alles ist, er hat mich schon, als ich nur reden konnte, den Herrn Christus kennen und lieben gelehrt, und mit Gottes Beistand einen Menschen aus mir gemacht, der die feste Hoffnung hegen darf, durch Gottes Gnade selig zu werden. Ich wohne oben im Walde, drei Stunden von hier, und bin arm, weil ich acht Kinder und eine kränkliche Frau zu ernähren habe; aber wie oft habe ich, Gott weiß das, dem guten Jakob, meinem Wohlthäter, bald das, bald jenes an Geld, oder so lange meine Frau noch auf war, an guten Bißlein bringen wollen: er hat es niemals angenommen. „„Laß mich, lieber Friedrich,““ so sagte er zu mir: „„siehe, ich bin einmal an meinen Haferbrei gewöhnt, und anderes Essen thut mir nicht gut. Das Geld heb' deinen Kindern auf, denn ich meine, sie werden es noch einmal brauchen; das Essen bring der armen Gertrud, die an der Abzehrung leidet

und das Schwarzbrod nicht gut vertragen kann."" Und eben so machte er mir's auch, wenn ich etwa als Krankenwärter bei Tag oder zu Nacht bei ihm bleiben wollte. ""Friedrich,"" so sprach er, ""du kannst mir's glauben, ich thue mir's leichter, wenn ich allein bin. Wenn ich der Hilfe nöthig habe, wird sie mir schon kommen."" Und so hat man mit nichts bei ihm ankommen können als nur damit, daß man ihm das Zimmer und die Wäsche reinlich hielt und in der letzten Zeit seiner Krankheit wohl auch manche Nacht bei ihm wachte."

„Dasselbe hat er mir auch gethan," sprach eine Bäuerin, welche ihrer Kleidung nach zu den etwas bemittelteren Leuten gehörte, und welche auch nicht im Dorfe Rottenstein, sondern in einem der Walddörfer wohnte. „Ich hätte es eben so gern gesehen als der Friedrich, wenn der Jakob manchmal von meinem Ueberfluß etwas angenommen hätte, denn auf der ganzen Welt hat kein Mensch so viel an mir gethan, als er gethan hat; aber da war alles Reden umsonst. Einmal, da ich ihm auch allerhand Sachen gebracht hatte und er mich fast mit Allem abwies, da mußte ich recht darüber weinen, daß er so gar keine Vergeltung für seine Wohlthaten von mir annehmen wollte. ""Habe Ruh,"" sagte er, ""du gute Katharine, und hör' mich an. Sieh' mal, wenn du aus lauter Liebe deiner frommen Gräfin im Waldschlosse, von der du mir gesagt hast, daß sie eine so gute Frau ist, dir auch schon so viel Liebes erwiesen hat, ein Geschenk an Obst, oder was sonst dein Garten gibt, bringen wolltest, und es begegnete dir eine Dienstmagd der Gräfin, die wollte dir für deine Birnen eine solche Haube geben, wie man sie in der Stadt trägt, oder es käme auch ein Fremder daher, und fragte dich, ob du nicht seinen Stock dafür nehmen wolltest, du

würdest sagen: ich will und mag die Birnen nicht verkaufen, denn ich habe sie für meine gnädige Frau Gräfin gepflückt, und zudem kann ich weder eure städtische Haube noch euren zierlichen Stock brauchen. Sieh', Katharine, so habe ich das Wenige, was ich etwa meinem Nächsten Gutes erwiesen, nur aus Liebe zu dem Herrn Jesus gethan, und ich armer Krüppel, der ich für all' die unzähligen Wohlthaten und Freuden, die mein Herz täglich von seinem lieben Herrn empfängt, so gar nichts thun kann, möchte nicht schon hienieden meinen Lohn in Erdengütern dahin nehmen, die ich zum Theil eben so wenig brauchen kann, oder eben so wenig achte, als du in deinem Dorfe eine städtische Haube oder einen spanischen Rohrstab. Denn die Flasche Wein und die schöne, warme, seidene Mütze, die dein Mann als Landfuhrmann mit aus Tyrol gebracht hat, könnte ich nicht vertragen noch tragen; dein Geld brauche ich auch nicht, denn es kommen keine Armen zu mir und aufsuchen kann ich armer Krüppel sie auch nicht, wozu sollte mir also dein österreichischer Dukaten, als zum Ansehen?"

„So konnte ich denn auch bei dem guten Jakob nichts anbringen, als je nach den Jahreszeiten ein wenig frisches oder getrocknetes Kern- und Steinobst, alle Jahre am grünen Donnerstag einige Eßlöffel Honig und eine Semmel, und hin und wieder etwas Leinwand, die ich selbst gesponnen, gewebt und zu Weißzeug verarbeitet hatte. Betten hat er niemals angenommen, „denn," sagte er, „ich bin das weiche Liegen nicht gewohnt."

„Und doch habe ich diesem armen Krüppel mein Leben wie mein Glück auf dieser Welt und mit Gottes Hilfe auch in der künftigen Welt zu verdanken, denn ich bin als vierjähriges Kind mit meiner Mutter, die aus dem Badenschen war, hieher gekommen nach Rottenstein, weil

wir uns durchbetteln wollten bis nach Danzig, wohin mein Vater, der sich wenig um die Mutter bekümmerte, mit einem russischen Herrn gegangen und da als Packknecht geblieben war. Meine Mutter wurde hier im Dorfe von der großen Kälte, denn es war noch Winter, krank und starb; mich wollte man in meine Heimath zurückschicken, weil mir aber vom Frostschaden die Glieder geschwollen und aufgebrochen waren, brachte man mich in's Siechhaus, wo ich bleiben sollte bis zum Frühling. Da ich hinkam, weinte ich sehr um meine Mutter und auch vor Schmerzen, und die alte Liese, die Hirtenwittwe, die damals noch nicht so sanft und geduldig war, als sie, wie wir Alle wissen, späterhin durch den Jakob geworden ist, hat mich nicht getröstet, sondern nur ausgescholten. Der Jakob aber sprach mir sehr freundlich zu, und redete mit mir so, wie ein Kind mit dem andern Kinde spricht, wie mir's denn überhaupt immer so vorgekommen ist, als wenn er sein Lebenlang ein solches Kind geblieben wäre, wie auch wir es werden sollen, wenn wir wollen eingehen in's Reich Gottes. Ich faßte mir gleich ein rechtes Zutrauen zu dem Jakob, der mir mit seinen damals noch geschickten Fingern kleine Püppchen aus bunten Lappen drehte, welche die Liese von einer alten Wildpretsscheuche auf dem Felde geholt; auch schenkte er mir ein kleines Glöcklein, mit welchem er selber als Kind bei seiner seligen Großmutter gespielt hatte. So saß ich fast den ganzen Tag auf einem kleinen Schemel, auf welchem acht Jahre vor mir der Friedrich als kleiner Knabe gesessen war, neben Jakobs Bette und spielte; dazwischen erzählte er mir schöne Geschichten aus der heiligen Schrift. Wenn ich aber auch meistentheils stille und in meiner Art vergnügt war, da kamen doch von Zeit zu Zeit die heftigen Schmerzen von

meinen vom Frost beschädigten Gliedern, und die Hände brachen mir noch stärker auf, so daß ich zuweilen laut schrie und weinte. Da sagte der Jakob zu dem alten Hirtenweibe: „„Liese, ich sehe wohl, daß der Dorfbader von der Sache nicht viel versteht, auch hat er sich ja nur ein einziges Mal nach dem armen Kinde umgesehen. Gehe in die Stadt und bestelle den Doctor her, denn ich will ihm gern seine Mühe und seine Arzneien lohnen, auch sorge doch dafür, daß das Kind ein ordentliches warmes Kleidchen und alle Tage einen guten Milchbrei bekommt, denn das arme Mägdlein ist ja bleich und abgezehrt wie ein Schatten."" Da zankte die alte Liese mit dem Jakob und sagte: „„Sei kein Narr und gib deine letzten Paar sauer ersparten Gulden, die du mit deinem ewigen Strumpfstricken vom Morgen an bis zum Abend und oftmals sogar des Nachts beim Mondschein verdient hast, nicht für fremder Leute Kind her. Wenn du einmal älter und krank wirst, dann hast du nichts zu deiner Erquickung; und wenn ich einmal todt bin, wird sich auch keines finden, das dir das Winterholz umsonst zusammenliest und heimträgt; dann kannst du, wenn du kein Geld hast, frieren und deinen Hafergrütz ungekocht essen."" Der Jakob ließ aber nicht nach mit sanften Vorstellungen und Bitten, bis die alte Liese hineinging nach dem Dorfe und einige Gulden von dem wenigen Gelde holte, das er bei dem Ortsvorstand liegen hatte, weil es in seiner Hütte wegen des Bettelvolks nicht sicher war. Auch ging sie dann in die Stadt, bestellte den Doctor, und brachte mir Zeug zu Kleidchen, das der Jakob, so gut er es vermochte, selber zerschnitt und zusammennähete. Der Doctor kam; es war der selige Herr Doctor Schmidt, damals schon hoch bei Jahren, und ein recht guter, christlicher Herr. Als dieser

mit dem Jakob einige Zeit lang gesprochen hatte, gewann er ihn sehr lieb und hat nichts für seine Gänge und Arzneien genommen, die er an mich gewendet hat. Nur sagte er, daß man mir, bis ich wieder zu Kräften käme, nahrhafte Speisen geben solle, was denn auch treulich geschehen ist."

„Da ich wieder gesund war und der Sommer kam, wollte man mich fortschaffen in meine Heimath. Aber der Jakob schickte mich mit der Liese zum Ortsvorstand, und ließ diesen recht schön bitten, er solle das Kind doch da lassen in Rottenstein, bis es etwa bei einem Bauern in Dienste gehen könne. Er, der arme Krüppel, getraue sich mit Gottes Hilfe wohl durch Stricken und Nähen das Wenige zu verdienen, was ein solches Kind zu seines Lebens Unterhalt brauche; auch sollten die etlichen Gulden, die noch beim Ortsvorstand für ihn da lägen, für das Mädchen bestimmt sein. Der Ortsvorstand wollte anfangs nicht gern in die Bitte einwilligen, aber seine Schwiegermutter, eine gottesfürchtige Frau, redete ihm zu, daß er es doch that. Und so blieb ich etliche Jahre im Siechhause bei dem Jakob wohnen, den ich so lieb hatte, als nur ein Kind seinen Vater haben kann. Auch die alte Liese wurde immer freundlicher gegen mich, und es kann sich's überhaupt kein Mensch denken, der es nicht so angesehen und angehört hat als ich, wie der fromme Jakob diese seine alte Hausgenossin durch Geduld, Gebet und Liebe herumgeholt hat, daß sie zusehends, ich möchte sagen, mit jedem Tage, selber geduldiger, sanftmüthiger und frömmer geworden ist, da sie doch zuvor sehr heftiger, auffahrerischer Art war. Man hätte aber auch müssen härter als Stein sein, wenn man nicht hätte sollen bewegt werden von des Jakobs Worten und Wandel. Er betete

immer, an jedem Morgen und jedem Abend, und so auch öfters am Tage, laut mit uns; und so jung ich damals war, konnte ich doch merken, daß die Gebete so nach unserem, nach der Liese und nach meinem Herzensbedürfniß eingerichtet waren, als wenn sie aus unserer eigenen Seele herauskämen oder herauskommen sollten. Dann sang er uns auch gute geistliche Lieder, und mich dünkt, ich habe noch Niemand mit schönerer Stimme singen hören als jenen armen Krüppel. Wenn er strickte, las er gewöhnlich dabei in der heiligen Schrift, oder ich mußte ihm, sobald ich bei ihm lesen gelernt hatte, etwas daraus vorlesen. Wenn er nähete oder eine andere solche Arbeit verrichtete, wovon man die Augen nicht gut wegwenden kann, merkte man es ihm an, daß sein Herz und alle seine Gedanken bei dem lieben Gott waren; auch ist jedes Wort, das ich von ihm gehört habe, so gewesen, wie ein frommer Christ es reden sollte. Darum ist mir's noch jetzt, wenn ich an die Kinderjahre denke, die ich unter Jakobs Augen im Siechhause verlebt habe, so im Sinne, als hätte ich damals in einer Kirche gewohnt, in der es einem recht fromm zu Muthe ist, und als hätten beständig kleine, liebe Engel im Traume oder selbst im Wachen mit mir gespielt. Denn ich lebte damals ganz in den schönen Geschichten, die mir Jakob aus der Bibel erzählte, oder die wir darin lasen."

„Als ich neun Jahre alt war, da kam ich als Kindermägdlein in die obere Mühle, zu den damaligen Müllersleuten, welche recht gut und brav gegen mich waren. Hatte ich doch das Alles auch nur der guten, christlichen Erziehung zu verdanken, die mir der Jakob gegeben hatte, denn wenn diese nicht gewesen wäre, würde ich mich wohl nicht so aufgeführt haben, daß mich die Leute so liebge-

wonnen hätten, als sie es wirklich thaten. Der Müllerin ihrer Schwester Sohn kam nach dem Tode seiner Mutter zu uns in die Mühle und ist einige Jahre da geblieben. Der hat mich nachher geheirathet, denn seine Base, die Müllerin, sagte zu ihm, als er ihr sein Herz öffnete: die Katharina ist zwar arm, aber ein besseres und frömmeres Weib könntest du nicht finden, als die ist, und weil sie mir viele Jahre treu gedient hat und du meiner Schwester Sohn bist, will ich auch schon in etwas für eine Aussteuer besorgt sein. So habe ich denn meinen braven Mann gekriegt, welcher Landfuhrmann ist und mit welchem ich nun schon seit zwölf Jahren in gutem Frieden hause. Sehen Sie, Herr Pfarrer, so hat der arme Krüppel an mich und an Friedrich mehr gewendet als einen Becher Wassers, und hier sitzt noch Einer, der fast das Gleiche von ihm rühmen kann."

Die Bäuerin hatte auf einen Mann von mittleren Jahren gewiesen, der dem Pfarrer, so wie auch seinem Knechte bekannt war. Denn er war Schullehrer in einem kleinen Dorfe, das nach Rottenstein eingepfarrt ist, und zugleich einer von den beiden Männern, die mit dem Knechte in der letzten Nacht vor Jakobs Tode bei diesem gewacht hatten. Bei der heutigen Begräbnißfeier hatte er sich ganz besonders gerührt gezeigt.

Der Mann erröthete, als die Bäuerin so auf ihn hindeutete. „Herr Pfarrer," so sprach er, „Sie sind mein Beichtvater; warum sollte ich anstehen, Ihnen eine schwere Schuld zu bekennen, welche ja ohnehin bei den meisten Leuten des hiesigen Ortes eine bekannte Sache, und die mir, das weiß ich, von Gott und Menschen längst vergeben ist. Meine Eltern sind mir frühzeitig gestorben, und ich habe überhaupt zu Hause wenig Erziehung ge-

nossen, obwohl ich bei einem schnellen Gedächtniß in der Schule unter allen damaligen Schulkindern am meisten lernte, auch im Confirmanden-Unterricht bei unserm seligen Herrn Pfarrer den Andern vorausging. Eben diesem Herrn Pfarrer verdankte ich es, daß ich in meinem dreizehnten Jahre in die Stadt zu einem Meister kam, bei dem ich das Gürtlerhandwerk erlernen sollte. Aber ich wendete die Gaben, die ich von Gott empfangen, sehr übel an, ich gerieth in böse, leichtfertige Gesellschaft, und wie ich's vorher im Lernen guter und nützlicher Dinge Andern zuvorgethan, so that ich es ihnen jetzt im Bösen zuvor; ich ließ mich sogar mit andern bösen Buben auf Diebereien ein, und gab den Andern dazu die Anleitung. Einmal hatten wir uns vorgenommen, bei Nacht im Garten des Herrn Stadtpfarrers das Obst zu stehlen: ich war auf einen hohen Baum hinaufgestiegen; weil es aber geregnet hatte, war die Baumrinde schlüpfrig geworden, ich glitt aus und that einen sehr schweren Fall, wobei ich den linken Arm brach und verrenkte, und am Kopfe mich hart beschädigte, so daß ich sinnlos am Boden lag. Meine Diebsgesellen erschraken sehr, da sie mich so wie todt da liegen sahen; damit aber unsere diebische Absicht nicht verrathen würde, trugen sie mich zum Garten hinaus, und lehnten mich außen an eine Mauer des Burggrabens, von welcher schon öfters bei Nacht Leute heruntergefallen sind, wenn sie den buckeligen Steig, der oben über den Wall nach der Vorstadt hinführt, verfehlt hatten. Hier fand man mich am andern Morgen in meinem Blute liegen, und da mein etwas strenger Meister nichts mit mir wollte zu thun haben, weil er keine Ursache hatte, mit mir zufrieden zu sein, schaffte man mich hieher zu meiner Gemeinde, die mich als einen Menschen,

der keine Verwandten mehr hatte, hinaus in's Siechhaus bringen ließ. Etliche Tage schwebte ich hier wie zwischen Tod und Leben, denn ich hatte mir bei dem Falle am Kopfe sehr wehe gethan. Ein Wundarzt aus der Stadt nahm mich in die Cur, die der gute, selige Herr Pfarrer bezahlt hat; die rechte Cur ging aber erst an, als ich wieder zur Besinnung gekommen war, und diese Cur hat kein Wundarzt an mir verrichtet, sondern der gute Jakob. Dieser merkte gar bald aus meinem ganzen Benehmen wie es eigentlich in und mit mir bestellt sei, und setzte mir in Liebe und ernstlicher Zucht so kräftiglich zu, daß mir zuletzt das Herz weich wurde, und daß ich durch Gottes Gnade auf einen guten Weg kam. Vieles hat nun hiebei auch die gute Schule geholfen, in die mich unser lieber Herr nahm; denn ich hatte, besonders an meinem Arme, ganz unsägliche Schmerzen zu leiden, weil der Knochen zum Theil zerschmettert war, und die Splitter aus dem Fleisch herausgeschnitten werden mußten. Auch demüthigte mich der Gedanke sehr, daß ich nun, weil ich, wie der Arzt sagte, den Arm wohl niemals wieder würde brauchen können, kaum zu einem Handwerk tauglich und ein armer Krüppel sei. Aber auch da half mir der gute Jakob, und zwar hier durch diesen alten Freund, der mit einem Schullehrer in der Stadt wohl bekannt war, welcher gerade damals wegen seiner Kränklichkeit einen jungen Gehilfen suchte. Ich hatte mir, auf Zureden und unter Anleitung des Jakob, so lange ich noch im Siechhaus war, rechte Mühe gegeben, etwas zu lernen, und habe das nachmals noch mehr gethan, da ich als Gehilfe des Stadtschullehrers den Kindern Unterricht geben mußte im Lesen, Schreiben und Rechnen. So bin ich durch Gottes Hilfe ein Lehrer der Kinder geworden,

weil mich der gute Jakob, dem Gott das in der Ewigkeit lohnen möge, was er an meiner armen Seele gethan hat, selber zu einem andern Lehrer gewiesen und geführt hat, der uns arme Menschen durch Leid und Freud' vorbereitet für die Ewigkeit."

Der alte Freund, dessen der Schullehrer so eben in seiner kurzen Geschichte erwähnt hatte, war jener nämliche Greis, welchen der junge Pfarrer bei dem Jakob angetroffen hatte, als er diesem zum vorletzten Male das heilige Abendmahl reichte. Er redete deshalb den Greis als einen alten Bekannten an, und fragte ihn: „Und wie seid denn Ihr mit dem Jakob bekannt und so befreundet geworden?"

„Herr Pfarrer," antwortete der Alte, „wenn hier diese Drei als Kinder oder als junge Leute dem armen Jakob manche Unruhe verursacht haben, so habe doch ich es ihm noch viel ärger gemacht, und zwar nicht als Kind, es müßte denn an Verständniß gewesen sein, sondern noch als Mann, dem fast schon das Haar zu ergrauen anfing. Ich bin der jüngere Bruder jenes alten Hirtenweibes, mit welchem der Jakob zu seiner Zeit auch manche Noth gehabt hat. Schon auf meiner Wanderschaft hatte ich mir das arge Branntweintrinken angewöhnt, und als ich in die Heimath kam, vertrank ich auch nicht blos Alles, was ich mit meinem Handwerk als Wagner verdiente, sondern verpraßte nach und nach Alles, was ich hatte, so daß ich bei einem andern Wagner an die Arbeit gehen mußte. Wenn ich aber auch da eine Woche lang, bis ich wieder Lohn bekam, erträglich gut that, so fiel ich doch jedesmal gleich wieder in mein Laster, wenn ich am Sonnabend das Geld in meiner Hand hatte. Da betrank ich mich dann gewöhnlich, und weil mich meine Hausleute nicht hineinließen,

und auch, weil ich mich vor ihnen schämte, ging ich dann immer in das Siechhaus, wo meine Schwester und der arme Jakob wohnten, um da den Rausch auszutoben oder zu verschlafen. Zwar ermahnte mich dann, wenn ich wieder nüchtern war, der Jakob mit aller christlichen Liebe, und meine Schwester schalt mich hart aus; aber all' das Ermahnen und Schelten half nichts. Als nun aber auf einmal meine Schwester durch den Jakob auch anfing, sanftmüthig und liebevoll zu werden, und mit ihm in einerlei Weise zu mir sprach, da ging mirs eher zu Herzen, und ich schämte mich zuletzt so vor den Beiden, daß ich lieber im Freien oder in einem Heustadel schlief als im Siechhause. Einmal aber, da ich übermäßig viel getrunken hatte, überfiel mich ein Blutsturz, und man schaffte mich mehr todt als lebendig ins Siechhaus. Unter der Pflege meiner Schwester kam ich wieder zu mir, und nun, da ich mich so matt und krank fühlte, war die rechte Stunde gekommen, in der mir Gott mein Herz aufthat, daß ich Jakobs und meiner Schwester gute Worte willig und gern annahm. Von dieser Stunde an bin ich umgekehrt zum Vater, wie der verlorne Sohn, und der Vater hat mich in Gnaden angenommen und mir Beständigkeit verliehen, auch späterhin mir diese erhalten, wo ich durch meine Verheirathung mit einer braven Wittwe wieder in äußerlich gute Umstände kam. Und sehen Sie, Herr Pfarrer — so schloß der Alte seine Erzählung — auf solche Weise wie ich, oder wie der Schullehrer da, können alle Die, welche als Leidtragende um den guten Jakob hier an Ihrem Tische versammelt sitzen, die Gnade Gottes rühmen, die ihnen durch jenen armen Krüppel widerfahren ist."

„Und ich," so fügte der junge Geistliche, mit einer Thräne im Auge, hinzu, „will nicht der Letzte sein, der

diese Gnade rühmt. Auch mir ist der arme Jakob ein Prediger der Gerechtigkeit gewesen, die vor Gott gilt, und mit Gottes Hilfe will auch ich dieses von nun an immer mehr und besser durch Wort und That bezeugen."

---

14. Der geistige Compaß auf der Fahrt des Lebens.

Wie vielerlei und welche Gerichte es bei dem berühmten Gastmahle gegeben habe, welches in den letzten Tagen des Aprils 1493, dem Christoph Columbus, dem Entdecker der neuen Welt zu Ehren, der Großadmiral von Spanien, Pedro Gonzalez da Mendoza, veranstaltete, das möchte sich wohl kaum noch erfragen lassen. Der Küchenzettel ist verloren gegangen, darauf die spanischen Fleischspeisen mit Knoblauch und Zwiebeln, die in Zucker gesottenen Pistazien, Kastanien und Orangen, die maurischen Kuchen aus Blätterteig und Lämmerschwanzfett, nebst vielen anderen, süßen wie sauren Speisen verzeichnet standen. Dennoch läßt uns die Kunde, welche von dem Gastmahl auf uns gekommen, ein Gericht errathen, das es bei dieser Gelegenheit auf der Tafel des Großadmirals gegeben hat: dies war eine Schüssel mit hart gesottenen Eiern. Denn als einer der anwesenden Gäste, ein Mann, zwar von hoher Geburt, doch, wie es scheint, von niedrer Denkart, welcher voll Neides gegen den hochgerühmten Seefahrer war, diesen fragte: ob er wohl meine, daß

nicht auch ein Anderer, so gut als er, die Fahrt über das Meer machen und das ferne Land hätte entdecken können? — da nahm Columbus, statt der Antwort, ein Ei, reichte dasselbe dem Frager in die Hand und hieß ihn den Versuch machen, es auf eine seiner Spitzen zu stellen. Eine solche Aufgabe erschien Allen unmöglich, man gab dasselbe an Columbus zurück, damit er selber, wenn er's vermöge, das Räthsel löse. Ruhig und seiner Sache gewiß, nahm der große Seefahrer das Ei, zerbrach mit einem leisen Stoße auf den Tisch das runde Ende desselben und brachte es so zum Stehen. „In dieser Weise können wir freilich das Kunststück auch," sagten etliche der Gäste. — „Ebenso", erwiderte Columbus, „mag es jetzt Vielen eine leichte Sache deuchten, die Fahrt über das Meer nach meinem Ziele zu machen, seitdem die Bahn durch einen kühnen Anlauf gebrochen ist."

Was hatte aber in der Seele des Columbus den unwiderstehlichen, durch kein Hinderniß besiegbaren Drang geweckt und groß gezogen, jenen ersten kühnen Anlauf zu wagen?

Welche Erfahrung von außen, oder welche Stimme in seinem Innern verbürgte ihm den glücklichen Ausgang eines Unternehmens, das in den Augen Aller, selbst der Sachverständigsten, so zweifelhaft war? Faßte er nicht mit derselben Sicherheit und Ruhe, wie an der Tafel des Großadmirals das Ei, auch das Senkblei in die Hand und die Richtung der Magnetnadel am Compaß in's Auge, als er auf schwachem Fahrzeug hinaus steuerte in das freie Meer, wo nur noch Himmel und Wasser, keine Küsten des Festlandes oder der Inseln zu sehen waren? — Das, was er mit sich auf die große Fahrt genommen hatte, das, was ihn mit solcher Sicherheit auf derselben

führte und zu seinem Ziele brachte, war ein noch ungleich besserer, unwandelbar treuerer Wegweiser, als die Magnetnadel im Compaß. Denn sie wird nur durch den Strom der magnetischen Naturkräfte in ihrer Richtung erhalten; schon von höherer Art als dieser Strom ist jener Zug des inwohnenden Lebens, der den wandernden Vogel als Instinkt über Meer und Land zu seinem Bergungsort für den Winter und im Frühling zurückführt nach der heimathlichen Wohnstätte des Sommers; von noch höherer aber jener innere Drang, der den Menschen zu dem Ziele geleitet, das dem Streben seines Geistes von der Geburt an gesetzt ist.

Wer des Columbus äußre wie innre Geschichte genauer kennt, der weiß es, daß der Quell jener Sicherheit und Ruhe, mit welcher er das große Werk seines Lebens anfaßte und vollführte, zu dem er sich von Jugend an durch Gottes Gnade berufen und erwählt fühlte, in seinem gläubigen Herzen lag. Selbst das leibliche Herz des äußerlichen Menschen hat von den andern Gliedern manches Besondere voraus. Während die Hand und der Fuß durch den Antrieb des Willens, der vom Haupte ausgeht, bewegt werden, und während dieselben zu ihren Bewegungen der Leitung des Auges und der andern Sinne bedürfen, welche der Hand zeigt, nach was sie greifen, dem Fuße, wohin er gehen soll, während ferner die Hand und der Fuß, das Auge, das Ohr und alle äußern Glieder bei ihrer Geschäftigkeit gar leicht ermüden und von Zeit zu Zeit des Ausruhens so wie des Ausschlafens bedürfen, wird das Herz durch den Antrieb eines allgemeinen Lebensodems, der in den Lungen aus- und eingeht, ohne Zuthun des Willens, ohne die Anleitung der äußern Sinne, bei Tage wie bei Nacht in seinem rastlos sichern Gange er-

halten. Der Fuß und die Hand, selbst wenn ihnen der Tag zu ihrem Geschäfte leuchtet, können straucheln und fehlgreifen, das Auge kann getäuscht werden, das Ohr unrichtig hören. Dergleichen Irrungen sind die Bewegungen des Herzens, so lange der Lebensodem in gesunder Weise in den Lungen aus- und eingeht, nicht ausgesetzt, es gibt der Welle des Blutes einmal wie das andre Mal seine Richtung nach allen Theilen des Leibes hin und zieht die zerstreuten Wogen wieder nach seiner Mitte zurück. Eben so und noch mehr waltet in dem Herzen des innern, geistig gesunden Menschen ein Lebensodem, der aus der Welt des Geistigen und Göttlichen in die Seele eindringt, und da wo dieser waltet, geht das Gemüth ungestört und ungehemmt von den Phantasieen und Irrthümern der erkennenden Vernunft seinen sichern Gang.

Wie ganz anders, als Columbus selber, benahmen sich, auf der Fahrt über das unbekannte Meer die Reisegefährten desselben, in denen nicht das zuversichtlich feste Hoffen des gläubigen Herzens, sondern allerhand tief eingewurzelte Irrthümer des Verstandes, so wie phantastische Hirngespinste die Herrschaft führten. Hatten doch die meisten dieser Begleiter nur durch königliche Gewalt oder durch große Versprechungen bewogen werden können, die Lustreise in ein Paradies der Erde mit zu machen, von welchem ihnen nachmals das Scheiden so wehe thut. Denn noch herrschte, selbst in der Zeit von Columbus' großer Entdeckungsreise, in vielen Köpfen der Wahn von einer heißen Erdzone, in deren Sonnengluth alles leicht Brennbare sich entzünden, alles Lebende absterben müsse; von einem Meere, aus dessen von keinem Winde bewegten, ewig still stehenden Wogen keine Wiederkehr möglich sei, so wie von andren ungeheuren Gefahren, die in der noch

unbekannten, von keinem Seefahrer besuchten Region des Gewässers die Reisenden erwarteten. Darum erbebten selbst die Muthigsten unter diesen Leuten, als, vom günstigen Ostwinde geführt, die Schiffe in wenig Wochen Hunderte der Seemeilen zurückgelegt hatten und der Lauf derselben noch immer sich fortsetzte, ohne daß eine Spur des ersehnten Landes sich zeigte. Steigerte sich doch selbst die Furcht der Reisegenossen bis zur Verzweiflung, in welcher sie zu Mordanschlägen gegen den Mann, der sie auf die Bahn des Ruhmes und des äußern Glückes geführt hatte, sich erniedrigten.

Aber selbst der große Columbus, wenn bloß das Auge seines Verständnisses, nicht ein Drang jenes Hoffens, das nie zu Schanden werden läßt, ihn auf seiner Reise über das Meer geführt und geleitet hätte, wäre schwerlich zu dem Ziele gelangt, das zwar ein ganz andres war, als sein Verstand ihn erwarten ließ, dennoch aber das wahre, rechte, wohin sein innres Streben von Jugend auf gerichtet gewesen. Zwischen diesen beiden: dem Gedankenbild, das sein Verstand sich geschaffen und jenseits des westlichen Meeres hinversetzt hatte, und dem neuen, noch ganz unbekannten Erdtheil, zu dessen Entdeckung Columbus bestimmt war, fand sich ein Unterschied, wie zwischen Alba longa, auf welchem, gleich einem Strahl der untergehenden Sonne, die Erinnerung an Trojas altes Herrscherreich ruhete und zwischen der Wohnstätte kriegerischer Hirten auf dem Palatinischen Berge, aus welcher Rom, die Herrscherstadt so vieler Völker, erwuchs. Irre geleitet durch Marco Polo's anziehende Reiseberichte und die Erdkarte, welche der gelehrte Florentiner: Paolo Toscanelli nach diesen Berichten entworfen hatte, wollte Columbus keineswegs durch seine kühne Fahrt über das

Meer neue Länder, sondern nur die schon den Alten bekannten östlichen Küstengegenden von Asien, und die noch weiter gegen Osten gelegenen Inseln (von China und Japan) aufsuchen, um dort, in dem Reiche mächtiger Herrscher, die Erkenntniß des Christenthums zu verbreiten. Jenen östlichsten Saum des asiatischen Festlandes dachte er sich nicht weiter als etwa 1000 Meilen von Lissabon entfernt, die halbmährchenhaften Inseln: Antille und Cipango (Japan) sollten aber nach seiner auf sehr gelehrten Gründen ruhenden Vorstellung noch viel näher gegen die europäische Westküste liegen.

Welch ungeheuren Luftsprung hatte bei dieser Gelegenheit die große Kunst der Gelehrten, das erleuchtete Wissen der Erdbeschreiber gemacht! Ein ganzer Welttheil: Amerika, dann das weitausgedehnte, stille Meer liegen zwischen den westlichen Küsten von Europa und Afrika, und den östlichsten Theilen von Asien: in unsern Tagen würde jeder Zögling einer guten Bürgerschule über den unbegreiflichen Irrthum lächeln. Und dennoch war es so; selbst in einem so hochbegabten Manne wie Columbus wäre der Verstand, so sehr er auch von dem Lichte des Wissens erleuchtet schien, nie zu dem Ziele gelangt, welches das bewußtlos-blinde Hoffen des Herzens suchte und fand. Hätte man dem Entdecker von Amerika, als er seine Fahrt beginnen wollte, gesagt, wie groß die eigentliche Entfernung des östlichsten Asiens, oder wie man mit dem allgemeinen Namen es nannte: Indiens, von der europäischen Küste sei, er hätte sogleich den Plan seiner Reise als unausführbar und alle die Hoffnungen aufgegeben, in diesem ersehnten Indien ein christliches Reich zu stiften und durch fleißigen Verkehr mit demselben die Schätze des Goldes und der Perlen zu gewinnen. Der Zug in seinem Innern, welcher auf dem

Wege seiner Bestimmung ihn geleitete, führte ihn in einen Welttheil, der, wenn auch erst in einer selbst uns noch fern liegenden Zeit, eine Gesammtheit vieler christlichen Reiche, und vorläufig so wie beiläufig, eine Fundstätte vieler von Europas Völkern hochgeachteten und gesuchten Schätze werden sollte.

Es ist eine große Macht der irdischen Körpergewalt, welche die Magnetnadel im Compaß sicher in ihrer Richtung erhält, mag der Wind so oder anders wehen, Sonnenschein sein oder Regen. Noch größer aber ist jene Macht der geistigen Natur, welche dem innern Leben des Menschen seine Bahn anweist und dasselbe mit Sicherheit zu dem Ziel dieser Bahn geleitet. Der Horizont der Erkenntnisse kann mancherlei Trübungen und Stürme, sowie Erweiterungen und Aufhellungen erleiden; der innere Zug findet selbst durch Nacht und Dunkel seinen Weg. Dennoch sollen und müssen, wenn die Lebensreise des Menschen ganz gut von statten gehen soll, die Einsicht und Vorsicht des Verstandes und der Drang des Herzens beisammen sein, wie in der nachstehenden kleinen Erzählung der Sehende und der Blinde.

---

15. Ein Blinder bringt den Sehenden nach Rom.

Es sind schon viele Künstler und Kunstfreunde auf eigne wie auf fremde Kosten nach Rom gereist, daß aber einer auf Kosten eines blinden Bettlers dahin kommt, mag schon zu den Seltenheiten gehören. Und doch ist dieses dem Franz Perrier geschehen, einem französischen Maler aus dem siebenzehnten Jahrhundert (er starb 1660), der zu seiner Zeit berühmt und beliebt war, und dessen Werke noch jetzt in seinem Vaterland in Achtung stehen.

Perrier lebte in seiner Jugend zu Lyon, welches seine Vaterstadt war, in sehr großer Armuth und Abgeschiedenheit; denn die Fabrikanten und Stickerinnen, für welche er Muster zeichnete, bezahlten ihm für seine Arbeit so wenig, daß er kaum das tägliche Brod davon hatte, und die Maler, denen er bei der Farbenbereitung und bei andern Geschäften zuweilen an die Hand ging, konnten ihm auch nicht viel geben, weil sie selber nicht viel hatten.

In dem Dachstübchen, das er bewohnte, konnte er sich an kalten Wintertagen kein Kamin heizen, weil keines darinnen war; er ging deshalb zu einem Nachbar, der sich am Abend beim Kaminfeuer seine Suppe kochte, und wärmte sich bei ihm. Dieser Nachbar war ein wackrer, frommer Mann, dabei aber stockblind. Er trug seit vielen Jahren den Wunsch mit sich herum, daß er doch einmal nach Rom pilgern und dort seine Andacht verrichten möchte an der heiligen Treppe und im Lateran, so wie bei St. Peter und bei St. Paul. Der Franz Perrier wußte sich

aber auch nichts Lieberes, nichts Ersehnteres auf der Welt, als eine Reise nach Rom, in die Hauptstadt der Künste, von deren Herrlichkeiten er die Maler und andre Leute, welche dort waren, so oft hatte erzählen hören. Wenn dann die beiden beisammen saßen, da sprachen sie von nichts weiter als von Rom, und was das für ein Glück, für eine Freude sein müßte, wenn man dahin kommen könnte. Bei dem Blinden besonders war das Verlangen nach dieser Reise ein so sehnliches und herzliches, daß er oftmals, wenn ihm der Franz, welcher von beiden der Beredtere war, wieder einmal von dem schönen, herrlichen Rom erzählt hatte, von seinem Sitze aufsprang, die Hände zusammenschlug und laut ausrief: Und ich muß doch noch nach Rom kommen, es mag geschehen wie es wolle, ich m u ß, ich w i l l dahin reisen.

Der gute Mann aber, wenn er so rüstig aufgesprungen war, als wollte er sich heute Abend noch auf den Weg machen, setzte sich doch gar bald wieder auf seinen Schemel am Kamin, und fing an hin und her zu überlegen, ob es denn für ihn wirklich eine Möglichkeit sei, so eine weite Reise zu machen? „Zu weit," so sprach er, „wäre mir der Weg freilich nicht, wenn ich ihn nur sehen und mich so darauf zurecht finden könnte, wie hier auf meinem Hausplatz und in meiner Kammer, und wie allenfalls in der Nachbarschaft. Ich wollte dann die etliche hundert Meilen, und wenn es ihrer noch einmal so viele wären, recht gern zu Fuße laufen, am Tage mit Wasser und Brod und bei Nacht mit einem Strohlager mich begnügen, aber ich bin ja stockblind, dazu so bettelarm, daß ich keine Fuhre und nicht einmal einen Führer bezahlen kann."

In einem solchen starken, innigen Verlangen, wie

das des armen blinden Mannes war, liegt eine ansteckende Gewalt, am meisten für solche Seelen, in denen ein gleichartiges, wenn auch nicht so heftiges Verlangen ist. Franz sprang zuletzt auch einmal mit dem Nachbar zugleich von seinem Sitze auf, klatschte wie dieser mit den Händen und sagte: „Wißt Ihr was? Ich will Euer Führer nach Rom sein, denn ich will und muß auch dahin reisen, so gut als Ihr. Freilich, wie Ihr wißt, habe ich keinen Sou auf die Reise zu verwenden, denn für das wenige Geld in meiner Tasche muß ich mir Schuhwerk und ein Gewand anschaffen. Ihr habt zwar auch nicht viel, doch aber etwas; bezahlt Ihr für mich, so weit eure Baarschaft eben reicht, das Brod, das wir auf dem Wege verzehren, für das Andre laßt den lieben Herr Gott sorgen. Ich verstehe zur Noth noch so viel Latein als für die Ansprache in den Klöstern erforderlich ist, das Welsche erlernt sich nebenbei; schönes Wetter haben wir gerade auch, und wenn wir uns noch in dieser Woche auf die Reise begeben und kommen jeden Tag nur vier bis fünf Stunden Weges vorwärts, halten dabei auch noch manchen Rasttag in den Klöstern, dann können wir am St. Johannistag im Lateran und an Peter und Paul in der St. Peterskirche der Messe beiwohnen, die der Papst hält."

Der Blinde klatschte laut in die Hände, drehte sich vor Freude im Kreise herum und sagte: „Ei mein lieber Franz, Gott vergelte dir das. Nicht diese Woche, sondern gleich morgenden Tages bin ich zur Abreise bereit. Für's Gewand darfst du nicht sorgen, denn ich habe noch einen Festtagsrock von meiner Jugend her, der mir jetzt zu eng ist, für dich aber gerade weit genug, und ein Paar Schuhe kann ich dir auch geben. Auch habe ich so viel Geld, daß wir wenigstens aus Lyon hinaus nicht mit leerer Tasche

gehen dürfen, und, wie Du sagst, für das Andere lassen wir den lieben Gott sorgen."

Das war ein fröhliches Paar von Wanderern, dieser Sehende und dieser Blinde, das jetzt an einem schönen Frühlingsmorgen, im Mai, Hand in Hand hinauszog von Lyon auf die Straße nach Grenoble. Dem Blinden freilich, der in seinem Leben noch niemals viel gegangen, dabei von etwas schwerfälligem Körper war, wurde das Gehen in den ersten Tagen ziemlich sauer, und da sie später an's Gebirge kamen, da mußte er oft Halt machen und ausruhen. Aber seine Freude darüber, daß er jetzt endlich auf der Reise nach dem lieben Rom sei, war so groß, daß er den Schmerz seiner wunden Füße und seine Müdigkeit vergaß, und wenn der Franz nach seiner immer fröhlichen Laune in's Singen kam, da stimmte auch der Blinde freudigen Muthes mit ein. Der Franz hatte sich sein Führergeschäft etwas leichter gemacht; so Hand in Hand zu gehen, das war ihm unbequem; er band sich eine Leine um die Brust und dem Blinden unter den Schultern durch um den Rücken, und so zog er, wenn's Noth that, den müden Reisegefährten wie einen Sack hinter sich drein, bei welcher Gelegenheit man dann täglich ein hübsches Stück vorwärts kam.

Der junge Bursche hatte aber einen eben so rüstigen Magen als rüstige Glieder; er war immer bei gutem Appetit und mit der Sättigung dieses Appetites würde es windig ausgesehen haben, wenn der Blinde nicht dabei gewesen wäre. Dieser zwar hatte kein Kapital bei sich, aber er war selber ein Kapital; denn man brauchte da nicht zu den bemittelten Reisenden, welche dem wandernden Paare begegneten, zu sagen: „Gebt einem armen Blinden etwas," sondern wer die Beiden, in ihren abgetragenen Gewän-

dern, mit Staub und Schweiß bedeckt, den Blinden geschleppt und gezogen vorüber wandern sah, der griff, wenn er etwas Ueberflüssiges darinnen hatte, von selber in die Tasche und gab es dem Franz als Zehrgeld für die Pilgerschaft nach Rom. So beschenkte sie unweit Grenoble ein vornehmer Geistlicher, der auf einem Maulthier geritten kam, nachdem er einige Fragen an sie gethan hatte, mit einem Goldstück, dergleichen der Franz in seinem Leben noch keines gesehen, der Blinde noch keines gefühlt hatte.

Nicht aber die Almosen, die sie auf der Straße, sondern mehr noch die freien Herbergen, die sie auf ihrer Reise empfingen, machten ihnen diese so leicht, als wenn sie beide mit vollen Beuteln versehen gewesen wären. Denn wenn die beiden Wandrer am Mittag oder am Abend in ein Kloster kamen, was auf einem großen Theil des Weges täglich geschah, da brauchte der Franz kaum sein lateinisches Sprüchlein herzusagen; man führte sie ungebeten zum Tische oder zum Lager der Pilgrime. Der Franz sowie sein Begleiter hatten noch niemals an Sonn- und Festtagen so gute Fleisch- und an Fasttagen so gute Fastenspeisen gegessen, dazu so viel Wein gehabt, als auf dieser Reise, und die Nachtlager waren meist auch viel besser, als die ihrigen in Lyon; ja wenn sie auch den andern Tag noch da bleiben wollten, um ein wenig auszuruhen oder an dem Ort sich umzusehen, da hatte Niemand etwas dagegen.

Aber es war in der That wunderbar; der Blinde, der doch des Ausruhens und der Pflege am meisten bedurft hätte, der trieb immer am ersten und angelegentlichsten weiter, während der Franz oftmals gern noch länger geblieben wäre, um das eine oder das andere schöne Ge-

mälde zu sehen. Das sehnliche Verlangen, das den blinden Mann nach Rom trieb, war heftiger und stärker, als die Lust am Sehen, die den Franz zog; es half nichts, Perrier mußte mit seinem blinden Zahlmeister und Brodherrn weiter, und je näher sie an das Ziel der Reise kamen, desto rüstiger fing der Blinde an zu marschiren. Der Franz brauchte ihn jetzt nicht mehr zu schleppen, sondern eher hätte der andere ihn geschleppt, wenn er in seiner Blindheit auf dem Wege sich hätte forthelfen können. Es ging ihm alles zu langsam und schon früh vor Tag weckte er den Franz auf zum Weitergehen. Ja er wäre wohl manchmal noch die halbe Nacht auf den Beinen geblieben, wenn es den Perrier nicht so sehr gehungert und gedürstet hätte.

So kamen die beiden schon etliche Tage vor dem St. Johannisfeste nach dem geliebten Rom, wo sie in dem französischen Kloster, nicht weit von St. Maria maggiore, eine gastfreundlich landsmannschaftliche Aufnahme fanden.

Sie hatten nun beide das Ziel ihres Sehnens erreicht; Franz Perrier konnte nach Herzenslust schauen, was die Weide seiner Augen war, der Blinde konnte seinem frommen Triebe: anzubeten an den für ihn heiligen Stätten, volle Genüge thun. Und daß ich es kurz mache: Perrier fand sein Brod, zugleich aber auch die Mittel zu einer eigentlich künstlerischen Ausbildung durch das Copiren der Meisterwerke, das ihm allmählig, so wie seine Hand geübter wurde, einige Gemäldehändler auftrugen; später kehrte er, nach seinem Maaße als vollendeter Künstler, nach seinem Vaterland zurück, lebte und starb als angesehener und wohlhabender Meister seiner Kunst in Paris. Für die Rückreise des Blinden war nun auch durch den

Sehenden gesorgt, der von seinem Verdienst das Zehrgeld und Fuhrlohn für den Gefährten hergab.

Du aber, mein lieber Leser, fühlst du nicht auch eine Regung der Wanderlust, und zwar nach den seligen Hütten des überirdischen Jerusalems? Mach dich getrost auf den Weg, wenn du jenen Drang in dir hast, der eine gewisse Zuversicht ist dessen, das er hofft, und der nicht zweifelt an dem, das er nicht siehet, denn dieser Drang, wenn sich der Geist des Erkenntnisses zu ihm gesellt, wird diesen seinen Gefährten nähren und stärken auf dem Wege, und unaufhaltsam in seinem Laufe ihn fördern, bis einmal aus dem Glauben das selige wirkliche Schauen wird.

---

16. Die Jugendgeschichte des Capitäns Demetrio.

Eine Feuersbrunst an seinem Wohnort und in der Nähe seines Elternhauses, vielleicht eine solche, bei welcher mehrere Familien um Haus und Hof, einzelne Menschen auch um ihr Leben kamen, hat wohl Mancher von uns mit eigenen Augen gesehen. Wenn das betrübende Ereigniß in die Zeit seiner Kinderjahre fiel, mag auch der Eindruck davon ein so tiefer und andauernder gewesen sein, daß ihm das Auflodern der Flammen, das Zusammenstürzen der Dächer, das Angst- und Jammergeschrei der Menschen, das Brüllen des Viehes, der Anblick der Kinder, die man in ihren Wiegen, der bleichen Kranken, die man in

ihren Betten davon trug, noch immer lebhaft vor der Seele stehen. Aber wenn die Stunden einer solchen Noth vorüber waren, fanden doch die Kinder ihre Eltern, die Eltern ihre Kinder wieder; die Verarmten fanden Freunde und mitleidige Nachbarn, die ihnen Kleider und Speise reichten, und die Bäume im Garten, die Saaten, sowie die Früchte des Feldes standen noch unversehrt da.

Anders ist dieses freilich im Kriege, wenn das Feuer, welches die Hütten und Häuser verzehrt, nicht durch den Blitz, oder durch Verwahrlosung, nicht durch die Hand eines ruchlosen Brandstifters im Verborgenen, sondern durch eine mächtige Schaar der Feinde, vor Aller Augen angezündet und genährt wird, und wenn die, welche den Flammen entflohen sind, nicht einmal für das nackte Leben Schutz und Sicherheit finden, sondern überall nur Gefahren des Todes unter dem Schwert der Feinde. Und dennoch bleibt auch da noch vielen der Unglücklichen ein Bergungsort zwischen Felsen und in den Wäldern, oder das Entkommen in einen noch verschonten Landstrich möglich; das einzeln herumirrende Kind wird nicht so leicht in Gefahr gerathen zu verhungern, denn es gibt noch Menschen im Lande, die ihm einen Bissen Brod so wie ein Kleidungsstück reichen, und ihm eine Schlafstätte anweisen, in der es vor Regen und Frost geschützt sein kann.

Eine solche Erleichterung seines Elendes fand der Capitän Demetrio nicht, als in seinem sechsten Lebensjahre eine Rotte barbarischer Feinde nicht nur die Hütte seiner Eltern, sondern alle Wohnungen der Menschen niederbrannten, die auf seiner kleinen Heimathinsel standen; als diese Mordgesellen nicht nur einzelne, sondern außer ihm alle Bewohner des Eilandes umbrachten oder wegschleppten, die Bäume niederhieben, die Saatfelder ver-

wüsteten, die Vorräthe der Nahrungsmittel, so wie das Vieh raubten, und nichts zurück ließen als eine Brandstätte voller Trümmer und Leichen.

Demetrio war zu Anfang der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts auf einer jener kleinen Inseln geboren, die, unter dem Namen der Spalmadaren bekannt, zwischen Chios (Skio) und dem felsigen Vorgebirge liegen, das die Bucht von Smyrna im Westen umgürtet. Das Eiland war nur von etwa dreißig Familien bewohnt, die sich vom Fischfang, vom Ertrag ihrer Fruchtbäume, von der Milch und dem Fleisch ihrer Ziegenheerden ernährten, und nebenbei mit dem Mastix, den sie aus ihren kleinen Pflanzungen gewannen, so wie mit Badeschwämmen einen geringfügigen Handel trieben. Demetrio's Vater war der Pope (griechischer Priester) und zugleich der Schullehrer seiner kleinen Gemeinde; er sowie die Mutter, standen noch in kräftigem Alter; außer dem Demetrio war ihnen eine Tochter geboren, welche um drei Jahr älter war als der Bruder. Es war eine glückliche Familie, deren stille Hütte, soweit der nachmalige Capitän sich erinnern konnte, niemals eine Krankheit oder andere äußere Noth berührt hatte; Eltern und Kinder lebten in Liebe und Frieden beisammen, hatten zur Genüge ihr tägliches Brod und durch den Fleiß der Mutter ihre Kleidung. Wenn dann auch der Vater zuweilen von den blutigen Gräuelthaten erzählte, welche die Türken, die in dem gegenüberliegenden Lande wohnten, an den Christen verübt hatten, so lautete dieses den Ohren der Kinder zwar grausenhaft genug, hier aber auf der kleinen Insel, der sich nur die ortskundigen Fischer mit ihren Booten zwischen den Klippen hindurch zu nahen vermochten, hielt man sich für so gesichert, daß keine leb-

hafte Furcht und Sorge vor den weit abwohnenden Feinden aufkommen konnte.

Nicht sehr fern von dem friedlichen Eiland, im Süden des felsigen Vorgebirges des jenseitigen Festlandes, findet sich die enge, seichte Bucht von Tschesme, in welche im Jahre 1770 die türkische Flotte durch die russische Seemacht und Englands Seehelden hineingedrängt und dort durch die Brander, welche der britische Heldenmuth in die Reihen der feindlichen Schiffe führte, entzündet wurde. Die Schaaren der Türken hatten sich großentheils aus dem allgemeinen Brande, der ihre Flotte ergriff, hinüber an die ganz nahe Küste gerettet und dort, wie von einem Feuer der Hölle entzündet, ihren Ingrimm an den schuldlosen griechischen Christen ausgelassen, deren Ortschaften sie niederbrannten und zerstörten, die Menschen selber aber entweder unter ausgesuchten Martern hinrichteten, oder als Sclaven hinwegführten. Ueberhaupt war die Furcht, welche der damalige Sieg der christlichen Seemächte bei den Türken erregt hatte, nur eine sehr schnell vorübergehende gewesen, während die rachsüchtige Erbitterung gegen die christlichen Unterthanen des Reiches eine sehr lang andauernde wurde, und deshalb hatten, weil sie unbestraft blieben, die Barbaren fortwährend, bald da bald dort, die griechischen Dörfer und Inseln durch Gewaltthätigkeiten und Mordbrennereien in Angst und Schrecken gesetzt. Ein solcher Schlag sollte jetzt auch mehrere Inseln der Spalmadaren treffen.

Demetrio konnte sich noch ganz deutlich daran erinnern, daß er eines Abends, als er mit andern Kindern an der Seeküste spielte und Muscheln sammelte, fremde Fahrzeuge in der Nähe der Inseln gesehen habe. Einer der ältern Knaben, welcher schon einige Male mit seinem

Vater, der mit Mastix und Seeschwämmen handelte, in Smyrna gewesen war, erkannte die Boote als türkische, und die Kinder liefen erschrocken zu ihren Eltern, um diesen die Kunde davon zu bringen. Mehrere Männer eilten an's Ufer, schauten von der Anhöhe der Felsen hinaus in's Meer, konnten aber keines der fremden Fahrzeuge erblicken, weil diese wahrscheinlich hinter einem nahe am Ufer gelegenen Felsenriff sich verborgen hatten. Man gab sich deshalb leicht der Meinung hin, daß die türkischen Boote, wenn es anders solche gewesen wären, nur im Vorbeifahren der Küste näher gekommen seien als gewöhnlich, kein Bewohner der Insel konnte sich die Möglichkeit denken, daß fremde Boote jetzt, nach Einbruch der Nacht, es versuchen würden, durch dies Labyrinth der Klippen und durch die starke Brandung hier an's Land zu gehen, weil dieses selbst für die einheimischen Fischer ein kühnes Wagestück gewesen wäre. Nach einigen Stunden legten auch die sorgsamsten Hausväter sich zur Ruhe nieder.

Und doch geschahe das, was keiner dieser Sicheren erwartete. Erst viele Jahre nachher erfuhr Demetrio, wie das unvermuthete Ereigniß gekommen sei. Ein schlechter Bursche von der Insel selber war von der kleinen Gemeinde der Bewohner wegen seiner Diebereien und andrer Bubenstreiche aus ihrer Mitte ausgestoßen worden. Er hatte sich in türkische Dienste begeben, und war in diesen als ein sehr geschickter Seemann zur Stelle eines Untersteuermanns vorgerückt. Dieser rachsüchtige Verräther hatte einer Rotte von türkischen, entlassenen Soldaten und andern Freibeutern, welche nebenbei das Geschäft der Seeräuberei betrieben, viel Uebertriebenes von dem Wohlstand seiner gewesenen Gemeindegenossen erzählt, und zugleich lügenhafte Aussagen hinzugefügt von Räubereien und Mord-

thaten, welche die griechischen Bewohner der Insel, wo sie günstige Gelegenheit dazu gefunden, an den Gläubigen des Islams verübt haben sollten. Es war ihm gelungen, mit der Raubsucht der Türken zugleich ihren Fanatismus zu entzünden, und von ihm geführt, hatten dieselben einen plötzlichen Ueberfall auf der Insel beschlossen und zum großen Jammer der Bewohner auch ausgeführt.

Demetrio, dessen Beschreibung der Schreckensnacht, obgleich er damals noch ein zartes Kind war, so treu und so lebendig ist, daß wir sie gern in dieser Erzählung aufnehmen, hatte schon seit mehreren Stunden geschlafen und es mochte in der Mitte der Nacht sein, als seine Schwester ihn weckte. Das Zimmer, worin die beiden Geschwister sich befanden, war schon von der Flamme eines brennenden Nachbarhauses erleuchtet; ein lautes Geschrei der wilden Mordbrenner, sowie der jammernden Männer und Frauen, vermischt mit dem Geheul der Hunde, ertönte aus der Nähe und Ferne. Ein Schuß fiel im Nebenzimmer, die beiden Kinder, aus deren Schlafkammer eine Thür hinaus in den Garten ging, entsprangen eilig, wie gescheuchte Rehe, hinaus ins Freie. In einem Winkel des Gartens stand ein uralter Oelbaum, dessen dicker Stamm hohl war und aus dessen Wurzel eine Menge der wilden Sprößlinge sich erzeugt hatten, welche ein dichtes Buschwerk bildeten. Demetrio hatte sich öfters, beim Spiel mit andern Knaben, in die Höhlung des Baumes versteckt, auch jetzt trieb ihn die Furcht hinein in diesen Bergungsort, während seine Schwester unter dem Gebüsch der Olivenschößlinge und der Myrten sich verkroch. Kaum war der Knabe in Sicherheit, da drang ein Jammergeschrei seiner Mutter zu seinen Ohren, welche um Schonung für das Leben ihres Mannes und für ihr eigenes bat. Ihr antwortete ein für

den Knaben unverständliches Gebrüll der Türken, und hierauf hörte er die Schmerzenslaute beider Eltern, zuerst in herzzerschneidender Heftigkeit und Stärke, dann schwächer und schwächer. Er weinte laut auf und wäre gern wieder herausgestiegen aus seinem hohlen Baum und zu der Mutter, zu dem Vater hingelaufen, aber der Schreck und die Angst hatten seine Glieder gelähmt; er glitt, so oft er auch mit Händen und Füßen sich hinauf zu arbeiten versuchte, immer wieder an den Wänden der Höhlung hinab. Indem er so mit angstvoll klopfendem Herzen, weinend sich abmühte, hörte er auf einmal auch das Hülfsgeschrei seiner Schwester, welches die Stimme der Raubmörder übertönte. Ihr Geschrei um Erbarmen kam anfangs ganz aus der Nähe seines Baumes, dann aus immer größerer Ferne her, so daß er leicht errathen konnte, daß man sie gewaltsam fortschleppte. Darauf hörte er keine menschliche Stimme mehr, sondern nur noch das Krachen der Dächer und der großentheils hölzernen Wände der Hütten, die unter den Flammen zusammenbrachen. Die Lohe warf einen furchtbaren hellen Schein von oben in die Höhlung des Baumes herein; der Himmel war wie von Blut geröthet. Als die Stille mehrere Stunden gedauert hatte, das Feuer der benachbarten Häuser etwas gedämpft war, wurde der Knabe etwas ruhiger, und die Kräfte kehrten ihm wieder so weit zurück, daß er jetzt ohne große Mühe in seinem Baume sich herauf arbeiten konnte, bis zur oberen Oeffnung der Höhlung, von welcher aus er die Gegend rings umher zu überschauen vermochte. Der Gedanke, daß seine Eltern todt sein könnten, lag seinem arglos kindlichen Gemüth so fern, daß sein ganzes Sinnen und Trachten nur darauf gerichtet war, sie aufzusuchen und sich an der Mutter, an dem Vater fest zu klammern.

Als er sich aber umsah nach dem Hause der Eltern, da war dieses nicht mehr vorhanden; da wo es gestanden, sahe man nur rauchende und glimmende Balken und dazwischen noch einige schwärzliche Lehmwände; alle die andern Häuser der Insel, soweit das Auge reichte, waren in gleicher Weise zu rauchenden Trümmern geworden oder sie standen noch in vollen Flammen. Doch dieser schreckende Anblick hätte ihn nicht in seinem Baum zurück gehalten, wenn er nicht zugleich, ganz in der Nähe der kleinen Kirche, bei welcher das Elternhaus gestanden war, um ein Wachtfeuer herum, eine Schaar von Türken gesehen hätte, deren Tracht und Aussehen ihm bisher nur aus den Bildern bekannt geworden war, die der Vater ihm gezeigt hatte. Da wachte auf einmal in ihm die Erinnerung an all' die gräßlichen Mordgeschichten auf, die der Vater, wenn er jene Bilder zeigte, seinen Kindern erzählt hatte. Er zog sich wieder tiefer in seinen Baum zurück und schaute, ängstlich spähend, nur zwischen den dichten Zweigen desselben hinaus nach diesen Feinden. Der rothe Wein, den einige von ihnen aus den Gläsern, welche sie bei sich führten, tranken, — auf der kleinen Insel gab es noch keine durchsichtigen Trinkgeschirre — kam ihm, bei dem Scheine des Feuers, vor wie Blut, ihr Angesicht und ihre ganze Gestalt, durch seine eigene Phantasie noch entstellt und riesenhaft vergrößert, erschien ihm so fürchterlich, daß er den Anblick kaum zu ertragen vermochte. Einer dieser furchtbaren Männer, die lange Tabakspfeife im Munde, stand jetzt vom Feuer auf, und es schien, als wollte er nach dem hohlen Oelbaum, darin sich Demetrio verborgen hatte, hingehen, da kroch dieser ängstlich wieder hinunter in seinen Versteck.

Der arme Knabe, abgesehen von all' dem andern

Elend, das ihn betroffen hatte, und dessen ganzen Umfang er noch gar nicht ahnte, befand sich da unten, in seinem hohlen Baume, in einer beschwerlichen Lage. Nur mit einem Hemde bekleidet, mit bloßen Füßen war er entflohen; jetzt schüttelten ihm seine Glieder vor Frost und vor Angst. Dennoch verfiel er in einen bewußtlosen Zustand, wahrscheinlich des Schlafens, der sich, wenn seine Zeit da ist, von keinem gesunden Kinde abweisen läßt. Wie lange dieser Zustand gedauert habe? das wußte er nicht; er ward aus ihm aufgeschreckt durch die Hiebe einer Axt, die von starker Hand gegen seinen alten Oelbaum geführt wurden. Doch diese Schläge des Beiles hielten nur kurze Zeit an; die Barbaren, welche die ganze, vorher so glückliche Insel in eine unbewohnbare Einöde verwandeln wollten, hatten alle die andern fruchttragenden Bäume der Gärten niedergefällt, die Saaten vernichtet, nur der alte, meist erstorbene Baum, darin Demetrio verborgen lag, mochte ihnen der Mühe des Abhauens nicht werth erscheinen, so daß sie nach kurzem Versuch, um ihre Aexte zu schonen, von der Arbeit abließen. Dennoch schlugen sie wenigstens die noch grünenden oberen Aeste des Stammes ab, davon ein großer Theil auf den Ausgang der Höhlung so wie in diese selber hineinfiel und hiedurch den kleinen Flüchtling um so besser vor den Augen der Mörder und Menschenräuber verbarg.

Es wurde wieder Alles still. Ob er noch einmal geschlafen, oder wie er sonst die Stunden bis an den späten Nachmittag zugebracht habe, daß wußte Demetrio nicht. Ein Gefühl, das mächtiger war als die Furcht: das Gefühl des Hungers und Durstes, überwältigte ihn jetzt so sehr, daß er ihm nicht mehr zu widerstehen vermochte; er kroch durch die Decke der abgehauenen, auf ihn herunter-

gefallenen Zweige hinauf und schaute nach allen Seiten sich um. Nirgends war mehr eine Spur von den Türken, nirgends überhaupt ein Mensch zu sehen und zu hören. Vorsichtig zögernd stieg er von seinem Baume herunter und sein erster Gang war dahin, wo noch gestern das Haus der Eltern stand. Aengstlich schaute er hinein unter die noch immer rauchenden und glimmenden Trümmer, er rief nach Vater und Mutter, niemand aber antwortete ihm, niemand sahe er.

Nicht fern von dem vormaligen Hause der Eltern war eine Art von Felsenhöhle, deren sich die Mutter als eines Kellers bedient hatte, um in ihm die Käse und die Milch ihrer Ziegen aufzubewahren. Der Eingang, um das Eindringen der Sonnenwärme abzuhalten, war mit einer bretternen Fallthüre, darüber mit einer künstlichen Decke aus Moos und Seegras bedeckt. Die Räuber hatten diese kleine Vorrathskammer nicht entdeckt oder beachtet; mit großer Anstrengung seiner Kräfte hob der Kleine die Decke sammt der Fallthüre hinweg und verschaffte sich so den Zutritt zu den Speisen, die seine gute Mutter, ohne dies zu ahnen, für ihren armen, verlassenen und verwaisten Demetrio zusammengespart und bereitet hatte. Indem der Kleine hier an dem Käse, an der Milch, und an dem Brode, das dabei lag, seinen Hunger und seinen Durst stillte, war es ihm, als höre er aus einiger Ferne ein Schießen. Eilig raffte er sich auf, sprang nach seinem alten Oelbaum hin und versteckte sich wieder in seiner Höhlung.

Obgleich es mitten im Sommer, und nach Demetrio's Schätzung bald nach dem St. Johannisfeste war, hatte dennoch, als die Nacht kam, der arme, so leicht wie für das Bett bekleidete Knabe, sehr von der Kälte zu leiden. Er wagte es, stieg noch einmal aus seinem Baum heraus

und holte sich von der Thür des Kellers einen Theil der Decke des Moofes und Seegrases, die über den Brettern gelegen war. Er muß, von der Naturkraft des kindlichen Alters begünstigt, gut geschlafen haben, denn von dem ganzen übrigen Theile der Nacht wußte er nichts mehr; als er erwachte, da stand die Sonne schon hoch am Himmel.

Abermals war es der Hunger, der ihn aus seinem Schlupfwinkel hervortrieb. Nachdem er bei dem sorgfältigsten Umherblicken nirgends etwas bemerkt hatte, das ihn bedenklich machen konnte, schlich er sich, immer um sich schauend, nach der Vorrathskammer der Mutter hin, trank sich hier satt an der noch übrigen Ziegenmilch, raffte in der Eile einige Käse und etwas Brod zusammen und eilte damit wieder hinein in seine kleine, sichere Burg des Oelbaums.

Der Muth war ihm durch diesen wohlgelungenen Versuch gewachsen. Nach einer oder etlichen Stunden wagte er einen neuen Auslauf in's Freie, und zwar diesmal schon einen weiteren. Hinter jedem Baum und Gebüsch zuerst lauschend und spähend, ging er von der Gegend des einen vormaligen Hauses der Insel zur andern. Nirgends war ein Mensch zu sehen und zu hören. Er lief hinaus bis an die Meeresbucht, in welcher sonst die Fischerboote standen; diese waren verbrannt und in Stücke gehauen; nirgends im Meer und an der Küste war ein Fischer oder ein Fahrzeug zu bemerken.

Indem er jetzt, nicht nur in's Weite schauend, sondern auch in der Nähe die Stätten der gräulichen Verwüstung betrachtete, da sah er auf einmal mehrere Leichname, die noch von Blut bedeckt außen auf dem Felde und an dem Meeresufer umher lagen. In einem dieser Leichname er=

kannte er seinen Oheim, den Bruder seiner Mutter, der ihn noch am letzten Abend vor dem mörderischen Ueberfalle der Türken auf seinen Knieen geschaukelt hatte. Ein Schauder ergriff den Knaben, er rannte, so schnell er konnte, nach seinem Oelbaum zurück, saß hier, in seine Seegrasmatte gehüllt, weinend und schluchzend, bis der Schlaf ihm alle Gedanken des Jammers hinwegnahm.

Das, was am nächsten Morgen zuerst in ihm erwachte, war das sehnliche Verlangen nach seinen lieben Eltern und nach seiner Schwester. Er ging abermals nach der Brandstätte seines väterlichen Hauses hin. Aber da sahe es so schauerlich aus, daß er sich nicht über die schwarzen Trümmer hinübergetraute, und daß er seine bloßen Füße aus der noch immer heißen Asche, die vor den Trümmern aufgehäuft lag, schnell zurückzog. Da drinnen, das sahe er wohl, konnte kein Mensch sein, auch seine Eltern, so dachte er, mußten, so wie er, aus dem brennenden Hause heraus gegangen und irgendwo noch verborgen sein. Er lief jetzt an alle die Orte hin, wo er seinen Vater, seine Mutter zu sehen gewohnt gewesen war. Die kleine Kirche, aus Stein gebaut, hatte durch die Flamme nicht gelitten; sie stand mit ihrem Gemäuer und selbst mit ihrem von Steinplatten gedeckten Dache noch unversehrt da. Der Knabe trat hinein, rief mit schüchterner Stimme seinem Vater; es blieb alles stumm und still, und der Gräuel der Zerstörungswuth, der drinnen sich kund gab, scheuchte das arme Kind bald wieder hinaus. Denn das hölzerne Gitterwerk vor dem Altare war hinweggerissen, der Altar selber zerschlagen, die Malereien an der Wand und die Bildwerke zerhauen, der ganze Boden mit den Stücken des bemalten Kalkes und den Splittern des hölzernen Gezimmers bedeckt. Alles, was von einigem Werthe war,

selbst die eisernen Riegel, hatten die Mordbrenner geraubt.

Der Eifer des Nachsuchens und Forschens nach den lieben Eltern trieb den Demetrio weiter. Ihm kam in seinem kindlich beschränkten Verstande der Gedanke ein, seine Leute möchten sich wohl auch, so wie er, in einen hohlen Baum versteckt haben. Die ganze Insel seines Wohnortes ist so klein, daß man sie nach ihrem ganzen Umfange in kaum einer Stunde Zeit umgehen und dabei allen Krümmungen und Auszackungen des Ufers folgen kann. Es gab kein Haus, keinen Garten, ja fast keinen Baum, bei welchem der Knabe nicht nur einmal, sondern öfter, gewesen wäre. Die Häuser, die auf der eigentlichen Fläche der Insel standen, waren alle niedergebrannt, die Bäume abgehauen, bis auf einige wenige, welche die Barbaren übersehen, oder der Mühe nicht werth gehalten hatten, und unter diesen wenigen fand sich keiner, der so weit ausgehöhlt war, daß er hätte zum Versteck eines Menschen dienen können.

Ein neuer Gedanke kam dem Knaben. Bei den Streifereien, die er in Gesellschaft anderer Knaben nach der Meeresküste gemacht hatte, war er öfters an Höhlungen und Klüfte gekommen, die in dem dortigen weichen Schiefergebirge sehr häufig sind. In einer dieser Höhlen konnten sich die Eltern versteckt haben. Sein Entschluß war alsbald gefaßt; er eilte den steilen Abhang hinunter an die Küste, wo die Brandung sich an den Felsen bricht. Von dem Donnern der Wogen, die dort in die unterwaschenen Hohlräume sich hineinstürzen, ward die Stimme des Kindes, so sehr sie sich auch anstrengte, übertäubt, zugleich aber sein Ohr so getäuscht, daß es ihm öfter war, als hörte er die Stimme des Vaters oder der Mutter seinem

lauten Rufen antworten. Er schaute hinein in eine und die andere der höher gelegenen Höhlen, trat in eine der tiefsten und geräumigsten, und sahe da, in dem dämmernden Lichte, das vom Eingange her ihm nachdrang, viele Menschen am Boden liegen. Er meinte, sie schliefen; als er aber näher trat und seine Augen des schwachen Lichtes gewohnt worden waren, da bemerkte er, daß es Leichname seien, deren gespaltene Schädel oder andere offene Todeswunden von dem geronnenen Blute dicht umflossen waren. Mit einem lauten Schrei des Entsetzens sprang er hinaus in's Freie und es schien, als sei ihm erst jetzt das Auge recht für solche Schreckensscenen geöffnet, denn so wie er weiter ging, bemerkte er, auch ohne in sie hinein zu treten, noch an vielen der größern Höhlen und Klüfte die Ströme und Spuren des geronnenen Menschenblutes, sahe Leichname, vereinzelt oder mehrere beisammen, herumgestreut liegen, so wie hin und wieder abgehauene Köpfe.

Es war offenbar, daß ein großer Theil der unglücklichen Bewohner des Eilandes, besonders aus jenen Hütten, die von dem Landungsplatz der Barbaren etwas weiter ablagen, sich, von dem Lärmen geweckt, in die Felsenlöcher am Ufer geflüchtet hatten, in denen sie sich sicher wähnten. Leider aber wußte der verrätherische Renegat, der all' den Jammer über seine eigne Heimathsinsel herbeigeführt hatte, diese Bergungsorte auch, und da die Flüchtlinge vielleicht auch die werthvollsten Sachen aus ihren Wohnungen, so wie ihr weniges Geld mit sich in ihren Schlupfwinkel genommen haben konnten, schien das Aufsuchen derselben für die Räuber nicht unwichtig, um so mehr, da auch hier die weitere barbarische Absicht derselben, keinen Erwachsenen

auf der Insel, der ihren Ueberfall verrathen konnte, am Leben zu lassen, am leichtesten erreicht wurde.

Demetrio war durch das Entsetzen, welches ihm der Anblick der vielen Leichname erregt hatte, so außer sich selbst gerathen, daß er, ohne zu wissen, wohin sein Weg ihn führte, an dem steilen Abhang der Küste bald auf bald nieder kletterte. Da auf einmal kam er an eine kleine, unversehrt gebliebene Hütte; die einzige auf der ganzen Insel, welche die Türken nicht niedergebrannt hatten, wahrscheinlich weil sie an die Stelle, wo dieselbe hinter einem Felsenvorsprung versteckt lag, durch eine glückliche Fügung nicht gekommen waren. Er kannte diese Wohnung einer Fischersfamilie gar wohl, denn die Leute, denen sie gehört hatte, waren die ärmsten auf der ganzen Insel. Seine gute Mutter hatte ihnen öfters Speisen und alte Kleidungsstücke für ihre vielen Kinder zugesandt. Demetrio und seine Schwester waren die Ueberbringer der Gaben gewesen und erst am letzten Tage vor der Schreckensnacht hatten sie einen großen Pack voller Kleider und Wäsche dahin getragen. Wo anders als hier, bei diesen armen guten Leuten, konnten, so meinte der Knabe, seine lieben Eltern sich verborgen haben? Die Thür der Hütte stand offen, er rief zuerst, dann trat er hinein. Er durchsuchte alle Winkel, nirgends war ein Mensch zu sehen, nirgends aber auch eine Spur der Verheerung, welche die Räuberbande sonst überall angerichtet hatte. Sogar die Ziege des armen Fischers, dem Tode des Verhungerns nahe, lag ungeraubt in ihrem kleinen Stalle. Demetrio öffnete die Thüre des Stalles, aber das Thier hob zwar seinen Kopf verlangend nach der freien Luft hin, war aber zu matt, um sich vom Boden zu erheben, bis sein kleiner Retter es durch einige Hände voll frisches Gras und Laub

und einen Napf voll Wasser, das er aus einem nahen Bache schöpfte, gelabt hatte. Unter dem Dache vor der Lehmwand hingen viele halbzertheilte Fische, welche hier an der Sonne getrocknet werden sollten und zum Theil auch schon getrocknet waren. Drinnen im Zimmer auf dem alten Tische lag noch ein Rest der Mahlzeit, welche die Leute am Abend vor der unglücklichen Nacht zu sich genommen hatten. Was aber vor allem die Aufmerksamkeit des halbnackten Knaben auf sich zog, das war jener Bündel der Kinderkleider und Wäsche, den er noch zuletzt mit seiner Schwester hieher gebracht hatte. Der Bündel war geöffnet, sein Inhalt zum großen Theil auf einer Bank ausgebreitet. Demetrio fand da seine eigenen Kleider und Schuhe, die er noch vor Kurzem getragen hatte; er zögerte keinen Augenblick, bald stand er wieder in seinem leichten, griechischen Gewande da; seine Füße waren gegen die Steine und den heißen Sand des Bodens durch die Schuhe geschützt.

„Meine Mutter,“ so dachte er, „wird den armen Leuten die Kleider, die ich ihnen da nehme, reichlich wieder ersetzen und ich will dem Nicolo — so hieß der Knabe seines Alters, für den die alten Kleider bestimmt waren — gern meine neuen Schuhe für diese alten geben.“ Er wußte, als er dies dachte, nicht, daß auch die armen Fischersleute im ersten Schrecken ihre kleine Hütte, wo sie hätten unversehrt bleiben können, verlassen hatten, und daß sie in die nachbarlichen Höhlen geflohen waren, wo sie zugleich mit ihren ältesten Söhnen den Tod von Mörderhand fanden. Von den jüngern Kindern dieser armen Familie traf Demetrio später drei in Ismid an, wo die beiden Mädchen als Sclavinnen, der Nicolo aber auf einem türkischen Fahrzeug als Schiffsjunge diente. Die-

ser Nicolo aber wurde nachmals, als Demetrio zur Stelle eines angesehenen Schiffscapitäns sich aufgeschwungen hatte, in dem Dienste von diesem ein sehr wackerer, tapferer Seemann.

Noch in seinem späteren Alter pflegte der Capitän mit Rührung an das zu denken, was ihm in der armen Fischerhütte begegnet und zu Theil geworden war. Die göttliche Vorsehung hatte ihn durch das mitleidige Herz seiner Mutter hier mit Kleidern versorgt und mit Wäsche. Ohne diese wohlthuende Bedeckung seines Körpers würde er wahrscheinlich die kältern Tage und Nächte, die er später noch hier zubringen mußte, nicht überlebt haben.

Wie er, beruhigt durch den Gedanken und Vorsatz einer baldigen, reichlichen Zurückerstattung ohne alles Bedenken seine alten Kleider sich wieder zugeeignet hatte, so that er es auch, denn er war heute noch nüchtern, mit den Speisevorräthen, die er in der Hütte der armen Leute fand. Freilich waren dies gerade keine solchen, die zu anderer Zeit seinen Geschmack gereizt hätten. Das wenige dünne Scheiben-Brod, das auf den bretternen Schragen lag, war so steinhart, daß er es erst lange im Wasser einweichen mußte, um es genießbar zu machen; der Ziegenkäse war von lebendem Gewürm erfüllt; die getrockneten Fische, obgleich noch immer das Beste, das es hier gab, ungesalzen, und, weil seit mehreren Tagen niemand sie gewendet hatte, auch schon an einzelnen Stellen von der Fäulniß ergriffen. Indeß fühlte er sich doch gesättigt, und als er bei der Rückkehr nach der Stätte des Elternhauses, die ihn noch immer am meisten anzog, im Vorübergehen an einer Brandstätte in einem Gebüsche das Nest eines Haushuhnes entdeckte, darin mehrere Eier la-

gen, da fand er auch an diesen noch ein Mittel zur völligen Stillung seiner jetzigen und künftigen Eßlust.

Da war er denn wieder bei der Brandstätte seines väterlichen Hauses. Die Sonne schien so hell, seine Füße waren jetzt gegen die Berührung der heißen Asche so gut verwahrt, daß er muthig zwischen das meist zusammengestürzte Gemäuer hineintrat. Das erste, was er hier sah, waren die todten Körper der beiden treuen Haushunde seiner Eltern, jener Gespielen seiner Kindheit. Die Türken hatten sie, da sie wahrscheinlich ihren Herrn muthig vertheidigten, erschlagen; sie lagen mit versengten Haaren neben den verkohlten Balken. Der Knabe beklagte laut den Tod der guten Thiere, aber seine Klage sollte bald eine viel tiefere und schmerzlichere werden. Denn als er über die zusammengestürzte Wand des gewesenen Wohnzimmers hinüberblickte in die kleine Nebenkammer, die ihm und seiner Schwester zur Schlafstätte gedient hatte, da sah er die Leichname seiner lieben Eltern am Boden liegen. Laut aufjammernd stieg er über die Mauerstücke hinüber, er knieete hin zu der todten Mutter, zu dem todten Vater, benetzte ihre kalten Hände mit seinen Thränen. Er wußte später nicht, wie lange er in dieser Todtenkammer geblieben und ob er bis zuletzt bei wachem Bewußtsein gewesen oder vielleicht, ermattet von dem vielen Jammern und Weinen, wie in tiefem Schlafe neben der Mutter hingesunken sei; da er wieder aus der Hütte hinaustrat in's Freie, hatte sich die Sonne tief gesenkt, sie war nahe an ihrem Untergang.

So sehr ihn auch die Liebe zu seinen Eltern an diesen grausenhaften Ort fesselte, war ihm dennoch der Gedanke, die Nacht allein hier bleiben zu müssen, unerträglich. Vielleicht, so dachte er, ist jetzt doch wieder Jemand

in die Fischerhütte zurückgekehrt und ich bin dort nicht allein.

Die Furcht beflügelte seine Schritte, er war noch vor Einbruch der Nacht in der Hütte, und obgleich er da kein lebendes Wesen fand, als die Ziege, die sich außen vor der Thür am Boden gelagert hatte, war es ihm dennoch hier viel heimlicher als in einer Brandstätte oder in der Nähe von Leichnamen; er legte sich auf die Seegrasstreue hin, darauf sonst sein Altersgenosse, der Nicolo, geruht hatte und schlief bald so fest ein, daß erst die hereinstrahlende Sonne am andern Tag ihn erweckte.

Sein erster Gedanke war an die ermordeten Eltern. Er hatte es schon gestern mit Entsetzen gesehen, wie einige Aasgeyer und Krähen auf den Leichnamen an der Meeresküste saßen und diese zerfleischten; „das darf," so sprach er bei sich selber, „dem Leibe meiner lieben Eltern nicht widerfahren, ich muß sie begraben."

Ohne an ein Frühstück zu denken, lief er, so eilig er es konnte, wieder zur Brandstätte seines Elternhauses hin. Er trat hinein zu den Leichen; aber, wie sollte er diese mit seinen schwachen Kräften hinaus tragen, wie sollte er ihnen ein Grab in der Erde, dort in der Nähe der kleinen Kirche bereiten können, da ja, auch wenn er dazu stark genug gewesen wäre, die Türken alles Eisengeräthe: Schaufeln, Hacken und Beile mit sich fortgenommen hatten. Da kam ihm plötzlich ein Einfall, der ihm die Möglichkeit zeigte, die Eltern zu bestatten. Er trug mit seinen schwachen Händen die Stücke der zusammengestürzten Mauern, dann Erde herbei und fing an damit die Leichname zu bedecken. Er hatte gearbeitet so lange er konnte; in der Vorrathskammer der Mutter fanden sich noch einige Käse, mehrere Töpfe voll Honig, auch etwas Brod; mit

dieser Mahlzeit hatte er sich gestärkt und dann von neuem sein wohlgemeintes Werk begonnen. Ueber den Leichen der geliebten Eltern lag schon so viel Gestein und Erde, daß man nichts mehr von den Körpern sah, und daß sie auch gegen den Angriff der Vögel gesichert waren. Ruhig, wie nach einem wohlvollbrachten Tagwerk, begab sich der kleine Todtengräber wieder nach seinem heimlichen Nachtlager in die Fischerhütte.

Am andern Morgen durchsuchte er den kleinen Haushalt der Fischer nach allerhand Geräthschaften und Werkzeugen, die ihm vielleicht seine Arbeit erleichtern konnten. Sein Nachsuchen war nicht vergeblich, er fand da, weil die Räuber in die kleine Hütte nicht eingedrungen waren, mehrere Messer, eine Schaufel, einige Beile. Mit diesen Werkzeugen, so weit seine Tragkraft reichte, belastete er sich, und kam mit ihnen zu seinen Gräbern. Die bessere Einübung und die aufgefundenen Werkzeuge erleichterten ihm seine Arbeit sehr; nach mehreren Tagen, — er konnte nicht sagen nach wie vielen? — standen zwei längliche Hügel ähnlich denen der Gräber zwischen den eingestürzten Mauern und auf ihnen, mit kindlicher Hand geschnitzt und zusammengefügt, zwei christliche Grabeszeichen. Er hatte zu diesem kleinen Kunstwerk die Holzstücken des zertrümmerten Altargitters der Kirche genommen, weil es ihm schien, als könnten diese den Gräbern eine Bedeutung geben, die ihnen sonst durch die geweihte Erde des Kirchhofes ertheilt wird.

Der arme, von allen Menschen verlassene Knabe führte von jetzt an ein ziemlich einförmiges Leben. Er hatte schon genug zu thun, um nur von einem Tag zum andern etwas aufzufinden, womit er seinen Hunger stillen konnte. Die Noth zwang ihn, in ähnlicher Weise wie die

Türken, auf Beute auszugehen und überall bei den vormaligen Wohnungen der Nachbarn eine Nachlese von dem zu halten, was die Räuber noch übrig gelassen hatten. War er doch der einzige natürliche Erbe der hingemordeten Inselbewohner, deren jeder, wenn er noch am Leben gewesen wäre, gern mit ihm die Bissen seines Brodes getheilt haben würde. In den meisten Fällen fiel diese Nachlese sehr spärlich aus. Die Türken hatten nur selten jene Vorrathskammern in den Felsenlöchern oder Erdgruben übersehen, die sich in der Nähe der Wohnungen befanden; was sie nicht mit sich fortschleppen konnten, das hatten sie muthwillig zerstört. Doch machte der Kleine bei der Brandstätte des Hauses einer der wohlhabendsten Landleute der Insel eine Entdeckung, die für ihn von großer Wichtigkeit war. Die Bewohner dieses Hauses hatten, außer der näheren Vorrathskammer, in welcher die Krüge voll Wein, voll Oel und mancherlei Eßwaaren bewahrt standen, noch eine andere besessen, die in der Nähe und zum Theil unter dem Boden ihrer Dreschtenne angelegt und in vollkommener Weise ausgemauert war. Demetrio war öfters dabei gewesen, wenn die kinderlose, freundliche Frau des jetzt zerstörten Hauses die dünne Schieferplatte, die statt der Thüre diente, hinweggehoben hatte, und wenn sie hinabgestiegen war in ihren Felsenkeller, um von da die rosinenartig getrockneten Trauben und andere Früchte für ihn und andere sie besuchende Kinder heraufzuholen. Dahin kam er jetzt bei seinen Nachforschungen auch. Die Erde, welche über der Thür lag, war bald hinweggeräumt; die Steinplatte fand sich noch unversehrt. Die Noth gab ihm ungewöhnliche Kräfte; nach manchem vergeblichen Versuche gelang es ihm, auch diese, zwar nicht zu heben, doch aber so weit hinwegzu-

schieben, daß er hinabschlüpfen konnte auf die Treppe und hinuntergelangen in den Keller. Hier fand er einen guten Vorrath von getrockneten Feigen, Rosinen und von Granatäpfeln. Was aber für ihn, wie er dies erst später erkannte, von ungleich größerer Wichtigkeit war: dort unten in dem luftig trocknen, kühlen Raume hatte die wohlhabende Nachbarin das Mehl für ihren Haushalt aufbewahrt. Ueberdies fanden sich in einem Seitenraum der Höhle viele Krüge voll Honig und andre genießbare Sachen, daneben auch noch einige hohe Schichten der kuchenartig dünnen Brode.

So lange namentlich der Vorrath der letzteren anhielt, stillte der Knabe mit ihnen, die er durch den Honig schmackhafter machte, seinen Hunger und bediente sich dabei der Früchte als einer angenehmen Zukost. Als jedoch die Brode verzehrt waren, da versuchte er es, aus dem Mehle, das er mit kaltem Wasser und Honig vermischte, sich einen Mus zu bereiten, dem allmälig die Gewöhnung und vor allem der Hunger einen Reiz des Wohlgeschmackes ertheilten. Wenn er dann dort unten in seinem Keller, dessen Räume durch einige mit eisernen Gittern verwahrte Luftlöcher nothdürftig erleuchtet waren, während der heißesten Stunden des Tages wohlthätige Abkühlung und zugleich sein Mittagsessen fand, da vergaß er für einige Zeit all das Leid, das ihm widerfahren war.

Außer dem Keller, in welchem er am Tage sich öfters aufhielt, war und blieb seine Heimath die kleine Hütte der armen Fischersleute, die von den Mordbrennern unbemerkt geblieben und deshalb verschont worden war. Dahin begab er sich an jedem Abend, um daselbst zu schlafen. Die Ziege, die er vom Hungertod gerettet hatte, ging zwar jetzt auf der ganzen kleinen Insel ihrem Futter nach,

doch hielt sie sich, aus alter Gewöhnung an die Gesellschaft der Menschen, immer sehr gern zu Demetrio, und seitdem die Beschwerde, welche ihr, da sie wieder zu Kräften gekommen, der Zudrang der Milch gemacht hatte, vergangen war, wurde sie so munter, daß sie den Kleinen öfters durch ihre Sprünge belustigte und von Zeit zu Zeit ihn immer wieder aufsuchte. Selbst dann, wenn er in seinem Keller war, wohin sie ihm nicht folgen konnte, legte sie sich ruhig wiederkäuend in den Schatten des Myrthengebüsches, das den Tenneplatz umgab, und wartete hier auf ihren kleinen Wohlthäter, den sie dann auch regelmäßig am Abend wieder zu der gemeinsamen Nachtherberge begleitete.

Nicht allein die hinter dem Felsen versteckte Fischerhütte, sondern auch ihre nächste Umgebung war von den Mordbrennern unbeachtet geblieben. Die Maulbeerbäume und einige Feigenbäume mit krummem Stamme, die aus den Felsenklüften hervorwuchsen, standen dort noch unversehrt und ihre reifen Früchte waren unserm Demetrio bei seinem Herumstreifen am Meeresstrand ein sehr angenehmer Fund. Hier allein auch suchte er sich zuweilen die eßbare Napfschnecke, die er mit einem der in der Hütte gefundenen Messer ganz geschickt vom Felsen zu lösen verstand und dann entweder gleich frisch verzehrte, oder zur Abendkost mit sich nach Hause nahm.

Auch für das Bedürfniß nach Unterhaltung und Beschäftigung fand der Knabe auf seiner einsamen Insel hinreichende Befriedigung. Sein erstes Geschäft, nach der Grabbestattung seiner Eltern, war es gewesen, die kleine Kirche von den Trümmern und Holzstücken zu reinigen, mit denen die Barbaren sie verunreinigt hatten. Er suchte sogar den Altar wieder in einigen Stand zu setzen. Hier,

wie er es von seinen Eltern gesehen hatte, kniete er jeden Morgen hin und während er die kurzen, erlernten Gebete sprach, kamen auch andere, eigne Gedanken des Gebetes in seine kindliche Seele.

Zwar hatten die Feinde in ihrer Zerstörungswuth alle die Bücher, die sie in der Kirche fanden, zerrissen und zum Theil verbrannt, doch lagen am Boden noch viele Blätter derselben zerstreut und sogar ein kleines Schul- und Gebetbüchlein, das seiner Schwester gehört hatte, fand Demetrio unter den Holzstücken des zerschlagenen Gitters noch wohlerhalten liegen. Er selbst hatte in der Schule seines Vaters schon ziemlich fertig lesen gelernt, jetzt übte er jeden Morgen und zuweilen auch zu andern Zeiten des Tages das Erlernte ein. Seiner Gefährtin, der Ziege, verstattete er nie den Zutritt in das kleine Gotteshaus; mit aller Anstrengung scheuchte er das muthwillige Thier von dem Eingang hinweg und dasselbe war auch nach wenig Tagen für die fühlbare Belehrung so zugänglich geworden, daß es von selbst zurückblieb und bescheiden in der Nachbarschaft auf die Weide ging, während sein Begleiter in der Kapelle weilte.

Demetrio hat noch in seinen späteren Jahren es oft ausgesprochen, daß dieser tägliche Besuch der kleinen Kirche und das, was er hier gedacht und gethan hatte, ihm ein Band der Anhänglichkeit an die Gemeinschaft und an den Glauben der Christen geworden sei, das, als ihm bei seinem nachmaligen Aufenthalt unter den Türken der Abfall von der Religion seiner Väter sehr dringend nahe gelegt wurde, niemals zerriß, und das ihn, selbst unter der Drohung des gewaltsamen Todes, noch an seinem Glauben fest hielt.

Aus der Kirche pflegte er gewöhnlich nach der Brand-

stätte des Elternhauses hinzugehen, dessen Boden er auch, so weit seine Kräfte reichten, von dem Zerstörungsgräuel gereinigt hatte und dann die Gräber seiner Eltern zu besuchen, deren Erde er täglich mit dem Laube der wilden Lorbeergebüsche und mit Blumen bedeckte.

Einen Theil der übrigen Zeit des Tages brachte er mit kindlichen Spielen und andern Unterhaltungen zu. Außer der Ziege waren den Händen der Türken auch noch einige andere Hausthiere entgangen, nämlich sechs Stück Hühner, davon der alte Haushahn und die eine der Hennen seiner Mutter, die andern vier verschiedenen Nachbarn angehört hatten. Wahrscheinlich hatten diese alle während der Schreckensnacht die Zweige der Bäume zu ihrer Ruhestätte gewählt und am darauffolgenden Tage durch ihre Schnelligkeit dem Messer der Schlächter sich entzogen. In den später eingetretenen Tagen der Stille und Ruhe hatte das weithin tönende Krähen und Locken des alten Haushahnes diese Thiere alle zu einer gemeinsamen Heerde verbunden und ihre Zahl hatte im Verlauf des Sommers noch einen ansehnlichen Zuwachs erhalten, da zwei von den Hühnern dem Triebe zum Brüten sich ungestört überlassen konnten und plötzlich, jede von einer großen Schaar der muntern Küchlein begleitet, aus ihren Schlupfwinkeln hervorkamen. Dieses gesammte Heer des Geflügels hielt sich mit dem Hahne, welcher dasselbe anführte und beherrschte, zu der Nähe von Demetrio's ehemaligem Elternhaus und der Knabe hatte ihnen aus den hölzernen Latten der Gartenzäune und aus einigen von dem Feuer verschont gebliebenen Bretterstücken ein Haus gebaut, das freilich nur die Gluckhennen, so lange ihre Küchlein noch klein waren, zur Nachtherberge benutzten, während die andern auf dem alten, hohlen Oelbaum auf-

saßen. Auch Futter trug der kleine freundliche Schirmherr seinem Geflügel herbei, aus einem Vorrath von Hirse, den er in dem Hauskeller seiner Mutter aufgefunden hatte. Und so unterhielt er sich oft Stunden lang mit seinen Hühnern und freute sich ganz besonders, wenn die Küchlein ihm auf den Schooß sprangen und aus seinen Händen den Hirse aufpickten.

Nicht selten zog es ihn auch, nach seiner früheren Gewöhnung, in die Nähe der Küste hin. Zwar ein großer Theil des Gestades war für ihn ein unnahbarer Ort des Entsetzens und des Abscheus geworden, seitdem er dort die Leichname und das viele am Boden geronnene Menschenblut gesehen. Obgleich ihm manchmal der Gedanke gekommen war, unter jenen modernden Leichen könne auch die seiner Schwester sein und dieser solle er, wie den Eltern, ein Grab zurichten, so behielten dennoch der Eckel und die Furcht über eine solche gutgemeinte Regung die Oberhand, um so mehr, da er gleich nach jenem Tage, an welchem er die todte Mutter und den todten Vater auffand, einen lebhaften Traum gehabt hatte, darin es ihm däuchte, die Mutter sei zu ihm gekommen und habe ihm gesagt, seine Schwester lebe noch, und er werde auch an den Ort hinkommen, wo dieselbe sei. Den Inhalt des Traumes hatte er, als sei es Wahrheit, in sein kindlich gläubiges Gemüth gefaßt und dieser Umstand ließ die Sorge um seine Schwester nicht mehr so lebhaft aufkommen.

Während aber die ganze Seite des Küstenrandes, von welcher öfters die Aasgeyer und Krähen in ganzen Schaaren aufflogen, von ihm nicht mehr besucht wurde, blieb ihm doch jene andere, an der seine Nachthütte lag, und der Theil des steinigen Ufers, welcher sich von dort

aus nach Süden zog, für seine Wanderungen frei. Hier stand er öfters und schaute nach der größeren Insel Chios hinüber, sahe die in der Ferne vorbeisegelnden Schiffe, zählte, wie er dies sonst in Gesellschaft mit andern Knaben gethan, die kleineren Wogen, welche je zwischen der einen und der andern höheren Woge an das Land heranschlugen. Nicht selten, ja in der heißen Zeit des Sommers an jedem Abend, genoß er auch der Erquickung eines Bades in der seichten Bucht, bei der seine Hütte lag, und übte sich hier so im Schwimmen, daß er in dieser Kunst bald mit den älteren Knaben hätte wetteifern können, die als sie noch mit ihm auf der Insel zusammenlebten, seine Meister und Vorbilder gewesen waren. Auch versuchte er es bei dieser Gelegenheit zuweilen, und zwar mit ganz günstigem Erfolg, seine Gewänder im Meere zu waschen und zu reinigen.

In solcher Weise waren der Sommer und ein Theil des Herbstes vergangen, da fing mit dem Himmel zugleich auch die äußere Lage unsers Demetrio an sich sehr zu trüben. Das Mehl, das er in seinem Felsenkeller entdeckt hatte, war bis auf einen kleinen Rest, der Honig schon seit längerer Zeit ganz aufgezehrt, die getrockneten Feigen, Rosinen, Granatäpfel hatten nur für die ersten Wochen seit ihrem Auffinden ausgereicht. Die Zeit der Maulbeeren und der wenigen frischen Feigen, die an den Bäumen des Felsengestades reiften, war vorüber; die Früchte der wilden Oelbäume, so wie einiger Gesträuche der Insel, nicht ohne Beschwerde für den Magen genießbar. Selbst die Napfschnecken und einige Arten solcher Seeschnecken und Muscheln, welche zur Noth sich roh verzehren lassen, waren sparsamer geworden und es kam schon mancher Abend, an welchem sich Demetrio nur halb ge-

sättigt, ja noch hungernd, auf sein armseliges Lager zur Ruhe begeben mußte. Dazu kam noch eine andere Noth. Die Kleider, die Schuhe und die Wäsche, die er in der Hütte der armen Fischer gefunden hatte, waren, schon als er sie anlegte, vielleicht mancher Ausbesserung bedürftig gewesen, denn es waren ziemlich abgetragne und alte. Als er sie nun den ganzen Sommer hindurch ohne Unterlaß getragen und benutzt hatte, da waren sie vollends ganz in einen Zustand gerathen, darinnen selbst manches Bettelkind sich ihrer geschämt hätte. Allenthalben schauten durch die Gewänder die nackten Glieder, durch den Fes das bloße Haupt heraus; die Schuhe bedeckten nur noch die Seitenränder der Füße, welche mit ihren eignen, nicht mehr mit den künstlichen Sohlen auf den steinigen Boden traten, und nach oben, seitdem die Bänder und Riemen zerrissen waren, konnten sie nur noch mit Mühe zusammengehalten werden.

Dieser schutzlose Zustand seiner Glieder gegen Wind und Wetter fiel dem armen Demetrio um so schwerer, da jetzt die Stürme und Regengüsse des Novembers in einer selbst für diesen Himmelsstrich ungewöhnlichen Heftigkeit hereinbrachen. Wenn zuweilen das Niederströmen des Regens ganze Tage lang anhielt, und seine Fluth überall durch das morsche Dach der Hütte und durch die Fensteröffnungen hereindrang, wenn selbst das ärmliche Lager des Knaben ganz davon durchnäßt war, wenn zu dem erstarrenden Frost noch die Qual des Hungers kam, dann gab es freilich manche Seufzer und Thränen, angstvolle und schwer dahin schleichende Nächte. Wenn aber dann wieder einmal die Sonne durch die Wolken brach, wenn wieder ein und der andere heitere Tag kam, da wichen alle Sorgen aus dem kindlichen Gemüth.

Kam doch auch dazwischen wieder manche, wenn auch bald vorübergehende Erquickung. So fand er eines Tages an dem Gestade ein Faß, das der Sturm an das Land geworfen hatte. Die Reife hatten sich durch das Anprallen an die Felsen zum Theil gelöst, und überdies war es alt und von so schlechter Zusammenfügung, daß der kleine Insulaner ohne große Schwierigkeit dasselbe öffnen konnte. Es waren Zwiebeln und getrocknete Oliven darin, die von der Nässe nur wenig gelitten hatten. Im ersten Augenblick sahe der Finder diese Gabe des Meeres, die vielleicht aus einem Fahrzeuge kam, das sich in der Gefahr des Sturmes seiner Ueberfracht entledigen wollte, mit Geringschätzung an, bald aber lehrte ihn der Hunger, daß auch diese Kost genießbar sei und zur Bekräftigung des Leibes dienen könne.

Eines Tages hatte der Sturm aus Nordwest einen solchen Grad der Heftigkeit erreicht, daß er einen großen Theil des Daches der armseligen Hütte, welchem in diesem Herbst die ausbessernde Hand seiner Bewohner gefehlt hatte, hinwegriß. Demetrio hatte sich in seinen Keller geflüchtet und selbst seine Ziege, die bei ihrer mageren Weide mit ihrem Schutzherrn öfters das Loos des Hungers theilte, war aus ihrem, dem Einsturz drohenden Stalle, wahrscheinlich in eine Felsenkluft entflohen. In dem Keller fühlte er sich so sicher und abgeschlossen gegen die Wuth des Orkanes, daß er es kaum begreifen konnte, warum er nicht schon eher seine Zuflucht hier herein genommen habe. Am andern Vormittag schien die Sonne. Obgleich der Sturm noch immer heftig tobte, kroch der hungernde Knabe dennoch aus seinem Bergungsort heraus, um sich am Strande einige Tellermuscheln zu sammeln. Er kam zu seiner Hütte; diese war fast ganz zusammen gebrochen.

Während er hier trauernd um die Wohnung stand, trat auf einmal ein altes Weib hinter dem Gemäuer hervor. Es war die erste lebende, menschliche Gestalt, die er seit seiner langen Verlassenheit zu sehen bekam; doch hatte diese da eher etwas Furcht, als Zutrauen Erweckendes. Das lange schwarze Haar hing ihr wild um das Haupt, nur die Augen waren noch viel schwärzer als die von Luft und Sonne dunkel gebräunte Haut. Ihr langer, hagerer Körper war über dem schmutzigen, weiblichen Gewand von einem schwärzlichen Fischersmantel umhüllt, der aus groben Kameelhaaren roh zusammengewebt war.

Die Alte schien über den Anblick des armen, zerlumpten Jungen eben so erstaunt, als er über den ihrigen. Sie trat zu ihm hin, redete ihn in einer ihm unverständlichen Sprache — in der Turkomannischen — an und dabei rollten ihre Augen, wie es dem Knaben schien, so zornig, daß er ganz erschrocken nur einige Worte in seiner griechischen Muttersprache herstammeln konnte. Die Alte, welche durch ihren Verkehr mit den Griechen die Sprache derselben ein wenig erlernt hatte, fragte den Knaben in seiner Mundart, wer er sei und wie er hieher gekommen? und seine Antworten stimmten sie so freundlich, daß sie aus einem Sacke, den sie auf ihren Schultern trug, Brod und gekochte Kastanien, so wie eine Hand voller Feigen und Mandeln hervorlangte, und dies alles dem Knaben hinlangte, der den vielen Vorrath nicht in beide Hände fassen konnte, sondern sich mit ihm am Boden hinsetzte und mit Begierde seinen Hunger stillte. Die Alte setzte sich zu ihm und war noch immer unermüdet mit ihren Fragen und ihrem für Demetrio nur mit Mühe verständlichen Geschwätz.

Die reichliche Mahlzeit war geendigt, beide standen

auf, und der Knabe folgte dem Weibe, das ihn zuerst an jene Seite der Küste führte, die er, wegen der dort liegenden Leichname, seit den ersten Tagen seiner Verwaisung nicht mehr betreten hatte. Die Leichname freilich waren seitdem zu Gerippen geworden, von denen die Vögel alles Fleisch hinweg gefressen, deren Knochen die Sonne und die Luft gebleicht hatten. Doch war auch dieser Anblick dem armen Demetrio immer noch schauderhaft genug und fast hätte er laut aufgeschrieen vor Schrecken, als er in einem Boote mehrere Türken bemerkte, welche eifrig mit der Ausbesserung ihres Fahrzeuges beschäftigt waren, und die gerade so aussahen, wie jene, welche er vormals in der Nacht von seinem hohlen Baum aus beim Schein des Feuers erblickt hatte. Er bebte an allen Gliedern, wollte entlaufen, die Alte aber hielt ihn fest an seinem Arme und sagte ihm mit einem grinsenden Lächeln: „nicht fürchten, Keiner dir ein Leides thun.“

Allerdings war auch für diesmal seine Furcht eine vollkommen ungegründete. Die Türken, welche er hier im Boote sahe, waren keine Raubmörder, wie die, welche seine Eltern umgebracht und die Häuser der Insel in Brand gesteckt hatten, sondern friedliche Bewohner der gegenüber gelegenen Küste, welche mit einer Ladung von allerhand Früchten und von Webereien in Vurla und von dort auf der Rückfahrt begriffen gewesen waren, als sie vor dem Ausbruch des gestrigen Sturmes gerade noch zur rechten Zeit und mit einem sonst seltenen Glück, freilich nicht ohne große Beschädigung ihres Fahrzeuges, sich hieher zwischen die Felsenklippen der Insel geflüchtet hatten. Das Weib rief den Türken einige Worte zu und einer von ihnen warf ihr ein Fischergewand hin, in das sie den Demetrio,

nachdem sie seine Lumpen ihm abgenommen, so gut es gehen konnte, einhüllte.

Es war Mittag geworden; die Türken ließen ihre Arbeit ruhen, und folgten der Alten hinauf nach der Höhe der Insel. Hier war dem armen Demetrio ein neuer Schmerz bereitet. Etliche von den Leuten waren vorausgegangen, um das Essen zuzurichten. Das Feuer, über dem der Kessel dampfte, brannte gerade vor seiner kleinen, lieben Kirche, diese selber hatten sich die Leute schon in der vergangenen Nacht zu einer Schlafstätte, jetzt aber zu einem Eßzimmer eingerichtet. Dort neben dem Feuer lagen mehrere der jungen Hühner, die er so zärtlich gepflegt hatte, geschlachtet am Boden, die herum gestreuten Federn ließen es ihn errathen, daß sein alter, guter Haushahn und mehrere seiner Hennen drinnen im Kessel gekocht würden. Doch wagte er es nicht, sein Leid auszusprechen, sondern er selber, um die Kirche nicht zu entweihen, setzte sich still vor den Eingang hin und verzehrte da seinen Antheil an dem gekochten Reis, den die Alte in einem hölzernen Napf ihm reichte. Nicht so still aber vermochte er es zu ertragen, sondern brach in lautes Wehklagen aus, als am Nachmittag einige der Türken seine liebe Ziege, die Gefährtin seiner Einsamkeit, geschleppt brachten und vor seinen Augen schlachteten.

Selbst in der Nacht, so kalt diese auch war, konnte er sich nicht entschließen, mit den Türken in der Kirche zu schlafen, sondern er lagerte sich außen vor derselben auf den Boden, wo die Alte ihm mitleidig einen dicken Mantel zur Decke hinreichte.

Mehrere Tage hatte das Ausbessern des Bootes und fast eben so lang der Sturm gedauert. Die Arbeit war jetzt vollendet, das Meer und die Luft waren ruhiger ge-

worden, die Schiffer rüsteten sich zur Abfahrt. Demetrio, der sich nun schon mehr an diese Leute gewöhnt hatte, folgte ihnen gern und willig in ihr Fahrzeug, ihm deuchte es so wohl, daß er wieder bei Menschen sein konnte, die ihn vor dem Hunger und vor der Kälte schützten. Die Fahrt war glücklich; noch an demselben Tage kamen sie bei dem Wohnort der Schiffer, an der Küste des Festlandes an. Die Alte, welche den Knaben zu sich nahm, übernachtete mit ihm in einer vor dem Dorfe gelegnen, von Turkomannen bewohnten Hütte und am andern Morgen machte sie sich mit ihm auf den Weg nach Ajasaluk, welches für diesen Winter ihr Wohnort war.

Demetrio fand auch hier keine Ursache, sich zu beklagen. Die Alte gab ihn, wahrscheinlich nicht ganz unentgeltlich, an einen Türken ab, welcher der Inhaber eines Kaffeehauses und zugleich im Besitz von mehreren Gärten und Feldern, so wie von einer ansehnlichen Ziegenheerde war. Der Knabe wurde zu allerhand kleinen Hausgeschäften angehalten, die er zu großer Zufriedenheit seines Herrn versahe, und sobald im Frühling die Hügel und Berge wieder grünten, ward ihm die Hut der Ziegenheerde übertragen. Kein anders Geschäft hätte ihm lieber sein können. Er war, durch seine Lebensweise auf der Insel, nicht nur an das Alleinsein in der freien Natur gewöhnt, sondern dasselbe war ihm so sehr zum Bedürfniß geworden, daß er sich immer erst recht wohl fühlte, wenn er, fern von dem Geräusch des Kaffeehauses seines Herrn, draußen im Felde war.

Aber auch einem Anderen als dem Demetrio, und vielleicht einem Jeden von uns, würde das Herz freudig aufgegangen sein, wenn er, ich will nicht gerade sagen als

Hüter einer Heerde, sondern nur als Begleiter des Ziegenhirten von Ajasaluk hätte dürfen da herumstreifen und tagelang verweilen, wie dies Demetrio that. Dort auf der nachbarlichen Anhöhe, wo die Ruinen der einst weltberühm- Stadt Ephesus stehen, und wo man in Westen das Meer sieht, aus dem sich das blauliche Gebirge der Insel Samos erhebt, oder unten im Thale, das der Kaystros durchströmt, bei der alten Brücke und der mächtigen Wasserleitung, oder am Fuße des Felsenberges von Ajasaluk (dem neuen Ephesus) selber, bei der Ruine der ehrwürdigen St. Johanniskirche, stand der Knabe öfters in Staunen und Nachsinnen verloren. Er wußte nichts von der Geschichte des Landes oder der Völker, die hier gebaut und gelebt hatten, und die andern Ziegenhirten, obgleich er bald gelernt hatte, mit ihnen in ihrer türkischen Sprache zu reden, wußten so wenig als er; nur das Eine sagte ihm einst sein Herr, daß dort auf der Anhöhe eine sehr große Stadt gestanden, welche nicht von den Türken, sondern von einem Volke, das vor diesen hier war, erbaut worden sei. Etwas mehr erfuhr er später von einem vornehmen Griechen aus Smyrna, den er auf Befehl seines Herrn nach den Ruinen von Ephesus begleitet hatte. Dieser, als er bemerkte, daß der Knabe so fertig mit ihm in seiner Sprache reden konnte, fragte ihn über sein Herkommen, und obgleich er aus den Antworten nicht viel deutliches entnehmen konnte, ließ er sich dennoch freundlich herab, auch seinerseits die neugierigen Fragen zu beantworten, die der Knabe an ihn that. Er sagte diesem unter andern, daß die große Stadt hier auf der Anhöhe Ephesus geheißen habe, und daß sie von Griechen erbaut gewesen sei, welche in alter Zeit, lange vor den Türken, hier ein sehr mächtiges Volk waren. „Du darfst dich,“ so fügte der vornehme Mann hinzu, „freuen,

daß du ein Grieche bist, denn die Griechen sind von jeher viel klüger gewesen als die Türken."

Auch unten im Thal bei der großen, schönen St. Johanniskirche belehrte der vornehme Mann aus Smyrna seinen kleinen Wegweiser darüber, daß dieses eine Kirche sei, welche die Griechen zum Andenken des heiligen Apostels Johannes, der hier bei Ephesus begraben sei, erbaut hätten, und Alles, was da in der ganzen Gegend das Schönste sei, das wäre ein Werk nicht der Türken, sondern der Griechen.

Ohne daß der Fremde dieses wollte, hatte er den kindlich unverständigen Demetrio in ein Mißverhältniß mit seinen Standesgenossen gesetzt, welches ihm, wenn auch vor der Hand noch keine Lebensgefahren, doch wenigstens mancherlei Mißhandlungen zuzog. Der Knabe rühmte es bei nächster Gelegenheit gegen die andern Ziegenhirten, die von türkischer oder turkomannischer Abkunft waren, daß nicht sie und ihre Väter, sondern daß die Griechen, von deren Stamme auch er sei, die große Stadt Ephesus und was zu derselben gehörte, erbaut hätten, und daß die Griechen ein viel klügeres Volk seien als die Türken. Auf diese Aeußerung des erwachten Nationalgefühles antworteten die Andern mit heftigen Scheltworten und mit Schlägen, und als sie bei Demetrio's Herrn das berichteten, was der Griechenknabe gegen ihr Volk gesprochen, da züchtigte dieser den kindischen Schwätzer so empfindlich, daß derselbe fortan es nicht mehr wagte, seiner Abkunft sich zu rühmen.

Wenn aber auch schweigend und im Verborgenen, behielt der Knabe dennoch den Eindruck fest, den die Rede des Fremden auf ihn gemacht hatte, und man darf sagen, daß hier der Faden angeknüpft worden war, der ihn viele

Jahre nachher in die Kämpfe des griechischen Befreiungs-
krieges hineinführte.

Daß die Griechen ein anderes, und nach seiner Meinung edleres Volk seien, als die Türken, das hatte er jetzt aufgefaßt, daß aber die Griechen von ganz anderem Glauben seien, als die Verehrer des Islam und worin hierbei der Unterschied zwischen beiden bestehe, das war ihm noch völlig unklar und unbekannt. Aus der Christenkirche des heiligen Johannes hatten die Türken eine Moschee gemacht, in welcher sie knieend anbeteten, wie er es in seiner Heimath von seinen Eltern und andern Glaubensgenossen gesehen hatte. Auch er ging mit dem Volke der Umgegend dahin, knieete hin wie dieses, betete auf seine Weise. Dieses, so wie die türkische Kleidung, welche sein Herr ihm schon seit dem Eintritt in den Dienst angeschafft hatte, zusammen mit jener Leichtigkeit, in welcher er schon im zweiten Jahre seines Hierseins das Türkische sprach, hatten bei allen Bewohnern von Ajasaluk die Meinung erweckt und erhalten, daß Demetrio, oder wie sein Herr ihn rief, der Knabe Ibrahim, ein Türke wie die andern Ziegenhirten sei. Nicht ohne Grund erwähnten wir hier dieses Mißverständnisses, weil dasselbe etliche Jahre nachher den armen Griechenknaben in eine Lebensgefahr brachte, aus welcher er nur mit Mühe sich rettete.

Er mag ohngefähr in seinem dreizehnten oder vierzehnten Lebensjahre gestanden sein, als sein bisheriger Herr ihn als Knecht an einen Verwandten abgab, der damals in Scalanuova wohnte, und welcher gleich nachher seinen Haushalt nach Smyrna verlegte. Der junge Ibrahim, oder vielmehr Demetrio, verlor sich anfangs in dem neuen Eindruck, den die große, gewerbreiche Stadt auf ihn machte, und in der Geschäftigkeit, darin sein Dienst bei dem

Handel treibenden Herrn ihn einführte, so ganz, daß er kaum zur Besinnung kam. Er wohnte in dem türkischen Stadttheil, hatte längere Zeit nur Verkehr mit den Türken, traf nur selten mit seinen eigentlichen Stammverwandten: den Griechen, zusammen. Nur wie ein lieblicher Traum aus seiner Kindheit kam ihm noch zuweilen die Erinnerung an die christlichen Gottesdienste in der kleinen Kirche, in welcher sein Vater Priester gewesen war, und in welcher er, während seines einsamen Aufenthaltes auf der Insel, so manche Morgenstunde, nach seinem damaligen Verständniß, in kindlicher Andacht zugebracht hatte. Aber diese Erinnerung sollte jetzt wieder erwachen; sie sollte zu einer Flamme werden, die fast ihn verzehrt hätte.

Es war um die Zeit der christlichen Osterfeier, da führte ihn ein Geschäft, das sein Herr ihm aufgetragen, in den Theil der Stadt, der vorzugsweise von griechischen Christen bewohnt ist. Er hörte da, zum ersten Mal seit den Jahren der Kindheit, das laute Zeichen, das die Christen zum Gebet rief, er sahe viele Menschen in eine griechische Kirche hineingehen, folgte dem Zuge und fand hier, nur in viel größerer Pracht, all' dasselbe wieder, was er in der kleinen heimathlichen Kirche gesehen hatte. Er wollte hinknieen mit der andern Menge, da deutete man ihm an, er solle hinausgehen aus diesem Gotteshaus, das nur den Christen, nicht den Türken gehöre. Er aber, mit Thränen, bat, ihn hier zu lassen, denn dies sei eine solche Kirche wie die, darin auch er getauft, und darin sein Vater Pope gewesen sei. Die Sache machte Aufsehen und nach vollendetem Gottesdienst nahm einer der Priester den jungen Menschen bei Seite, fragte ihn über sein Herkommen und vor allem aber darüber aus, ob er während seines bisherigen Verweilens unter den Türken sich zum Islam

gewendet habe, und als der Jüngling dieses mit Ernst verneinte, gab er ihm nicht nur die Erlaubniß, sondern machte es ihm zur Pflicht, die Kirche seiner Glaubensgenossen öfters zu besuchen.

Ohne daß der junge Mensch eine Ahnung davon hatte, welcher Gefahr er dadurch sich aussetzte, besuchte derselbe jetzt, ohne seinem Herrn etwas davon zu sagen, so oft sich ihm nur eine Gelegenheit darbot, die griechische Kirche. Er ertrug mit Ruhe die Zurechtweisungen und Züchtigungen, welche sein öfteres, längeres Ausbleiben ihm zuzog. Aber dieses, wenn auch nur scheinbare, Schwanken konnte nur kurze Zeit dauern. Entweder hatten Türken es bemerkt oder Griechen hatten es verrathen, daß der Ibrahim, der bei dem Wolldecken- und Teppichhändler Mustapha in Diensten stehe, mehrere Male die christliche griechische Kirche besucht und alle Gebräuche derselben mitgemacht habe. Und doch sei er offenbar vorher ein Türke gewesen, denn er habe mit diesen den Ramadan und das Bairamfest gefeiert, während er in der Zeit der griechischen Fasten täglich Fleisch mit ihnen aß; man habe ihn auch zu Ajasaluk in der Moschee gesehen. Sei er nun wirklich schon vom Islam abgefallen oder stehe er im Begriff, dieses zu thun, in beiden Fällen müsse er vor Gericht gezogen werden und seinen Abfall büßen.

Zum großen Glücke für Demetrio war sein Herr so eben in Handelsgeschäften nach Magnesia und tiefer landeinwärts verreist, die alte Mutter aber, die während der Abwesenheit ihres Sohnes dem Hauswesen vorstand, war von milder, wohlwollender Gemüthsart. Ihr hatte man die Anklage hinterbracht und zugleich auch den Befehl, den abtrünnigen Burschen am andern Morgen vor Gericht zu stellen. Demetrio war so eben von ihr in einem Geschäft

nach dem Hafen gesendet worden. Als er gegen Abend nach Hause kam, konnte die gute Frau es nicht lassen, sie theilte ihm mit, was sie gehört hatte, und rieth ihm selber, sich der Gefahr zu entziehen. Der erschrockene Jüngling lief sogleich zu jenem Pope hin, der sich neulich in der griechischen Kirche seiner so freundlich angenommen hatte. Diesem erzählte er Alles und auch der Pope schien darüber nicht wenig erschrocken. Wir beide, so sagte er, du wie ich, sind jetzt in eine große Gefahr gerathen, du als angeblich Abtrünniger und ich als dein scheinbarer Verführer zum Abfall von dem Islam. Doch laß uns überlegen, was dagegen zu thun sei.

Der Pope befragte jetzt noch einmal seinen jungen Glaubensgenossen über sein Herkommen und um die Geschichte seines bisherigen Lebens. Schwerlich würde derselbe den Namen seines Vaters und den seiner Insel gewußt haben, wenn er nicht jenen so oft in dem kleinen Gebetbüchlein seiner Schwester gelesen hätte, das er, wie früher erwähnt, in seiner heimathlichen Kirche auffand, und wenn er nicht den Namen der Insel von den Türken, die ihn aus seiner Noth erretteten, hätte mehrmalen nennen hören. Als er jetzt dem Pope noch einmal seinen Vater und die Insel nannte, auf welcher dieser auch Pope gewesen sei, wurde sein Ausfrager sehr aufmerksam. „Und wie hieß," so unterbrach er den Erzähler „deine Schwester?" — „Helena," antwortete Demetrio.

Der Pope, ohne weiter zu fragen, eilte hinaus und gab seinem Knecht einen Befehl; Demetrio fuhr in seinem Berichte weiter fort, aus welchem deutlich hervorging, daß er niemals den Glauben des Islam und das Zeichen dieses Glaubens angenommen, sondern nur in der Unwissenheit eines unverständigen Kindes die Sitten und Gebräuche

der Türken mitgemacht habe. Auch über dieses große Unrecht, über die Versündigung an den Geboten seiner Kirche, darein er freilich nur aus Unverstand verfallen, belehrte ihn der ernste, strenge Mann, und Demetrio kam erst jetzt zum vollen Bewußtsein Dessen, was es heiße, in der christlichen Kirchengemeinschaft geboren zu sein, in dieser zu leben und dem Glauben treu zu bleiben bis ans Ende.

Während die beiden noch sprachen, traten zwei verschleierte Frauen in das Zimmer herein. Kennst du, so fragte der Pope die jüngere von beiden, hier diesen jungen Türken? Jene verneinte die Frage. Jetzt, so sprach der Pope weiter, lüfte deinen Schleier und lasse dich von dem Türken sehen, du aber, Ibrahim, betrachte diese junge Frau und sage mir, ob du sie nicht kennest?

Schon der Ton der Stimme, mit welchem die Befragte ihr Nein und noch mehrere andere Worte aussprach, hatte in dem Jüngling alte, liebe Erinnerungen, er wußte selbst nicht welche? geweckt; das weibliche Angesicht, das er hier vor sich sahe, that dies noch viel kräftiger. Das ist meine Schwester Helena, rief Demetrio, und wollte mit ausgebreiteten Armen auf sie zugehen. Sie aber trat abwehrend zurück und rief: ich hatte keinen Bruder, der Ibrahim hieß. — Und so heiße ja auch ich nicht, sagte der Bruder, sondern Demetrio. Die junge Frau trat jetzt vorsichtig näher, sie fragte, sie forschte; endlich mit Thränen umarmte sie den Wiedererkannten; ja, so rief sie, du bist mein Bruder Demetrio.

Die beiden Geschwister hatten sich jetzt viel zu erzählen. Helena war von den Mordbrennern, die ihre Eltern umbrachten und ihre Geburtsinsel verheerten, fortgeschleppt und dann als Sclavin verkauft worden an einen Türken, der als Untersteuermann auf einem Schiffe diente. Der

eigentliche Capitän dieses Schiffes, obgleich er den Titel nicht führte, war ein Grieche, der die junge Sclavin dem Türken abhandelte und sie in sein Haus nahm. Seit wenig Tagen war sie mit dem Sohne dieses ihres alten Wohlthäters vermählt worden; ihr Mann war der Inhaber eines Schiffes und in ziemlich bemittelten Vermögensumständen; die ältere Frau, die sie begleitete, war ihre Schwiegermutter. Diese, da es schon spät geworden war, fand es jetzt nöthig, in's Haus des Sohnes zurückzukehren; die beiden Geschwister trennten sich unter den gemischten Gefühlen der Hoffnung des Wiedersehens und zugleich auch der Furcht, denn ihr heutiges Zusammentreffen konnte gar wohl, wenn die fanatische Gehässigkeit der Türken ihren Zweck erreichte, das letzte auf Erden gewesen sein.

Demetrio blieb diese Nacht bei dem Pope. Dieser aber entließ ihn am andern Morgen mit dem Rathe: vor der Hand nur wieder in sein Haus zu gehen und vor Gericht sich zu stellen. Er, der Pope, kenne sowohl den Kadi, der bei dem Gericht den Vorsitz führe, als einen alten, sehr mild gegen die Christen gesinnten Mufti, der ein naher Freund des Kadi sei. Er selber werde als Zeuge für Demetrio's Unschuld auftreten.

Dieser kehrte dann muthig wieder in das Haus seines Dienstherrn zurück, theilte der Mutter desselben seinen Entschluß mit, sich freiwillig vor Gericht zu stellen. Die gute Frau schwieg, entließ ihn aber mit Thränen.

Gerade um jene Zeit war die unduldsame Gehässigkeit der Türken gegen die Christen sehr hoch gesteigert. Der Gegenstand der heutigen Gerichtsverhandlung war bekannt geworden; eine Masse des Volkes hatte sich in und vor dem Gerichtssaal versammelt, alle diese Leute

empfingen den Abtrünnigen mit lauten Verwünschungen. Die Zeugen wurden verhört und wir wissen bereits, was ihre Aussage sein konnte. Obgleich aber der griechische Pope die Vertheidigung des Angeklagten in sehr überzeugender Weise führte, mußte er dennoch dem Urtheil der Richter sich unterwerfen, nach welchem man seinem jungen Glaubensgenossen die Wahl freistellte: entweder zum Islam überzutreten oder unter dem Beil des Henkers zu sterben. Muthig erklärte Demetrio, daß er lieber sterben, als vom Glauben der Christen abfallen wolle. Da verlangte das laut murrende Volk und ein Theil der Muftis die augenblickliche Vollziehung des Todesurtheils und die Bestrafung des Verführers: des griechischen Pope. Als aber der Kadi, unterstützt von seinem Freunde, dem alten, mildgesinnten Mufti, der bei Vielen in der Stadt ein großes Ansehen genoß, um den jungen Menschen noch Zeit zum bessern Besinnen zu geben, einen dreitägigen Aufschub des Urtheils durchsetzte, da konnte der wüthende Pöbel kaum so weit im Zaum gehalten werden, daß er den Demetrio und seinen Vertheidiger nicht steinigte. Nur unter starker Bedeckung der Janitscharen konnten die beiden unversehrt in's Gefängniß gebracht werden, aus welchem man bei Anbruch der Nacht den Pope wieder frei ließ.

Demetrio blieb jetzt allein, doch in ziemlich ruhiger muthiger Stimmung zurück. Er war selbst auf das blutige Ende eines Bekenners des Glaubens gefaßt und erklärte dies dem jungen Mufti, der am andern Tag ihn besuchte.

Auf die günstige Stimmung des Kadi hatten indeß noch andere Einflüsse in verstärkenderer Weise eingewirkt als die Vertheidigungsgründe des Pope. Der sehr wohlbemittelte Schwager des Demetrio hatte, von seiner jun-

gen Ehegenossin bewogen, dem Richter eine ansehnliche Summe zum Geschenk gebracht; der Kadi gab in der Nacht vor der Hinrichtung den Gefangenen frei und als am Morgen das Volk herbeidrang, da wurde diesem der noch frisch in seinem Blute rauchende Kopf und Rumpf eines jungen Galeerensclaven gezeigt, welcher als Anstifter einer Meuterei in einem türkischen Linienschiffe zum Tode verurtheilt war. Der Kadi entschuldigte die vorzeitige Hinrichtung des abtrünnigen Ibrahim mit einem nothwendigen Amtsgeschäft, das ihn noch diesen Morgen nach einem Ort in der Nachbarschaft hinausführe. Keiner war, der das blutige Haupt des Galeerensclaven von Ibrahims unversehrt entronnenem Kopf unterscheiden konnte, und wer wenige Tage nachher den jungen Menschen, der nun mit Leib und Seele der Grieche Demetrio geworden war, in seiner griechischen Kleidung gesehen hätte, der würde in ihm schwerlich den Dienstknecht Ibrahim aus dem Hause des Teppichhändlers erkannt haben.

Indeß ließen es auch die Verwandten des Geretteten auf einen solchen Versuch nicht ankommen. Noch an demselben Tage, an welchem er dem Gefängniß entkommen war, trat Demetrio auf dem Schiffe seines Schwagers als Lehrling des Steuermanns eine Seereise nach Salonik an und zeigte schon bei dieser Gelegenheit eine solche Neigung und so viel Geschick zum Geschäft des Seemannes, daß er nach wenig Jahren Steuermann werden konnte.

Wir versprachen hier nur die Jugendgeschichte unsers Demetrio zu geben und müssen um so mehr auf dieses Versprechen uns beschränken, da uns von der spätern Geschichte des Mannes bis jetzt nur wenig Züge zugekommen sind. Nur das wissen wir, daß Demetrio nachmals nicht blos ein sehr ausgezeichneter Seemann und, vom Glück be-

günstigt, der Besitzer eines eigenen Schiffes, sondern ein trefflicher Seeheld geworden ist, der seinem Vaterlande in dem Kampf um die Freiheit sehr große Dienste leistete. Eine merkwürdige Thatsache führen wir auch noch zum Schlusse an, nämlich die, daß der Capitän Demetrio in einer der Seeschlachten mit der türkisch-ägyptischen Flotte ein feindliches Schiff in Brand steckte, auf welchem, wie er später erfuhr, der Sohn jenes türkischen Schiffers, welcher der Eigenthümer der Fahrzeuge gewesen, auf denen die Mordbrenner ihren Ueberfall auf seiner Insel machten, Capitän war. Eine Fügung, bei der allerdings das Walten jener unsichtbaren Hand sich bemerkbar gemacht hatte, deren Hülfe in der Noth, deren entscheidendes Einwirken zur rechten Zeit und Stunde, in der vorstehenden Jugendgeschichte auf so mannigfache Weise sich kund gibt.

---

17. Die Rache einer Christin.

Unter den vielen Tausenden der Frauen und Jungfrauen, welche im Jahr 1683 aus Ungarn und Oesterreich von den Türken in die Gefangenschaft hinweggeführt und als Sclavinnen verkauft wurden, fand sich auch eine Jungfrau von einigen zwanzig Jahren, deren Vater ein sehr geachteter, in seiner Kunst hochberühmter Wundarzt in einer Stadt von Niederungarn war. Aus den Händen des rohen Soldaten, von dessen Unmenschlichkeit sie und jene Mitgefangene, die ihm als Beute anheimgefallen waren, viel zu leiden hatte, war sie in Orsova an einen Aufkäufer von Sclavinnen gekommen, der sie nach Adrianopel verhandelte.

Hier traf sie ein Loos, das unter allen andern, die sie in ihrer Lage hätten treffen können, für sie das erwünschteste war: sie wurde in das Haus eines alten Türken gebracht, dessen Pflege ihr in Gemeinschaft mit der auch nicht mehr jungen Frau desselben als Hauptgeschäft auferlegt ward.

Wer hätte dieser Aufgabe besser gewachsen sein können als gerade unsere ungarische Sclavin, welche unter der Leitung ihres Vaters nicht nur für die Wartung und Pflege der Kranken sich trefflich ausgebildet, sondern auch eine große Kenntniß, namentlich der schmerzstillenden Heilmittel, vorzugsweise aus dem Pflanzenreich, sich erworben hatte. Ihr alter Hausherr war, ehe sie seine Pflegerin wurde, viele Jahre lang von unsäglich heftigen Schmerzen gepeinigt gewesen, die, wenn sie in ihrer vollen Heftigkeit ausbrachen, ihm bei Tag wie bei Nacht keinen Augenblick Ruhe ließen. Keiner der Aerzte in Adrianopel hatte diese Pein lindern können; ein berühmter italienischer Arzt in Constantinopel, den der reiche Kranke auf seine Kosten kommen ließ, hatte die Schmerzen durch seine theuern Kuren nur noch vermehrt. Kaum aber hatte die Ungarin ihre Heilmittel in Anwendung gebracht und in der Lebensweise des Kranken einige nothwendige Aenderungen eingeführt, da fühlte sich der alte Schmerzensmann erleichtert, ja nach einigen Monaten wie verjüngt und neugeboren. Die letzten zwei Jahre seines Lebens waren ihm, wie er dies oft sagte, die angenehmsten und vergnügtesten gewesen, deren er sich seit seiner gesunden Jugendzeit erinnern konnte; er verschied sanft und völlig schmerzlos an Altersschwäche.

Der Mann war bei seinem Leben sehr gutthätig gewesen. Er hinterließ keine Kinder, auch in Brussa, seinem Geburtsort, lebten ihm keine nahen Verwandten mehr; nach Abzug seiner wohlthätigen Vermächtnisse sollte,

so hatte er in seinem letzten Willen verordnet, seine Hausfrau die Haupterbin seines Vermögens, seine Wohlthäterin und heilsame Krankenpflegerin aber, die ungarische Gefangene, außer ihrer Freiheit auch noch eine ansehnliche Summe erhalten.

Die Jungfrau empfing diese Gabe mit innigem Dank gegen Gott und Menschen. So ungern sie von ihrer Hausfrau entlassen wurde, zog sie dennoch die Heimkehr in das christliche Vaterland der künftigen ihr versprochenen großen Erbschaft der türkischen Hausfrau vor. Es war jetzt wieder sicher zu reisen; sie kam glücklich und bereichert in der Heimath an, wo sie ihren Vater noch lebend fand. Sie verheirathete sich bald nachher an einen Mann, mit dem sie schon vor ihrer Gefangenschaft durch gegenseitige Neigung verbunden gewesen war.

Einige Jahre waren vergangen, da wurde einst ein türkischer Gefangener, der schon längere Zeit beim Festungsbau gedient hatte, in sehr elendem Zustand in das Krankenhaus ihrer Vaterstadt gebracht. Ihr Mann war Arzt in dieser Anstalt und es konnte als ein seltener Zufall erscheinen, daß sie eines Tages, als sie an der Seite ihres Mannes durch die Krankensäle ging, in jenem Türken denselben rohen Soldaten erkannte, der sie gefangen genommen und ihr so manche Kränkung zugefügt, so viele Beschwerden des Marsches bei Frost und Hitze zugemuthet hatte. Sie aber hielt das Begegniß nicht für einen Zufall, sondern für eine Schickung Gottes, die ihr Gelegenheit geben sollte, an dem Feind eine Vergeltung zu üben, wie sie dem Christen ziemt. Sie kaufte den Gefangenen los, verschaffte ihm, als er durch die ärztliche Sorgfalt ihres Mannes geheilt war, Kleider und Reisegeld und entließ ihn zu den Seinen in die Heimath. Eine so kräftige Predigt über den Vor-

zug des Christenglaubens, der auch die Feinde uns segnen und lieben lehrt, hätte der Bekenner des Islam von keiner Kanzel hören können, als die war, die ihm hier in der That des Glaubens verkündet wurde.

---

18. Der kluge Fuchs.

Die kleine Geschichte, die wir hier erzählen, hat sich in einer waldreichen Gegend des mittleren Deutschlands zugetragen, eine ganz ähnliche wird aber auch in einem englischen Jagdberichte gefunden.

Ein Fuchs hatte seit mehreren Jahren in dem Hofe eines wohlhabenden Gutsbesitzers nach seiner Art in behaglicher Sorglosigkeit und Ruhe gelebt; der Jäger hatte ihn, da er noch ganz klein war, in das Haus gebracht; hier war das artige Thier bald der Liebling der Kinder geworden und sogar ein Hündchen, das mit ihm von ohngefähr gleichem Alter war, hatte mit ihm eine vertraute Freundschaft geschlossen, so daß beide mit einander spielten, und auf der wollenen Decke, die im Vorhaus lag, zusammen schliefen. Freilich hatte der kleine Fuchs gar bald, wenn er auf dem Hofe war, angefangen, den jungen Hühnern nachzuspringen, hatte auch eines der Küchlein, das ihm, als er sich schlafend stellte, zu nahe kam, so gefährlich gebissen, daß es starb, auch übte er an seinem arglosen Freunde, dem gutmüthigen Hündlein Scharli, und selbst an den Kindern manche Tücke, stahl sich allerhand Dinge und versteckte sie hinter dem Holze; doch wurden diese Ver-

gehungen meist nur belacht, selten oder nie bestraft. Da er aber etwas größer und älter wurde, verübte er an den gefiederten Bewohnern des Hofes so viele, theils heimliche, theils offenbare Mordthaten, wurde dabei so bissig, daß man sich genöthigt sah, ihn an eine Kette zu schließen, die an seinem Wohnhäuschen befestigt war. Doch durfte er oft Tage lang in einem Garten, der nach allen Seiten von hohen Mauern umschlossen war, mit Herumspringen und mit dem Fang der Mäuse sich belustigen, auch wurde er so reichlich mit Futter versorgt, daß es nur Muthwille war, wenn er von Zeit zu Zeit immer wieder ein Huhn erhaschte und todtbiß, welches etwa, wenn er gleich wie ein Schlafender daneben lag, sich gelüsten ließ, von seiner Mahlzeit in der Schüssel, die er noch gar nicht berührt hatte, zu naschen.

Eines Tages hatte der Gärtner die Thüre des Gartens, darin der Fuchs so eben die frische Luft genoß, nur angelehnt gelassen; das listige Thier benutzte die Gelegenheit und entsprang in die Kornfelder und von da in den Wald. Länger als ein Jahr genoß er der goldenen Freiheit, würgte, wo er die Gelegenheit fand, die jungen Hasen und Lerchen, sowie das Federwildpret des Waldes, schlich sich auch während des Winters in den ihm wohlbekannten Hof seines gewesenen Brodherrn herein und stahl sich da Hühner.

Eines Tages im Herbste ordnete der Herzog ein großes Treibjagen, und besonders eine Hetze auf die in dem Revier sehr häufigen Füchse an. Man hörte von allen Seiten her das Knallen der Jagdflinten und Büchsen, das Bellen der Hunde. Da auf einmal bemerkte man, daß der Fuchs wieder in seiner seitdem leer gebliebenen Hütte stack und so zutraulich, als wäre nichts geschehen, daraus

hervor schaute. Nach seiner thierischen Klugheit mochte ihm dennoch eine solche goldene Freiheit, darin Keiner seines Lebens sicher ist, etwas verleidet worden sein und besondren Ueberfluß mochte es draußen auch nicht für ihn gegeben haben, denn er war so abgemagert und ausgehungert, daß es zum Erbarmen war, weshalb auch die Kinder nicht säumten, ihm alsbald eine reichliche Mahlzeit zu bringen.

Ja, so schön und anlockend auch für unseren Fuchs der Aufenthalt draußen im Wald gewesen sein mochte, kann man es ihm doch nicht verargen, daß er das freie Feld, wo es so unordentlich herging, daß jeder Hund Einen hetzen, Jeder, der eine Flinte hatte, Einen todt schießen konnte, und wo es dazu auch so schmale Bissen gab, gern mit dem sichern Hofe vertauschte. Wäre er aber so vernünftig als listig gewesen, so würde er sich nicht durch seine Diebereien und Mordthaten an dem unschuldigen Hühnervolk den Kettenzwang zugezogen haben, unter dem man ihn beständig halten mußte, sondern er hätte dieselben Freiheitsrechte genießen können, wie sein Jugenfreund: Scharli, der Hund.

Es ließe sich manche gute Lehre für unsre Tage aus dieser kleinen Geschichte ziehen, wir überlassen dies aber dem Leser selber.

19. Der todte Arm.

Wie ein stockblinder Mann einen Sehenden glücklich nach Rom brachte, das haben wir oben (in der 15. Erzählung) berichtet und so etwas mag sich allerdings nur selten zugetragen haben. Noch seltsamer aber wird es wohl lauten, wenn wir einen Fall berichten, wo aus einem todten Menschenarm in den lebenden Arm, welcher den todten zerschnitt, eine Kraft und Geschicklichkeit hineinkam, die vorher niemals darinnen war. Hätte nun das todte Glied bei seinen Lebzeiten einem Menschen angehört, in welchem ein Fünklein des Geistes eines Elisa inwohnend gewesen wäre, dann könnte man es wohl begreiflich finden, aber der Arm, welcher da unter dem anatomischen Messer lag, war von dem Körper eines Gaudiebes abgeschnitten worden, der etliche Tage vorher am Galgen gestorben war.

Wir müssen die Geschichte der Ordnung nach erzählen.

Den Namen des John Hunter hat freilich bei uns auf dem Festlande schwerlich ein Goldschmied oder ein Bäcker, ja nicht einmal ein Metzger nennen hören, obgleich er mit dem letzteren von einigermaßen verwandter Profession war; auch an den Theetischen und noch mehr an den Eßtafeln der vornehmen Häuser wird schwerlich von ihm die Rede gewesen sein. Aber die Herren Aerzte und Naturforscher in wie außer Europa, die wissen es alle, daß dieser John Hunter einer der größten, berühmtesten Meister in der Zergliederungskunde und in der Erkenntniß des Baues des thierischen sowie menschlichen Körpers gewesen ist, von Aristoteles Zeiten an bis auf unsre Tage.

Unter den zehn Kindern seiner Eltern war John (geboren im J. 1728) der jüngste. Er war der Liebling seines alten Vaters und mag auch ein ganz prächtiger Junge gewesen sein, der zum Laufen und Springen, zum Werfen mit Steinen, zum Reiten und Tanzen ausnehmende Lust und Geschicklichkeit bezeugte, dabei aber mit dem Lesen und Schreiben, überhaupt mit dem Lernen in der Schule nichts zu schaffen haben mochte. Vielleicht erging es ihm dabei wie jenem kleinen adlichen Junker, von welchem ich in meiner kleinen Schrift „über Ahnen und Wissen" erzählt habe. Als dieser, aus dem später auch ein gar wackerer, tüchtiger Officier geworden ist, von seinem Vater in ein Erziehungsinstitut gebracht wurde, fragte ihn der damalige Director, der eine große Furcht vor den Folgen der natürlichen Antipathieen hegte, nachdem er dem Kleinen verdeutscht hatte, was man unter dem Wort verstehe: ob er wohl irgend eine erklärte Antipathie gegen gewisse Speisen oder Getränke habe? Der Knabe antwortete darauf: er seines Theiles könne alles essen und vertragen, was ihm vorgesetzt werde, nur gegen das Lesen und Schreiben, überhaupt gegen das Lernen, habe er eine „erklärte Antipathie", bäte deshalb, ihn damit zu verschonen. Nun, der alte Vater unseres John mag etwa auch wie jener Director einen besondern Respect vor den Antipathieen gehabt haben, die in der zarten Jugend liegen, und er trieb diesen Respect noch weiter, als der übrigens ziemlich verständige Director, denn er ließ den Buben thun oder nichts thun, wie es demselben eben einkam.

John war zehn Jahre alt, da starb sein hochbetagter Vater. Aber die allzu zärtliche Mutter konnte auch nichts Besonderes mit dem Jungen richten. Dieser war schlechterdings an keine anhaltende Aufmerksamkeit beim Lernen zu

gewöhnen; mit vieler Mühe hatte man ihm die Anfangsgründe vom Lesen und Schreiben beigebracht. Man wollte das Latein mit ihm anfangen, der Bube aber, weil man ihm die Bekanntschaft mit dem Bruder Stock vorenthalten hatte, war selber wie ein Stock; er brachte es kaum dahin, nur mensa, der Tisch, zu decliniren. Man gab die Hoffnung auf, aus ihm einen Gelehrten wie aus seinem Bruder William zu machen. Je größer er wurde, desto ungehemmter ließ man ihn herumschlendern, bald auf Jagd- bald auf Landparthieen. So hatte der arme John seine schöne Jugendzeit bis zum achtzehnten Jahr verträumt und verschleudert. Da redeten die Verwandten und ihre eigenen älteren Kinder der allzu zärtlichen Mutter ernstlich in's Gewissen; sie entschloß sich, ihren schätzbaren Jüngsten, diese Lust ihrer Augen, aus dem Hause zu geben, zu einem ihrer Schwiegersöhne, der in Glasgow als Meublesfabricant oder Kunstschreiner lebte. Da mußte nun der John, dem das mensa, der Tisch, nicht in den Kopf gewollt hatte, mensam, den Tisch, und mensas, die Tische, als Bearbeiter in die Hände nehmen, er mochte es gerne thun oder nicht. Aber das Geschäft seines Schwagers kam in's Stocken, dieser mußte seine Meublesfabrication aufgeben, und John, jetzt in seinem zwanzigsten Jahre, war ohne Beschäftigung und ohne Brod. Da fiel es ihm ein, sich an seinen älteren Bruder, den Dr. William Hunter, zu wenden, der in London als angesehener Arzt lebte, und dabei Vorlesungen über Anatomie hielt. An diesen schrieb er einen Brief — ich mag nicht wissen, wie viele orthographische Fehler darinnen waren — und fragte an: ob ihn der Bruder nicht als Diener in seinen Geschäften zu sich nehmen wolle, wo nicht? dann gedächte er unter die Soldaten zu gehen. William schrieb ihm wieder, er

solle nur kommen, und John machte sich sogleich auf den Weg nach der großen Hauptstadt. Da stellt ihn der Bruder gleich am andern Tag an den Anatomietisch hin, legt ihm einen menschlichen Arm hin, gibt ihm das Messer in die Hand und zugleich eine Anleitung, wie er an diesem todten Gliede die Muskeln, d. h. jene Theile vor Augen legen solle, durch deren wundervolle Kräfte am Arm wie an der Hand des Menschen alle die tausendfältigen kunstvollen Bewegungen und Thaten des Lebens hervorgebracht werden. John steht vor dem todten Arme da: sein Messer enthüllt ihm das jetzt für immer ruhende Getriebe, an welchem eine belebende Seele ihre unsichtbare Schöpferkraft kund thut, und siehe, es war auf einmal, als sei ein andrer, neuer Geist über den Jüngling gerathen; das Auge und das Herz wird ihm geöffnet für das Verständniß der Sprache, welche der Schöpfer in seinen sichtbaren Werken zu den Menschenkindern redet.

Der Bruder William kommt, er sieht nach, was der John gemacht hat; die Arbeit ist über alle Erwartung wohl gerathen und schon bei einer zweiten Aufgabe, die ungleich schwieriger war, weil außer den Muskeln zugleich die mit Wachs ausgespritzten Blutgefäße bis zu ihren feinsten Verzweigungen vor Augen gelegt werden mußten, zeigte sich die Handgeschicklichkeit des angehenden Lehrlings in so außerordentlicher Weise, daß der sonst sehr zurückhaltende, ernste Dr. William sich nicht enthalten kann, dem Bruder zu sagen: „Du wirst einmal ein ausgezeichneter Anatom werden."

Nun, diese Voraussage ging im vollsten, reichsten Maaße in Erfüllung. Noch vor Ablauf eines Jahres trat John Hunter, anfangs unter der Autorität seines Bruders, als Lehrer der Anatomie auf. Seitdem der

neue Geist des Lebens und des Erkennens in ihn gekommen war, sahe er gar deutlich, was ihm fehlte; bereute inniglich die Versäumnisse seiner Jugend und suchte aus allen Kräften sie gut zu machen. Er gab sich an der Universität Oxford mit allem Fleiß den wissenschaftlichen Studien hin, erhielt bei seiner Rückkehr nach London alsbald als ausgezeichneter Wundarzt eine ehrenvolle Anstellung, machte als solcher mehrere Feldzüge mit, stieg bei seiner abermaligen Heimkehr nach London von einer wichtigen, dem Vaterlande heilbringenden Stelle zur andern, zuletzt zu der eines Generalchirurgen der Armee, Generalinspectors der Militär-Hospitäler, königlichen Leibchirurgen u. d. m. empor. Neben den Verdiensten aber, die er sich als unvergleichbar geschickter Wundarzt um Tausende der Hilfsbedürftigen erwarb, haben jene Entdeckungen und Forschungen eine noch viel allgemeinere, bleibende Anerkennung gefunden, womit der große Anatom und Physiolog das ganze Gebiet der Geschichte des thierischen Körperbaues und der Kräfte, so wie der Gesetze des Lebens bereichert hat, welche im beseelten Leibe walten. Der Anblick des todten Menschenarmes hatte in ihm einen Geist des Lebens geweckt, der überall das Leben erfaßte und demselben auf den geheimen Wegen seiner Wirksamkeit nachzugehen vermochte. John Hunter ist bei seinem übermäßig angestrengten, bei Tag wie bei Nacht fortgesetzten Arbeiten (er gönnte sich bei Nacht nur vier, Nachmittags eine Stunde Schlaf) dennoch 66 Jahre alt geworden; aus seiner chirurgischen Schule hat England bis auf unsere Tage seine meisten, größesten Wundärzte erhalten.

Den John Hunter hat der Anblick eines abgeschnittenen Menschenarmes, der noch dazu nicht sein eigenes Fleisch und Blut war, durch die Erwägung der unsichtbaren Ursache, welche dem jetzt todten, ohnmächtigen Gliede Kraft und Bewegung gegeben hatte, zu einer für sein ganzes späteres Leben heilsamen Besinnung gebracht. Es gibt Zeiten und Stunden, in denen der Seele manches Menschen nicht nur ihr eigenes Fleisch und Blut, sondern ihr ganzes Thun und Wesen, wie etwas Todtes und Erstorbenes vorkommt. Dann kann sie allerdings auch, durch die Erwägung des unsichtbaren Grundes, der in dieses todte, ohnmächtige Wesen ein neues Leben zu bringen vermag, zu einer heilsamen Besinnung gebracht werden, welche von noch weiter gehenden, andauerndern Folgen ist, als der Eindruck, den die Betrachtung des todten Menschenarmes auf den John Hunter machte.

Inhalt.

Bemerkung. Von den hier vorstehend angezeigten kleinen Erzählungen fanden sich in der Christoterpe von Knapp abgedruckt: die 2te, 4te, 14te, 15te u. 19te; im Schleswig-Holsteinischen Kalender die 6te; in der Jugendzeitung von Dr. Barth die 11te und 13te; die 8te und 9te sind einem vormaligen bayerischen Wochenblatt nacherzählt, die übrigen sind neu.